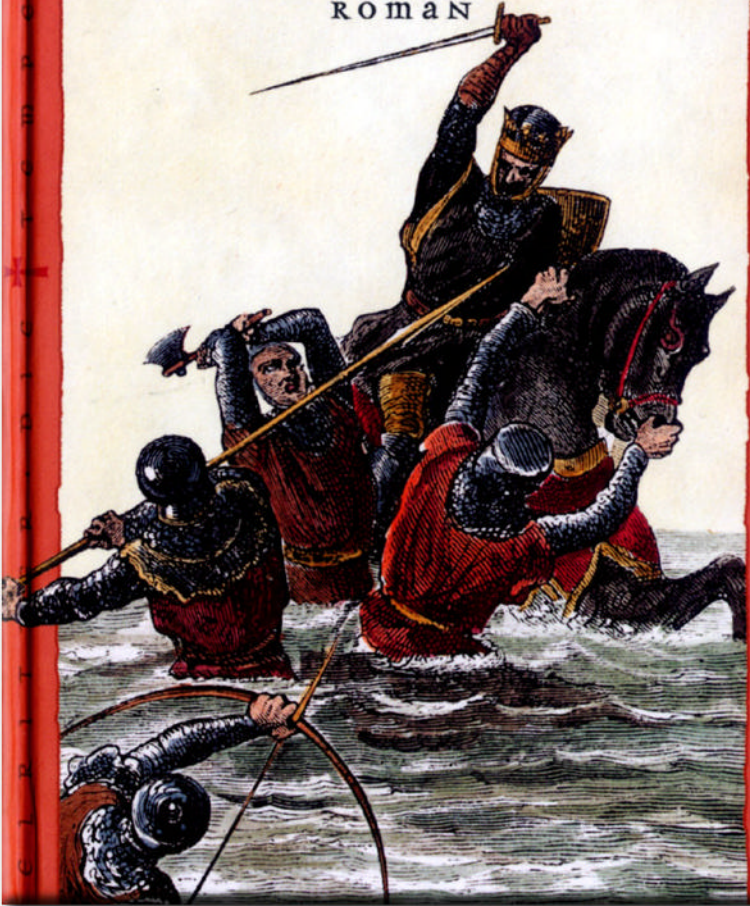


DIE **†** T E M P E L R I T T E R

peter de CeLLa
HENRI de ROSLIN
UND die teufel
VON NOTRE dame

ROMAN



DIE **†** T E M P E L R I T T E R . DIE **†** T E M

Peter DeCella

**Henri de Roslin
und die Teufel
von Notre Dame**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: akg-images, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
Buch-Nr. 019792
www.derclub.de

In Notre Dame, einem abgeschiedenen Ort im Norden Frankreichs, wollen sich die Gefährten um Henri de Roslin von den überstandenen Strapazen erholen. Doch das rundum von Flüssen umgebene Idyll wird für sie zur Falle: Ein ehemaliger Soldat des Königs erkennt Henri, den Königsmörder, und zeigt ihn an. Eine Flucht ist ausgeschlossen, denn Unwetter haben die Flüsse gewaltig anschwellen lassen – sie sitzen fest. Zum Glück weiß Uthman einen Ausweg aus dieser verteuflten Situation...

ERSTER TEIL

Juni 1318. Mittsommernacht

Die Nacht begann sich aufzulösen. Wie durch Zauberkraft wurde es am Fluss immer heller. Ohne dass Sonne oder Mond Helligkeit spendeten, legte sich ein geheimnisvolles Licht über den verwunschenen Wald von Notre-Dame, irgendwo im Norden der Normandie.

Die Natur bot ein Schauspiel, das alle Menschen, die es erblickten, faszinierte. Es lag etwas in der Luft, das nicht zu fassen war. Es knisterte. Es zuckte. Es leuchtete. Überall schienen sich unsichtbare Erdgeister zu regen, und derjenige, der ganz genau hinsah, konnte sie mit etwas Glück vielleicht sogar sehen.

Es war die kürzeste Nacht des Jahres. Sie schien dem Licht die Herrschaft zu überlassen. Dieses Ereignis wurde gefeiert.

Henri de Roslin, Uthman ibn Umar, Joshua ben Shimon und Sean of Ardchatten blickten von einer Anhöhe auf das fließende Wasser hinab, über dem Nebel hingen und an dessen Ufer Feuer brannten. Der Fluss strömte dahin, und im Plätschern der Wellen nahmen die Gefährten die Rufe von Menschen wahr, fröhliche Gesänge und Frauengelächter. Darunter mischte sich Nachtigallengezwitscher, das wie eine von fernen Flöten gespielte Melodie herüberklang. Am deutlichsten aber war der strenge Schlag der kleinen Trommeln zu vernehmen, zu dessen Rhythmus Männer Fackeln am Flussufer entlang trugen. Die Trommeln und die Fackeln erhöhten die Spannung. Schließlich stürzten sich nackte

Frauen, die im Dunkeln gelauert hatten, auf die in gespannter Erwartung auf dieses Ereignis harrenden jungen Männer.

Nackte reckten sich in dieser Nacht überall und badeten im Fluss, der sich auf vielfache Weise um Notre-Dame teilte.

Genau hier, an dieser Stelle, hatte sich einst ein Wasserwunder ereignet. Die Jungfrau Maria war erschienen und hatte eine heilende Quelle zum Sprudeln gebracht. Die Bewohner von Notre-Dame feierten in dieser Nacht der Nächte vor allem auch dieses Ereignis, sie feierten die Jungfrau, das Wasser und das Licht, mit ihrer Nacktheit, ihren Waschungen und ihren Fackeln. Sie waren getaufte Christen, deren Gemeinde ein gestrenger Priester vorstand, und dennoch beteten sie nach altem Ritual die Natur an.

Inmitten dieses wilden Treibens erschien plötzlich ein Priester, genau an der Stelle im Wald, wo die Nebelschleier am dichtesten aufstiegen. Der in ein knöchellanges, schneeweißes Ornat gehüllte Mann wuchs über die Büsche vor der Lichtung empor, und als er die Arme gen Himmel reckte, wirkte er fast so groß wie die Bäume. Als er näher kam, erkannte man, dass er auf den Schultern kräftiger Träger stand. Unter leichtem Schwanken ließ er sich von ihnen zu einem Feuer tragen, in dem Kräuterbündel verbrannt wurden, die einen betörenden Duft verströmten.

Wie die Gefährten von der anderen Seite des Flusses aus beobachten konnten, wurden kurz darauf Flöße zu Wasser gelassen, auf denen kleine Strohpyramiden auf Scheiterhaufen brannten. Während diese immer kräftiger aufloderten, trieben die Flöße durch Reihen von badenden Männern und Frauen, die bis zum Bauch in den Fluten standen. Sie empfingen die flammenden Flöße mit Getöse und leiteten sie vorsichtig durch das Spalier menschlicher Leiber hindurch. Dabei schwenkten sie funkenstiebende Fackeln, deren Licht sich mit dem Feuerschein der Scheiterhaufen verband. In der Ferne

galoppierten drei Falben von Ufer zu Ufer, und die weißen Funken des Wassers spritzten im Licht der Feuer hoch empor. Die weit gereisten Gefährten, die erst am Vorabend in Notre-Dame eingetroffen waren, verstanden den Sinn dieser Zeremonie nicht, aber sie konnten sich ihrem Zauber auch nicht entziehen. Henri, der als Christ jedes heidnische Tun mit besonderem Argwohn betrachtete, wusste, dass die strengen Priester in der Dorfkirche dieses zügellose Treiben mit den Worten verdamnten: »Feuer wird fallen vom Himmel, bis ihr in eurem Fett bratet!« Er selbst allerdings, der die Liebe des Fleisches ohne Seele mit Keuschheit zu beantworten trachtete, beurteilte das lüsterne Treiben zu dieser Mittsommernacht nachsichtig. Die Menschen, dachte er, leben ohnehin im Fegefeuer. Seuchen, Plagen und Katastrophen suchen sie heim, ja, selbst der Unheil verkündende Komet soll wieder gesichtet worden sein. Er kehrte sicher mit finsternen Absichten zurück, da würde es bald kaum mehr Grund zum Feiern geben.

Sollen sie also feiern, dachte Henri. Und als er in die Gesichter seiner Gefährten blickte, erkannte er, dass sie ebenso dachten.

»Es ist kaum zu glauben, dass man in diesem vom göttlichen Wunder berührten Dorf nackte Jungfrauen zu sehen bekommt«, sagte Sean. »Und diese Frauen sind nicht nur jung, sie sind schön und gesund mit ihren weißen und festen Gliedern. Nach all dem Verfall, den wir in der Bretagne erlebt haben, kommen mir ihr Anblick und dieses ganze Fest hier wie ein Wunder vor.«

»Genau das aber ist das Leben«, sagte Uthman, »ein Wunder.«

»Und wir müssen es bewahren, in all seinen Formen«, ergänzte Joshua. Er sprach langsam und gedämpft, denn er war noch recht schwach nach der langen Reise – die Zeit in Quimper hatte ihre Spuren hinterlassen.

»Wir sollten uns allerdings darauf vorbereiten, dass in Notre-Dame nicht jeden Tag nackte Frauen zu sehen sein werden«, warf Henri schmunzelnd ein. »Wir haben Mittsommernacht, und da sind die üblichen Sitten und Gebräuche außer Kraft gesetzt.«

»Es gibt übrigens auch nackte Männer unter den Feiernden«, warf Uthman ein.

»Vor dem Hintergrund der Pest, die wir in Quimper erlebt haben, wird sich uns wohl in jedem gesunden Leib das Wunder der göttlichen Schöpfung offenbaren«, sagte Henri frohgemut. Und nach einer kurzen Pause fügte er nachdenklich hinzu: »Ich kann mir allerdings lebhaft vorstellen, dass sich die Priester gegen dieses unchristlich anmutende Fest ereifern werden.«

»Lass sie eifern, Henri!«, sagte Uthman kopfschüttelnd. »Sie haben nie geliebt.«

»Der Anblick nackter Frauen kann verführen, aber er stellt auch eine Herausforderung dar«, sagte Henri. »Besonders für solche, die sich der Keuschheit verpflichtet haben, wie ich. Meine Vernunft sagt mir, es ist Sünde, eine Nackte anzuschauen; und es ist auch Sünde, sich nackt zu zeigen. Aber dann fühle ich, dass die Frauen unschuldig sind. Zwar locken und verführen sie, aber doch nur deshalb, weil der Herr ihnen die Sehnsucht nach Liebe eingepflanzt hat.«

»Schlecht sind allein jene Frauen, die ohne Liebesehnsucht sind und dennoch danach trachten, zu verführen«, meinte Uthman. »Sie tun es schamlos, um uns Männer willenlos zu machen und um für sich allein Vorteile zu erringen. Sie haben den göttlichen Ruf nicht vernommen, der ihnen sagt, dass ihre Schönheit ein Geschenk ist, mit dem man achtsam umgehen muss.«

»Ihr Sarazenen wisst, wovon ihr redet«, sagte Joshua matt. »Ihr habt das Problem der unkeuschen Frauen rigoros gelöst,

indem ihr alle Weiber unter Schleier hüllt und hinter vergitterten Fenstern versteckt.«

»Wir Rechtgläubige mögen es eben nicht, wenn Frauen schamlos sind. Es gibt viele liebenswerte und schöne Frauen. Aber es gibt ebenso viele, deren Geist und Seele verkümmert sind. Sie wissen nicht, was sie anrichten, wenn sie Männer willenlos machen, oder, was noch schlimmer ist, sie empfinden tiefe Lust dabei und genießen ihre Macht. Diese Weiber muss man zügeln.«

»Aber ist es eine vernünftige Lösung, die Frauen zu verstecken?« Sean schaute ratlos. »Erscheinen sie den Männern dadurch nicht sogar noch reizvoller und begehrenswerter, und verzehren sie sich dann nicht noch weitaus sehnsüchtiger nach ihnen? Das wäre doch ein großer Schaden für uns Männer.«

»Mein Knappe ist ein richtiger Philosoph«, scherzte Henri. »Allerdings glaube auch ich, dass es besser ist, wenn wir die Frauen zu uns nehmen, anstatt sie zu verstecken. Sie gehören in unsere Mitte und sollten nicht weggesperrt werden wie kostbare Trophäen. Man muss mit Überzeugung auf die Weiber einwirken, nicht mit Verboten. Und wir Männer müssen ihnen Vorbilder sein.«

»Außerdem gibt es genügend kluge und sittsame Frauen«, wandte Joshua ein, »die mit ihrer von Gott geschenkten Schönheit zurückhaltend umgehen und damit uns Männer wahrlich erfreuen.«

»Diese Frauen helfen uns tatsächlich, Freude am Leben zu haben«, gab Uthman zu. »Schlimm ist es allerdings um jene bestellt, die immer nur vom Geschenk ihrer Schönheit zehren, ohne daran zu denken, dass dieses Geschenk vergänglich ist. Wenn sie nicht lernen, dass der Mensch mehr ist als nur Körper, werden sie äußerst unglücklich sein, wenn sie einmal alt werden.«

»Aber erhalten Frauen denn je eine Gelegenheit, andere Tugenden auszubilden?«, fragte Joshua.

»Vielleicht wollen sie es gar nicht!«, gab Uthman zur Antwort.

»Höre ich da etwa Töne von allzu großer Geringschätzung Frauen gegenüber heraus?«, fragte Henri.

»Nein«, entgegnete Uthman lächelnd, »die hörst du nicht. Und bitte glaube nicht, dass wir uns gegen Frauen wenden, nur weil sie bei uns einen Schleier tragen. Das mag in den Augen von euch Christen so aussehen, doch der Schleier ist für die Frauen eigentlich nur von Vorteil, denn er dient ihnen als Schutz vor der Aufdringlichkeit lüsterner Männer. Mohammed – Friede sei mit ihm – war alles andere als ein Feind der Frauen.«

»Aber seine Nachfolger waren es«, meinte Henri. »Es fing schon bei Abu Bakr an, aber besonders Omar, der zweite Kalif, verachtete die Frauen, für ihn waren sie nichts als wild wuchernde, ungezähmte Natur. Und Ali, der große Führer der Schiiten, stand ebenfalls in dieser Tradition.«

»Das war das Problem der Exegeten«, gab Uthman zu. »Aber Mohammed – Friede sei mit ihm – wusste genau, welche Bedeutung die Frauen in unserem Leben haben. Und deshalb verachte auch ich sie in keiner Hinsicht. Im Gegenteil: Ich liebe die Frauen. Und sie lieben mich. Kann man gewisse Verhaltensweisen von Frauen nicht bemängeln, ohne gleich als ihr Feind dargestellt zu werden?«

»Du hast natürlich Recht«, gab Henri zu. »Wer das Verhalten von Männern kritisiert, ist auch nicht gleich ein Feind der Männer. Aber was ist mit diesen Menschen da hinten?« Henri wies mit dem Kinn auf die ohne Scham sich gebärenden Leute im Wald, im Wasser und auf der Lichtung. »Begreifen sie, wie sie sich gegenseitig ergänzen und welche Aufgabe ihnen dabei zukommt?«

»Nein, sie lassen sich von ihrer Lust leiten. Denn sie wissen, dass morgen schon alles vorbei sein kann«, sagte Uthman.

»Auch ich glaube nicht, dass sie wissen, was sie tun«, meinte Joshua. »Aber sie kennen die Gefahren, die ihnen tagtäglich drohen, deshalb verhalten sie sich in dieser besonderen Nacht so zügellos.«

»Christen sollten die Liebe segnen«, sagte Sean melancholisch. Die Gefährten wussten, dass er in Gedanken noch immer bei seiner geliebten Angélique war, die in Quimper an der Pest gestorben war.

»Ganz gleich, in welcher Form sie sich zeigt?«, fragte Henri zweifelnd.

»Der Liebe ist menschlicher als der Krieg«, erwiderte Sean. »Aber den Krieg segnen wir, während wir der Liebe misstrauen.«

»In diesem Punkt kann ich dir zum Teil Recht geben, mein Knappe«, sagte Henri. »Die Liebe ist ein Grundpfeiler der christlichen Lehre. Doch damit ist nicht die animalische Liebe gemeint, die nur die körperliche Gier befriedigt und die uns hier heute Abend überall umringt. – Trotzdem, lassen wir die Menschen in dieser Nacht feiern, wie sie es wollen.«

»Ja«, sagte Uthman. »Gehen wir in den Gasthof zurück. Hier draußen am Wasser wird es allmählich kalt.«

»In dieser Gegend fließt erstaunlich viel Wasser«, stellte Joshua nachdenklich fest. »Es ist seltsam, wie stark und schnell sich das Wasser fortbewegt, obwohl es gar kein Gefälle gibt.«

»Das stimmt«, sagte Uthman. »Jetzt, wo du es sagst, fällt es mir auch auf. Notre-Dame wird von zahlreichen Wasserarmen umflossen. Ein merkwürdiger Ort.«

»Als käme alles aus einer einzigen Quelle«, sagte Joshua nachdenklich. »Und als gäbe es jemanden, der es von irgendwoher in einer bestimmten Absicht steuerte.«

Da Uthman ein wenig heilkundliches Wissen besaß, hatte er sich bereit erklärt, den noch immer recht schwachen Joshua zu pflegen. Er hatte Kräuter gesammelt, die den Freund stärken sollten, darunter auch einige Giftpflanzen. Der Trank, den er daraus zubereitete, bestand aus blauem Eisenhut, Aronstab und Bilsenkraut, dazu kamen Tollkirsche und weißer Diptam; um die Wirkung zu mildern, hatte Uthman etwas roten Sonnenhut und Wasserdost hinzugefügt. Joshua, selbst ein Heilkundiger, war voller Vertrauen in die Künste Uthmans. Nach der langen Haft in Quimper war er glücklich über die Zuwendung, die er nun erhielt, und Uthman kümmerte sich rührend um ihn.

Unterdessen versuchte Henri, seinen Knappen Sean von dessen Trauer abzulenken. Der Tod seiner Liebsten nahm ihn mehr mit, als er zugeben wollte; diese Wunde verheilte nur sehr langsam. Die beste Kur, das wusste Henri, war in diesem Fall intensive Beschäftigung. Daher ritt er am Morgen nach Johannis, als die Rauchschwaden von den Feierlichkeiten der vergangenen Nacht noch über dem Wald hingen und die Glut von Hunderten kleiner Feuer noch nicht ganz erloschen war, zusammen mit Sean in den Wald.

In den Baumwipfeln rauschten sanft die Blätter. Menschen waren nirgends zu sehen. Bald trat zwischen den dicht stehenden Stämmen die Nacht endgültig zurück, und feine Sonnenstrahlen brachen durch das undurchdringliche Geäst. Die tiefen Sandwege verschluckten jeden Tritt der Reitpferde.

Es ging in einem geschlossenen Waldstück mit einzelnen Kiefernalden um Wegbiegungen, dann mit Felsblöcken übersäte Anhöhen hinauf. An der hohen Flanke wichen die verfilzten Kiefernstände einem Eichenwald, in dem vereinzelt knorrige und verwachsene Hutebuchen standen, die sich gegenseitig zu stützen schienen.

Henri lehrte seinen Knappen das Fährtenlesen. Jeder abgeknickte Zweig, jeder umgedrehte Stein, jede zerdrückte

Wurzel hatten eine Bedeutung. Bei den Kämpfen im Heiligen Land war es oft darauf angekommen, Fährten zu erkennen und richtig zu deuten, häufig hatte das Leben davon abgehungen.

»Was ist das?«, fragte Henri und deutete auf eine bemooste Stelle am Waldboden, auf der ein deutlicher Abdruck zu erkennen war.

Sean ging in die Hocke. »Jemand ist darüber gelaufen«, meinte er.

»Und wer?«

»Willst du wissen, wie er hieß?«

»Dummkopf! War es ein Mensch oder ein Tier?«

»Wie soll ich das wissen, Herr Henri! Ich war doch nicht dabei.«

»Eben. Gerade, weil du nicht dabei warst, ist es wichtig, dass du dir die Spur genau anschaust. Wer Spuren richtig zu deuten vermag, erhält schnell ein klares Bild von den Umständen, die zu ihnen führten, du kannst dann beispielsweise recht genau erkennen, was kürzlich hier geschehen ist. Also?«

Sean beugte sich wieder über den Waldboden. »Es sieht aus, als stammte der Abdruck von einem Tier. Er ist klein, nicht sehr tief – und da sehe ich einen Eindruck, wie von einem Sporn.«

»Sehr gut«, lobte Henri. »Vielleicht war es ein Wildschwein?«

»Nein«, sagte Sean zögernd. »Wildschweine haben keinen Sporn am Huf. Eher war es ein hufloses Tier, vielleicht sogar ein Greifvogel, der eine Maus fing.«

»Hört, hört! Jetzt siehst du schon Einzelheiten! – Gehen wir weiter.«

Sie erreichten eine Lichtung. Henri hielt an einem Busch an. Wieder deutete er auf eine Stelle, die auffällig gekennzeichnet war.

»Was ist hier geschehen?«, fragte er.

»Hier hat ein Tier Schutz gesucht.«

»Welches Tier? Beachte die niedergedrückten Zweige! Noch in Augenhöhe sind sie gebrochen.«

»Das Tier war – ein Mensch!«

»Ein Mensch?«

»Vielleicht waren es sogar zwei!«

»Sie haben in diesem Busch Schutz gesucht? Wovor?«

»Sie liebten sich vielleicht. Am Boden scheint ein Lager gewesen zu sein.«

»Sehr gut. Und was für Menschen waren das?«

»Ich war doch nicht dabei! Also, ich sehe glatte Brüche an den Zweigen, ich sehe tiefe Abdrücke von nackten Füßen im weichen Boden, ich sehe allerdings keine Spuren von Wolle oder Tuch. Zumindest hier ist nichts hängen geblieben. Also waren die beiden vielleicht nackt – ein Mann und eine Frau?«

»Das kann sein. Aber ergibt sich das aus den Spuren? Oder reimst du das nur zusammen, weil du gesehen hast, was sich hier während des Mittsommernachtfestes abspielte?«

Sean beugte sich wieder über den Boden. »Ich sehe Abdrücke am Boden. Wenn ich sie mit Kreide umzeichnen würde, ergäbe sich vielleicht ein Abdruck eines nackten Frauenkörpers. Vielleicht ist der Boden noch warm? Nein, nicht mehr.«

»Nun, mein Sean, bevor du dich zu sehr anstrengst, lass dir gesagt sein, dass man die Spuren, die man findet, häufig zu einem recht klaren Bild verbinden kann. Du hast bisher alles sehr gut gemacht, aber bedenke, dass uns unsere Phantasie zuweilen in die Irre führen kann. Verlasse dich daher immer nur auf das, was du zweifelsfrei erkennst.«

»Das tue ich doch!«

»Das machst du leider nicht immer, Sean! Du lässt dich von Gefühlen leiten.«

»Ist das denn schlimm?«

»Nein, nicht immer. Nur manchmal, wenn man klare Gedanken braucht, um wichtige Entschlüsse zu fassen.«

»Auch dazu bin ich in der Lage. Ich werde mit allem fertig, mit dem Wirklichen und mit dem Eingebildeten!«, sagte Sean selbstbewusst.

»Nun, wir werden sehen!«, entgegnete Henri.

Da schrie Sean plötzlich auf und deutete erschrocken auf eine Stelle hinter Henris Rücken. »Da, schau!«

Henri drehte sich um. Ein strenger Wildgeruch stieg ihm in die Nase, und er hörte, wie es ringsum im Holz knackte und zahlreiche Äste brachen. Eine Rote Wildsau mit Frischlingen wühlte schmatzend im Wurzelwerk alter Buchen.

Urplötzlich brach ein Keiler aus dem Unterholz hervor. Er wirkte äußerst kräftig und ziemlich bedrohlich. Mit zitternden Flanken stand er da, senkte seinen Kopf und scharrte mit den Hufen, als wolle er jeden Augenblick zum Angriff übergehen.

»Nimm das Schwert in beide Hände!«, rief Henri seinem Knappen zu. »Halt es fest und strecke es vor den Körper!«

Mit gesenktem Schädel, die Hauer vorgereckt, raste der Keiler heran. Dann bohrte er seine Vorderläufe in den Boden und starrte die Eindringlinge aus roten Augen an.

Henri hörte neben sich hastige Schritte. Als er zur Seite sah, bemerkte er Sean, der auf eine mehrstämmige Hutebuche zu rannte. Schnell hangelte er sich daran empor. Henri fixierte den Keiler. Er zielte mit dem Schwert zwischen seine Augen. Sean hatte inzwischen eine sichere Höhe erreicht. Henri hob langsam das Schwert und machte zwei Schritte nach vorn.

Der Keiler schnaubte wild, aber er griff nicht an. Seine Flanken zitterten stärker, mit seinen scharrenden Hinterläufen warf er Sand auf. In Henris Gedanken flammten plötzlich Bruchstücke einer fernen Erinnerung auf. Es war ihm, als habe er die gleiche Szene schon einmal erlebt. Aber er war doch noch nie auf Saujagd gewesen.

Doch! Jetzt fiel es ihm ein. Ein einziges Mal in seinem Leben hatte er an einer solchen Jagd teilgenommen.

Henri machte noch einen Schritt. Dann stand er dem Tier Auge in Auge gegenüber.

Es war eine ganz besondere Jagd gewesen, bei der er allerdings nicht freiwillig zugegen gewesen war. Nicht einmal vier Jahre zuvor, an einem eiskalten Novembertag, hatte er im Wald von Fontainebleau an einer Saujagd teilgenommen! Es war ein blutiges Ereignis gewesen. Und er hatte dabei den König getötet!

Blitzartig schossen ihm die Bilder durch den Kopf, er konnte sie nicht zurückdrängen. Der Keiler stand noch immer angriffslustig schnaubend vor ihm.

Henri erinnerte sich ungern an diese Geschehnisse. Es war eine grausame Zeit gewesen. Er hatte sich am Hof in Fontainebleau eingeschlichen, um Rache zu üben. Früh am Morgen hatte der König seine Falken fliegen lassen, und die Jäger hatten ihre Sauhunde durch das Blasen der Hörner ermuntert. In einem windgeschützten Dickicht aus Adlerfarn, das guten Schutz vor Wind und Nässe bot, war plötzlich Schwarzwild aufgetaucht.

In der vorangegangenen Nacht hatte Henri nicht geschlafen. Er hatte wach in seinem Zelt gelegen, denn er hatte gewusst, was ihn am nächsten Morgen erwartete. Und als es so weit war und das Schwarzwild zwischen Dämmerlicht und Frühsonne erschien, war die Gefahr überall greifbar gewesen. Henri erinnerte sich genau. Er hatte gedacht: Dies ist ein guter Tag für meine Rache!

König Philipp, neben dem Henri geritten war, musste die Gefahr, die von diesem ausging, plötzlich gespürt haben. Er hatte ihn misstrauisch angeblickt und sein Pferd hart am Zügel gerissen, sodass es sich aufbäumte. In diesem Moment war der Keiler direkt vor ihnen erschienen.

Henri fixierte nun den Keiler vor ihm im Wald von Notre-Dame. Das Tier rammte weiter seine Hufe in den Waldboden und grunzte anhaltend. Es wusste anscheinend nicht, ob es angreifen oder weichen sollte.

Im Wald von Fontainebleau hatte König Philipp, der die Verhaftungen und die Morde an den Tempelrittern zu verantworten hatte, die Verfolgung des Keilers aufgenommen; die Saufeder hatte er im angewinkelten Arm gehalten. Henri erinnerte sich jetzt wieder ganz genau daran. In Todesangst hatte sich der Keiler plötzlich umgedreht. Schweißflocken waren gestoben. Dann war das Tier zum Angriff übergegangen.

Einer seiner Hauer hatte den königlichen Schimmel am Bein getroffen. Vor Schmerz und Schrecken hatte das Pferd gebockt und den König abgeworfen, der allerdings mit einem Fuß im Steigbügel hängen geblieben war. In seiner Panik war das Pferd durch den Wald davongaloppiert und hatte den hilflosen König durch das Unterholz geschleift.

Philipps Schmerzensschreie dröhnten Henri noch jetzt in den Ohren. Der Keiler hatte Henri damals mit ebenso wilden, roten Augen angestiert, mit denen ihm jetzt sein Verwandter im Wald von Notre-Dame entgegenblickte. Gleich darauf hatte das Tier kehrtgemacht und war geflohen.

Henri hatte die Verfolgung aufgenommen. Dann war der Fuß des Königs aus dem Steigbügel gerutscht, und der Verletzte war liegen geblieben.

Als Henri den Gestürzten erreicht hatte, hatte für ihn eine andere Jagd begonnen.

Er hatte sich über den blutenden König gebeugt, dessen blondes Haar zerzaust, verklebt und schmutzig war. Philipp, den man den Schönen nannte, hatte ihn angefleht, ihm zu helfen. Henri, der im Tempel zu selbstloser Hilfeleistung erzogen worden war, hatte ihm seine Hand hingehalten. Doch

dann hatte er wieder diese schrecklichen Bilder vor seinem inneren Auge gesehen, die ihm bis heute in lebhafter Erinnerung waren: Folterszenen, zerbrochene Gliedmaßen, leere Blicke – und die Scheiterhaufen.

Er hatte laut gestöhnt. Es klang wie ein Laut der Liebe, aber es war ein hasserfülltes Stöhnen gewesen. Er hatte die Hand zurückgezogen und die Saufeder hoch über seinen Kopf erhoben. Der König hatte ihn ungläubig angeblickt. Und dann hatte Henri die Waffe, die eigentlich für die Wildschweinjagd gefertigt worden war, niedersausen lassen. Anschließend hatte er ein zweites Mal zugestoßen.

Und noch einmal.

Der König war auf den vor Kälte dampfenden, nach Moder und Leben gleichzeitig duftenden Waldboden niedergesunken. In verzweifelter Abwehr hatte er noch einmal die Hand ausgestreckt, vielleicht, um noch einen letzten Zipfel seines erbärmlichen, verächtlichen Lebens zu fassen zu kriegen. Dann hatte er seinen letzten Atemzug getan. Und Henri hatte leise zu dem Leblosen gesagt: »Jetzt ist Eure Saujagd endgültig zu Ende, mein Gebieter!«

Sean schrie laut seinen Namen. Da kam Henri wieder zu sich. Er machte zwei Schritte nach vorn und stieß mit dem Schwert nach dem Keiler. Das Tier drehte sich um und rannte behände davon.

Henri wandte sich Sean zu.

Der Junge baumelte an einem Ast der Buche, auf die er geklettert war, und bot ein recht jämmerliches Bild. Gleich mussten seine Hände abrutschen, und er würde auf den Waldboden plumpsen.

Henri lief zu seinem Knappen hinüber und kam ihm im letzten Moment zur Hilfe. »Du hast Recht, Sean«, sagte er erheitert. »Du meisterst alle Situationen, die eingebildeten und die wirklichen. Aber du hast eine seltsame Art, dies zu tun.«

»Danke, Herr Henri!«, sagte Sean erleichtert. »Ich dachte schon, der Keiler speißt mich auf. Und plötzlich rutschte ich ab. Die Äste sind so verdammt glitschig!«

»Ja«, sagte Henri. Und dann wiederholte er gedankenverloren noch einmal: »Ja.«

Im Wald war kein Geräusch zu hören. Die Natur schien wie erstarrt. Die letzten Rauchschwaden vom vergangenen Fest verzogen sich gerade.

Juni 1318. Der alte Mann

Im Gasthaus von Notre-Dame wurde laut gelacht und viel getrunken. Die Feierlichkeiten zur Mittsommernacht setzten sich an diesem Abend fort. Bierkrüge wurden herumgereicht, Becher mit Wein und Cidre machten die Runde, und mit beiden Händen griffen die Gäste nach den gebratenen Kapauern.

Das Jahr hatte seinen Höhepunkt erreicht, seine sommerliche Mitte. Aber es gab noch einen anderen Grund zu feiern. Ein alter Mann erzählte immer wieder davon: Die Pest schien endgültig besiegt. Der Alte hatte zuverlässige Kunde davon. Die Seuche hatte die Normandie nie erreicht.

Der Alte hatte in Quimper zwei Brüder an die Pest verloren. Allem Anschein nach trauerte er sehr über diesen Verlust, denn die Gäste gaben ihm recht viel Cidre aus, damit er nur weitererzähle, und der Alte nahm gerne an und trank maßlos davon, wie um seine Trauer zu ertränken.

»Man kann nur hoffen, dass die Bewohner der ehemaligen Seuchenstädte die Krankheit inzwischen nicht doch irgendwo anders hin verschleppt haben«, meinte Uthman. »Aber der Alte behauptet ja, die Epidemie sei zum Stillstand gekommen.«

»Woher will er das wissen?«, fragte Joshua. »Nicht einmal die Ärzte können das genau sagen.«

»Nun, hoffen wir, dass es stimmt«, bemerkte Henri.

»Allen, die Joshua Leid zugefügt haben, wünsche ich allerdings auf ewig die Pest an den Hals!«, schnaubte Uthman.

»Lass nur, ich komme schon wieder auf die Beine!«, sagte Joshua und lächelte. Er wirkte tatsächlich schon wieder ein wenig munterer als noch am Tag zuvor. Nicht zuletzt war das wohl Uthmans Kräuterkünsten zu verdanken.

Die Gefährten nahmen ein leichtes Nacht Mahl zu sich, das aus Fisch und Apfelm most bestand. Sie sahen dem Treiben im Gasthof zu, und während alle das Ende der Pest bejubelten und miteinander anstießen, erhob sich der Alte. Er schwankte einen Moment lang, dann setzte er sich in Bewegung und steuerte geradewegs auf die Freunde zu. Seine Haare waren vollkommen weiß, er hatte ein kräftiges Kinn und scharfe Augen, war sehr groß, dabei unglaublich hager. Er baute sich vor den Gefährten auf und fixierte sie stumm.

»Wir freuen uns über die guten Neuigkeiten, die Ihr aus der Bretagne brachtet«, sagte Henri schließlich. »Wir kommen auch aus Quimper und haben die Seuche dort erlebt.«

»Darf ich mich zu Euch setzen, meine Söhne?«, fragte der Alte.

Sean sprang auf und stellte ihm einen Schemel an den Tisch.

»Um Eure Brüder tut es mir Leid«, sagte Henri. »Vielleicht haben wir sie ja gekannt.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen. Sie waren jünger als ich und arbeiteten noch als Wachsoldaten. Sie lebten sehr zurückgezogen.«

»Dann werden wir sie wirklich kaum kennen«, meinte Henri vorsichtig. Er erinnerte sich noch gut an die Schar der feindseligen Soldaten, gegen die er und die Freunde in Quimper hatte kämpfen müssen.

Der Alte ließ seinen Blick aus geröteten Augen, die in Alkohol schwammen, über die Gefährten wandern. Er wirkte alt und verbraucht, gleichzeitig glomm in ihm etwas Kämpferisches, es war wie eine tief sitzende Glut, die ab und zu aufloderte.

Plötzlich verzog der Alte seinen Mund zu einem hässlichen Lächeln. »Ich erinnere mich noch gut an die alten Zeiten«, sagte er. »Zum Beispiel an das Jahr des Herrn 1307.« Jetzt blickte er Henri tief in die Augen. »Was habt Ihr in diesem Jahr getan?«

Überrascht entgegnete Henri: »Ich war in Paris. – Aber warum interessiert Euch das?«

»Und Ihr?«, fragte der Alte und blickte jetzt die anderen der Reihe nach an. Er erwartete aber offenbar keine Antwort. Sein Blick kehrte langsam zu Henri zurück, der ihn am meisten zu interessieren schien. »Was tatet Ihr in Paris?«

Henri wusste genau, was er getan hatte. Er hatte heimlich gefangene Tempelbrüder in den Kerkern besucht, um sie freizukaufen. Einige Schließer hatten auf seiner Seite gestanden und waren bereit gewesen, ihm zu helfen. Zum zweiten Mal an diesem Tag erinnerte sich Henri an die hilflosen Brüder, die ihn anflehten, sie aus den Folterkellern zu befreien.

»Es war eine verfluchte und gottlose Zeit!«, platzte Henri heraus. Dann fing er sich. »Doch Ihr seid recht neugierig, Alter! Was wollt Ihr von uns?«

Doch der Alte antwortete nicht direkt. »Was hat Euch vor vier Jahren umgetrieben, was vor fünf?«, fragte er einfach. »Wisst Ihr noch, was Ihr im November des Jahres 1314 getan habt?«

Henri blickte Uthman und Joshua an. Auch sie wurden mittlerweile unruhig. Sean schien nicht zu verstehen, worauf der Alte hinauswollte.

Henri antwortete: »Und Ihr, Herr? Was habt Ihr zu all diesen Zeiten getan, nach denen Ihr Euch erkundigt?«

»Mein Name ist Renaud Roye. Ich war in diesen Jahren ein Wachsoldat des Königs. Ich erinnere mich sehr genau an diese Zeit.«

»Und? Was tatet Ihr im November des Jahres 1314?«

»Ich bewachte den König. Er wurde bei einer Saujagd ermordet. Hinterher erzählte man allerdings, es wäre ein Unfall gewesen.«

»Es war ein Unfall«, sagte Uthman scharf. »Philipp der Schöne wurde von einer Sau aufgespießt, so kann man es in allen Chroniken nachlesen. Warum sollte das falsch sein?«

»Ich war dabei«, wiederholte der Alte. »Er wurde nicht von einer Sau aufgespießt!«

»Wie kam er denn sonst zu Tode?«, fragte Henri.

»Er wurde von einer Saufeder aufgespießt.«

»Nun«, sagte Joshua, »mittlerweile ist ja auch ganz egal, woran er starb. Er starb nun einmal. Und jetzt ist er tot und begraben.«

»Oh, nein!«, sagte der Alte laut und sehr energisch. Für einen Moment hoben alle Anwesenden in der Schenke die Köpfe und schauten herüber. »Er ist nicht tot und begraben. Nicht für mich! Der König war immer gut zu mir. Er gab mir zu Martini sogar einmal eine Gans für meine Frau mit nach Hause! Er hatte ein Herz für die Menschen, die ihm treu waren, und daher werde ich ihn nicht so einfach vergessen.«

»Die Wachsoldaten des Königs«, sagte Uthman, »folterten und quälten zahllose Unschuldige. Das habt Ihr hoffentlich auch nicht vergessen.«

»Die Menschen, die wir folterten, waren immer schuldig. Aber ich folterte nicht, es gefiel mir auch nicht, zumal ich nie an Gerechtigkeit geglaubt habe. Ich bewachte meinen König. Aber an seinem Todestag habe ich versagt. Er war zu schnell, mein König. Er ritt einem Keiler hinterher. Und als man ihn fand, steckte eine Saufeder in seiner Brust. Und ich konnte nur noch seine gebrochenen Augen schließen.«

»Es ist immer traurig, wenn jemand stirbt«, sagte Sean. »Egal, ob es ein König oder ein Schuster ist. Oder einfach nur eine junge Frau, die leben will.«

»Unser Sean hat seine Geliebte verloren«, erklärte Henri dem Alten. »Auch sie starb in Quimper an der Pest.«

Doch wieder hörte der Alte nicht zu. »Wo wart Ihr«, fragte er ungerührt, »als man vor vier Jahren die Ketzer in Paris verbrannte?«

Henri war blass geworden. Die Gefährten bemerkten seine Unruhe und versuchten, den aufdringlichen Alten zu beschwichtigen. Sean goss ihm Cidre in seinen Becher, und Joshua stellte ihm kalten Fisch hin.

Doch der Alte schob Becher und Teller zurück. Er blickte jetzt Joshua an.

»Und du? Warum isst du nicht von dem Saubraten, den die Wirtin aufgetischt hat? Ich hab genau gesehen, wie du ihn zurückgehen ließest!«

»Alter Mann, mäßige dich. Du bist Gast an diesem Tisch!«, ermahnte ihn Uthman streng.

»Und du?« Jetzt fixierte der Alte Uthman. »Warum trinkst du keinen Wein, he? Wir haben hier guten Wein. Es ist der nördlichste Wein Frankreichs, er wächst in Nantes, und er schmeckt süß und süffig. Warum trinkst du ihn nicht?«

Uthman antwortete nicht. Sean sagte:

»Das geht Euch nichts an, Herr. Lasst uns in Frieden.«

»Oh, die Herren sind empfindlich! Verzeihung. Ich bin vielleicht betrunken, aber ich sehe deutlich, was hier los ist. Ich bin nur ein einfacher Mann, aber ich war immer treu!«

»Ihr seid tatsächlich betrunken!«, stellte Henri entschieden fest. »Ihr solltet schlafen gehen. In Eurem Alter wäre ein maßvolleres Trinken angebracht.«

»Wo hieltet Ihr Euch am 10. Oktober des Jahres 1307 auf? Antwortet!«

Henri schob seinen Schemel zurück und erhob sich. Er blickte den Alten, dessen Gesicht jetzt ebenso gerötet war wie seine Augen und dem Schweißperlen auf der Stirn standen, ruhig an. Dann ging er grußlos fort. Uthman und Joshua folgten ihm. Nur Sean blieb sitzen. Er verstand noch nicht, was der Alte von ihnen wollte.

Er schrie ihnen hinterher: »Wo wart Ihr im Jahr des Herrn 1314? Was habt Ihr im Jahr darauf gemacht? Ich will es wissen! Ich will es wissen, verdammt!«

Anschließend brach der Alte am Tisch zusammen, er legte sein Gesicht auf die Arme und begann, hemmungslos zu weinen. Er schluchzte wie ein Kind. Sean wollte ihm tröstend auf die Schulter klopfen, aber dann zog er seine Hand wieder zurück und verließ ebenfalls den Gastraum.

Als er oben auf der Galerie angelangt war, hörte er, wie der Alte etwas brüllte. Seine Stimme war hoch und überschlug sich. Sean verstand nicht, was er rief. Aber es klang hasserfüllt und bitter. Und deshalb wollte er es wohl auch gar nicht verstehen.

Er ging in das Zimmer, in dem die Gefährten schon warteten, und zog die Tür hinter sich ins Schloss.

»Wir hätten nicht herkommen dürfen. Wir sind erst seit zwei Tagen hier, und schon gibt es Ärger.«

Joshua blickte Henri an. »Beruhige dich. Es ist nichts geschehen. Der Alte war einfach nur betrunken.«

»Aber er weiß etwas, das mit mir und dem Tempel zu tun hat. Ob er mich erkannt hat?«

»Er hegt zumindest einen Verdacht, so viel ist sicher«, meinte Uthman. »Vielleicht ist er auch nur ein Spinner, der einen bestimmten Tick hat. So etwas erlebt man doch gerade in

schwierigen Zeiten oft, jemand hat etwas erlebt und kommt nicht darüber hinweg. Er wiederholt es immer wieder.«

»Dann soll er ins Narrenhaus gehen«, warf Sean ein, »aber nicht Henri belästigen.«

»Wir müssen ihn jedenfalls im Auge behalten«, erklärte Henri. »Ich werde den hiesigen Priester aufsuchen und versuchen, etwas über den Kerl in Erfahrung zu bringen. Er hat sich als Renaud Roye vorgestellt, wenn ich mich recht erinnere. Vielleicht ist er ja schon öfter auffällig geworden.«

»Wir sollten auf keinen Fall in Panik verfallen«, warnte Uthman. »Wir haben doch schon oft erlebt, wie Einheimische in den verschiedensten Winkeln der Welt auf Fremde reagieren. Und wir sind überall fremd. Da fallen wir eben auf.«

»Aber in diesem Fall ist es noch etwas anderes, ich spüre es«, sagte Henri. »Ich habe ein ungutes Gefühl.«

»Dann packen wir sofort unsere Sachen und ziehen weiter!«, erklärte Joshua.

»Wohin denn?«, fragte Sean aufgeregt. »Auch im nächsten Ort wird es einen Mann wie Renaud Roye geben! Überall, wo wir hinkommen, begegnet man uns feindselig! Ich ertrage das langsam nicht mehr!«

»Beruhige dich, mein Sean! Wir werden bald herausgefunden haben, ob der Alte uns gefährlich werden kann oder nicht. Wenn es so sein sollte, reisen wir sofort ab. Im anderen Fall müssen wir einfach lernen, mit Menschen wie ihm umzugehen.«

»Seine Fragen waren ziemlich eindeutig«, überlegte Uthman. »Sie hatten allesamt mit dir und dem Templerorden zu tun. Und mit der Ermordung des Königs. Er kannte sogar das genaue Datum dieses Ereignisses.«

»Sean«, wandte Henri sich an seinen Knappen, »du wirst herausfinden, warum der Alte so unwirsch war. Setz dich morgen früh zu ihm, wenn er im Ort erscheint. Wenn ich ihn

richtig einschätze, hält er sich oft in Gasthäusern auf, jetzt im Sommer sitzt er sicher auch gern in der Sonne, wenn er nicht im Gastraum ist, findest du ihn daher vielleicht am Dorfweiher. Du kannst am unverfänglichsten in Erfahrung bringen, was seine Absichten sind.«

»Ich werde es versuchen«, sagte Sean.

»Und jetzt sollten wir uns alle schlafen legen«, meine Henri.

Es waren eine kurze Nacht und ein anstrengender Tag gewesen. In den Gasthof unten war mittlerweile Ruhe eingekehrt. Draußen herrschte Neumond. Alles schien ruhig und friedlich.

Am nächsten Morgen machte Sean sich wie versprochen auf, den Alten zu suchen. Da er ihn im Gasthof nicht gefunden hatte, dehnte er seine Suche nun auf den Ort aus. Notre-Dame war ein wunderbares Fleckchen, dachte Sean, so hübsch und friedlich lag es da. Selbst der Fluss schien an diesem Morgen besonders ruhig zu fließen. Über zwei einfache Holzbrücken im Osten und Westen gelangte man auf die kleine Insel, auf der das Dorf errichtet worden war. Der große Weiher in der Mitte war von einigen alten Linden umstanden. Gänse und Enten liefen hier herum, und hinter weißen Lattenzäunen sah Sean weitläufige Bauerngärten und kleine, bunt angestrichene Wohnhäuser aus Holz.

Die Hauptstraße war breit und trocken und an einigen Stellen sogar gepflastert. Die kleine alte Kirche aus grauem Sandstein trug ein rotes Dach und wirkte ein wenig geduckt, wie sie so dastand. Nicht weit davon entfernt, auf halbem Weg zum Dorfweiher, entdeckte Sean den alten Mann. Er saß auf einer um die größte Linde herumgezimmerten Sitzbank.

Sean hatte den Alten schon von weitem gesehen und ging daher direkt auf ihn zu. Der Mann war allerdings nicht allein. Ein Junge mit roten Haaren und farblosen Augenbrauen war

bei ihm. Aber der Alte scheuchte ihn weg, als er Sean näher kommen sah.

»Guten Morgen!«, sagte Sean, als er die Linde erreicht hatte.

»Morgen!«, brummte der Alte.

»Schöner Tag heute, nicht wahr?«

»Bei uns sind alle Tage schön, junger Mann.«

»Ja, Notre-Dame ist ein besonders hübscher Ort, das merkt man gleich.«

»Was willst du?«

»Oh, nichts Besonderes. Ich spazierte so herum und sah mir die Gegend an, und da sah ich Euch, Monsieur Roye. Habt Ihr Euch gut erholt?«

Misstrauisch blinzelte der Alte Sean an. Seine Augen waren klein und lagen tief in ihren Höhlen, trotz des hohen Alters war sein Gesicht frei von Runzeln. Der Alte schlug mit einem knorrigem Stock gegen seine Ledertiefel, die ihm bis zum Knie reichten.

»Wovon sollte ich mich erholt haben?«, fragte er.

»Ihr habt gestern Abend, mit Verlaub gesagt, reichlich viel getrunken, Monsieur Roye.«

»Geht dich das etwas an, Bengel?«

»Nun, eigentlich nicht. Aber Ihr kamt an unseren Tisch und wirktet recht übellaunig. Und hatte der Cidre nicht Schuld daran?«

»Woher kommt ihr vier?«, fragte der Alte plötzlich und verfiel dabei sofort wieder in den gleichen scharfen Ton wie in der Nacht zuvor.

»Wie meint Ihr das?«

»Die Frage ist eindeutig. Also, woher kommt ihr?«

»Aus Schottland«, entgegnete Sean aufrichtig.

»Aus Schottland, wie? Dass ich nicht lache! Du magst aus Schottland kommen, mit dem Kauderwelsch, das du sprichst.

Aber der große Dunkle und der Kleine mit der Hakennase, das sind wohl kaum Schotten!«

»Mein Herr stammt wie ich aus Schottland. Der große Dunkle, wie Ihr ihn nennen wollt, betrieb Studien in der Bibliothek an der Universität von Cordoba, als wir ihn kennen lernten, und der andere, Ihr mögt ihn den Kleinen mit der Hakennase nennen, ist ein Gelehrter aus Toledo.«

»Das erklärt nicht, woher sie kommen!«

»Woher kommt Ihr denn?«

»Sei nicht unverschämt, Bengel! Wenn du klug wärest, hättest du an meinem Dialekt erkannt, dass ich von hier bin.«

»Oh, bitte seht mir nach, dass ich noch nicht so bewandt in Eurer Sprache bin, alle Dialekte richtig einordnen zu können«, sagte Sean. Und dann fügte er hinzu: »Unsere letzte Station war Quimper. Mein Herr hatte dort Handelsgeschäfte zu tätigen. Er ist ein vermögender Tuchhändler, und ich bin sein Gehilfe. Die beiden anderen Männer, die mit uns zusammenreisen, arbeiten zurzeit ebenfalls für meinen Herrn, der seine Offizin in Quimper hat. Ich meine gehört zu haben, dass Ihr den Ort kennt am Mont Frugy.«

»Ich kenne Quimper, und ich kenne den Mont Frugy, und ich weiß, dass sich dort Händler niedergelassen haben. Aber ich habe euch nie dort gesehen. Allerdings habe ich deinen Herrn woanders schon einmal gesehen.«

»Ach ja? Wo war das denn?«, fragte Sean, der jetzt aufs Äußerste gespannt war.

»Warum sollte ich es dir verraten?«, fragte der Alte, und dann trat ein hämisches Grinsen in sein Gesicht. »Ihr werdet es schon bald selbst herausfinden. Dann wird es euch wie Schuppen von den Augen fallen!«

»Oh, bitte, sagt es mir! Es interessiert mich! Wie sind weit gereist und haben schon allerlei Orte und Städte gesehen. Ich erinnere mich gerne daran zurück.«

»Es war nicht weit von hier, so viel kann ich dir sagen.«

»Ihr liebt es, in Rätseln zu sprechen, Monsieur Roye. Mein Herr möchte jedenfalls nicht, dass sich eine solche Szene wie gestern Abend noch einmal wiederholt. Er ist es nicht gewohnt, belästigt zu werden, und er wird sich so etwas auch nicht noch einmal gefallen lassen.«

»Oho! Willst du mir etwa drohen, du kleine Kröte?« Roye hob den Stock und fuchtelte damit herum. Sean sprang auf.

»Ich drohe niemandem. Mein Herr ist lediglich in bestimmten Angelegenheiten ein wenig empfindlich. Ich sagte ja, wir kommen gerade aus Quimper, und dort erlebten wir das Wüten der Pest. Es war eine schlimme Zeit. Und wir wollen nichts weiter, als hier in diesem schönen Ort ein paar ruhige und friedvolle Tage zu erleben.«

»Na«, meinte der Alte und senkte den Stock wieder. »Dann wollen wir mal sehen, ob euch das gelingt.«

»Sagt mir einfach, was Ihr von uns wollt, oder seid Ihr immer so ein griesgrämiger Aufwiegler?«

»Was sagst du da, mein Junge?! Ich schlage dich grün und blau, wenn du mir noch einmal so kommst! Ich bin ein angesehener Bürger von Notre-Dame! Man hört hier auf meinen Rat! Geht doch zum Bürgermeister und erkundigt euch über mich! Dann werdet ihr erfahren, mit wem ihr es zu tun habt.«

»Ihr wollt mir also nicht sagen, was Ihr gegen uns habt?«, fragte Sean.

»Verswinde, du kleiner Ketzerknecht! Mit Ketzerlümmeln red ich nicht! Hau ab!«

Wieder hob der Alte drohend seinen Stock und fuchtelte Sean damit vor der Nase herum. Damit machte er dem Knappen allerdings keine Angst, dieser hätte ihn im Kampf mit einem Schlag zu Boden geworfen. Wirkliches Kopfzerbrechen bereitete Sean die Hinterlist des Alten. Er schien etwas im

Schilde zu führen, und Sean hätte nur zu gern gewusst, was es war.

»Unser Priester, Gilbert Montjoie, ist nicht da«, erklärte der Gastwirt. »Er musste für eine Taufe und eine Hochzeit in den benachbarten Sprengel. Wartet bis übermorgen, dann ist er wieder zurück. – Was wollt Ihr denn von ihm?«

»Nun, ich bin Christ, und ich bin Tuchhändler, da interessiert mich immer die Meinung eines Geistlichen am Ort. Er kennt die Menschen am besten und kann mir vielleicht ein paar gute Tipps für meine Geschäfte geben.«

»Und dabei, glaubt Ihr wohl, könnt Ihr gleich auch etwas über den Alten erfahren, der Euch den gestrigen Abend zu später Stunde noch madig gemacht hat, was?«

»Ihr beobachtet gut, Wirt! Was wisst Ihr über den Alten zu berichten?«

»Er ist ein Narr! Einst war er ein wackerer Soldat des Königs. Aber nach seiner Verletzung musste er den Dienst beenden. Nun geht er nur noch seiner Frau und seiner Tochter auf die Nerven. Damit treibt er es allerdings nicht anders als die meisten Dienstentlassenen.«

»Er trinkt anscheinend viel«, forschte Henri weiter.

»Auch das ist so wie bei vielen Entlassenen. Roye hat keine Aufgabe, der er sich widmen könnte, also verbittert er mehr und mehr.«

»Ist er gefährlich?«

»Wie meint Ihr das?«

»So, wie ich es sage. Er schien mir gestern Abend recht aggressiv zu sein.«

»Ach was, wenn Ihr mich fragt, ist das alles nur Theater! Man muss Roye nehmen, wie er ist! Irgendwann beruhigt er sich schon wieder.«

Henri gab sich mit dieser Auskunft zufrieden. Als Sean in den Gasthof trat, setzte er sich mit ihm in eine Ecke und ließ ihn vom Gespräch mit dem Alten berichten.

»Ich traue ihm nicht«, schloss Sean. »Da ist etwas Lauerndes in seinen Augen, und er wirkt bedrohlich, ja böse.«

»Warte!« Henri legte seinem Knappen die Hand auf den Arm und fragte laut den Wirt: »Ihr erwähntet, dass der Alte, der uns gestern Abend ansprach, eine Verletzung hat. Was für eine Verletzung ist das?«

»Er hat einen Säbelhieb auf den Hinterkopf bekommen. Seitdem hat er jeden Tag Schmerzen.«

»Oje, das muss wirklich hart für ihn sein. Geschah es, als er Dienst tat?«

»Natürlich. Er hatte damals gefangene Ketzer zu bewachen. Sie brachen aus, und dabei hat ihm einer der Flüchtlinge eins übergezogen.«

»Wisst Ihr, wo das war?«

»Keine Ahnung. Irgendwo bei Paris. Wartet – war es nicht in Fontainebleau? Ja, natürlich. Sie hatten einen Templer im Donjon von Fontainebleau, den der Großinquisitor persönlich bearbeitet hatte. Das muss ein wichtiger Mann gewesen sein. Mit der Hilfe einiger brutaler Komplizen gelang diesem dann aber die Flucht. Und dabei geschah es oder schon etwas früher – genau weiß ich es nicht. Fragt ihn am besten selbst!«

Herbst 1314. In Fontainebleau

Sie hatten ihn! Endlich! Er war in ihrer Gewalt!

Die Wachsoldaten von König Philipp hätten gern einen ganzen Abend lang gefeiert, aber sie mussten nüchtern bleiben. Denn ab jetzt durfte ihnen kein Fehler mehr unterlaufen.

Renaud Roye feierte am lautesten, denn er musste sein eigenes Versagen bekämpfen. Dieser Ketzer hatte den König getötet, seinen König, für den er die Verantwortung gehabt hatte! Er hatte ihn nicht daran hindern können! Dafür sollte er jetzt büßen! Im Donjon von Fontainebleau hatten sie alle Möglichkeiten, um standesgemäß mit ihm zu verfahren.

Renaud trank noch einen Becher. Es grauste ihm, wenn er sich vorstellte, was den Gefangenen in den Folterkellern angetan wurde. Er konnte sich nie an den Anblick der Geschundenen gewöhnen, er war ein zu schwacher Mensch.

Sie hatten diesen de Roslin im Wald gestellt. König Philipp war vorausgeritten, in wilder Jagd hatte er einen Keiler verfolgt, Henri de Roslin, angeblich ein Jude und immer ein Gebet auf den verfluchten Lippen, war hinterhergeprescht. Die Wachmannschaften hatten versucht, die beiden einzuholen. Aber es war zu spät gewesen. Renaud und sieben seiner Soldaten hatten den Ort des Geschehens erst erreicht, als der König bereits am Boden lag. In seinem Leib steckte eine Saufeder. Renaud hatte als Erster begriffen, dass hier etwas Ungeheuerliches geschehen war.

Er hatte das vierfach geknüpft Wurfnetz aus der Satteltasche gezogen und es über den Ketzer geworfen. Dann hatten er und

seine Männer sich auf ihn gestürzt. Enguerrand de Marigny, ein Mann, von dem nur Renaud wusste, dass er ein Minister des Königs war, hatte sie im letzten Moment davon abgehalten, ihn in Stücke zu reißen. Er hatte von Geduld gesprochen und gesagt, die Folter täte dem Ketzer besser als schnelle Rache.

Dennoch hatte einer der Soldaten ihn mit einem Knüppel zu Boden geschlagen. Dann hatten sie den noch im Wurfnetz Gefangenen über Renauds Pferd geworfen und abtransportiert.

Renaud hatte aus nächster Nähe mit angesehen, wie man den toten König behutsam aufhob und auf einer der Tragen für die Jagdunfälle aufbahrte, die von der Nachhut mitgeführt wurden. Danach war er dem Gefangenentransport gefolgt. Zusammen mit seinen Männern hatte er den Mörder ins Schloss zurückgebracht.

Zum ersten Mal hatte Renaud beim Anblick der imposanten Mauern von Fontainebleau ein Gefühl des Triumphs empfunden. Die großartige Silhouette des königlichen Schlosses hatte sich eindrucksvoll vom Himmel abgehoben. Mit all den Türmen, Giebeln, Erkern und Nebengebäuden hatte es wie eine eigene Stadt gewirkt.

Und er, Renaud Roye, war ein Einwohner dieser Stadt, mit seinen geheimen Räumen mitten im Herzen der Macht! Er fühlte sich stark, denn er war ein Teil dieser massiven Festung.

Renaud hatte sofort veranlasst, dass zwei reitende Boten den Generalinquisitor von Paris, Monsieur Imbert, benachrichtigten. Zwei Tage später sollte er in Fontainebleau eintreffen, aus der räuberischen Provinz um Montfaucon kommend. In seinem Gepäck befanden sich stets vier Kreuze und sein handgeschriebenes, in roten Samt eingeschlagenes Buch mit dem Titel »Anleitung zum Erbitten von Wahrheiten wider die satanische Versuchung«.

So war das alles gewesen, und jetzt wartete Renaud wie alle anderen Soldaten auf das Eintreffen des gefürchteten Mannes. Bis dahin musste der Gefangene messerscharf bewacht werden, aber an diesem Abend musste auch gefeiert werden, daher hoben die Soldaten die Becher und tranken.

Renaud wurde nach der Ankunft des Inquisitors die Ehre zuteil, bei den Verhören zugegen zu sein. Guillaume Imbert, den man im Volksmund nur »de Paris« nannte, wollte den Triumph, Henri de Roslin zu brechen, persönlich auskosten. Dieser war natürlich kein Jude, sondern ein Tempelritter, der sich nur als Jude ausgegeben hatte, um in die Nähe des Königs zu gelangen.

Renaud schor ihm die Haare und den Bart, riss ihm den Judenring vom Finger und legte ihn in Ketten. Dann schloss er Imbert die Kerkertür auf und schauderte, als dieser zu dem Gefangenen sagte: »Nun kannst du deine Seele erleichtern, Henri de Roslin. Es ist die Zeit der Vergebung.«

Diese Worte rührten Renaud. Wir alle sollten unseren Feinden und Widersachern vergeben, dachte er, denn wir sind Christen, und wir sollten alle ins himmlische Jerusalem eingehen.

Doch Imbert versprach zwar Vergebung, erteilte sie aber nur selten. Er war voller Hass. Renaud konnte sich diesen Hass nicht erklären. Wahrscheinlich waren alle Inquisitoren so, denn sie übten immerhin auch ein schweres und verantwortungsvolles Amt aus. Dass er selbst bei der Folterung zugegen sein musste, das gefiel Renaud allerdings gar nicht.

Er musste mit ansehen, wie zwei Folterknechte dem Gefangenen die Kleider vom Leib rissen, ihm die Arme auf dem Rücken verschränkten und diese an ein Seil banden, das von der Decke herabhing. Sie befestigten Eisengewichte an seinen Füßen und zogen ihn mit einem Ruck empor.

Renaud wurde übel. Er musste den Kerker verlassen und übergab sich. Nein, er war kein Folterknecht, er war ein stolzer Soldat des Königs. Er kämpfte für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, und seine Kämpfe waren fair und aufrichtig. Was sie hier mit dem Gefangenen taten, war barbarisch. Der Mann tat ihm nun fast Leid. Renaud musste sich zu der Erkenntnis zwingen, dass dieser Kerl seine Bestrafung vollauf verdient hatte, immerhin war er ein Königsmörder.

Von außerhalb des Kerkers lauschte Renaud darauf, ob der Gefolterte schrie. Aber kein Laut drang aus der Folterkammer. Nur ein leises Stöhnen war zu hören. Das allerdings stieß der Inquisitor aus, so als berausche er sich an dem barbarischen Geschehen. Und dann erklang plötzlich das knarrende Geräusch einer Spindel.

Kurze Zeit später trafen einige Kirchenmänner in langen Kutten und mit tief ins Gesicht gezogenen Kapuzen ein. Renaud ließ sie in den Kerker ein und schloss die Tür hinter ihnen wieder zu. Wenig später verlangte ein Geistlicher nach Pergament und einer Schreibfeder. Jetzt wollte der Gemarterte wohl gestehen.

Danach kam ein Folterknecht heraus, um einen Eimer mit Wasser und ein Leintuch zu holen. Renaud dachte nicht darüber nach, wozu er solche Dinge wohl benötigte. Aber als er einen Blick durch das kleine Gitterfenster riskierte, hörte er den Gefangenen etwas sagen, das ihn sehr verwunderte.

»Ich kann euch nichts sagen, was euch befriedigen würde. Denn seht, ich bin der Gemarterte am Kreuz eures blinden Hasses, und ihr seid die Schächer.«

Kurz danach traf ein Chirurg ein, er trug Schneideinstrumente in einer kleinen, offenen Tasche mit sich.

Renaud hörte, wie der Großinquisitor sagte: »Schau her, Inquist! Dies ist der spanische Esel, darauf sitzt du auf dem ausgezackten Brett, und auf deinen Schoß legen wir diesen

zentnerschweren Stein, siehst du? Ich kann dich auch mit brennendem Schwefel traktieren lassen, wenn dir das lieber ist, oder ich breche dir die Ellenbogen auf diesem Amboss. Wie möchtest du es haben? Ich kann dir auch spitze Pflöcke zwischen die Finger der Hand treiben, bis die Finger völlig auseinander brechen. Oder entscheidest du dich für das Streckbett? Du musst nur sprechen!«

Der Chirurg sagte auch etwas, das Renaud aber nicht verstand. Nur das Wort »Zusammenflicken« konnte er heraushören. Dann sprach wieder Monsieur Imbert.

»Du bist ein stattlicher Mann, Templer. Aber wenn wir mit dir fertig sind, wirst du es nicht mehr sein. Vielleicht fehlen dir alle Zähne. Vielleicht bist du deiner Männlichkeit beraubt. Vielleicht ist dein Gesicht nicht wieder zu erkennen. Verrate uns die Namen deiner Gesinnungsgenossen.«

Renaud entfernte sich ein Stück von der Tür. Er setzte sich weiter hinten in den Gang an einen Tisch und wartete ab. Irgendwann würden die da drinnen fertig sein, dachte er. Und irgendwann wäre auch sein Dienst beendet. Dann konnte er in seine kleine Schlafkammer im Schloss gehen und sich betrinken, um zu vergessen.

Einer der Folterknechte kam erschöpft heraus. »Ein verstockter Kerl«, sagte er. »Aber jetzt werden wir ihn in die Eiserne Jungfrau sperren, das überlebt er nicht.«

»Wird er vorher sprechen?«, fragte Renaud.

»Sicher«, entgegnete der andere. »Wenn dieses Instrument angewendet wird, spricht jeder. In meiner Heimat nennt man es *the scavengers daughter*«, und als er das sagte, musste er lachen, »des Gassenkehrers Tochter, die alte Plaudertasche!«

Es ist schon wahr, dachte Renaud, der Mensch ist des Menschen größter Feind. Es gibt kein Mitleid unter uns.

Sollte er nicht lieber seinen Dienst quittieren? Dann blieben ihm solche Anblicke erspart. Aber der Dienst brachte einen

guten Sold. Und er musste Trine und Madeleine ernähren. Seine einzige Tochter war gerade vierzehn geworden und brauchte neue Kleider.

Noch bevor es Abend wurde, zogen die Peiniger des Gefangenen ab. Nur ein Wärter blieb im Kerker zurück. Der Gefangene saß zusammengesunken vor der Wand, seine Arme und Beine lagen in Fesseln. Renaud atmete einmal tief durch. Das war's, dachte er, für heute ist nichts Aufregendes mehr zu erwarten.

Nach einer Weile warf Renaud allerdings noch einmal einen Blick in den Kerker. Und was er da sah, konnte er nicht fassen: Der Wärter lag am Boden, und der Gefangene stand ohne Fesseln davor. Er legte den niedergestreckten Wärter so in die Eiserne Jungfrau, dass dieser den Zuschnappmechanismus versperrte. Renaud wollte schon schreien: Das geht doch nicht! Dann suchte er fieberhaft nach den Schlüsseln. Er sah, wie der Gefangene, der überall blutete, in die Eiserne Jungfrau stieg. Endlich hatte er den Schlüssel gefunden.

Hinter ihm ertönte Lärm. Stimmen. War das die Wachablösung? Renaud wusste nicht, was er tun sollte.

Über die schmale Treppe stürzten drei Männer herab. Schon standen sie in dem kleinen, niedrigen Vorraum, der von mehreren Fackeln erhellt wurde. Gleichzeitig stürmten von der anderen Seite her Renauds Kameraden heran, sie schrien laut und trugen ihre Lanzen kampfbereit.

Renaud warf einen letzten Blick in den Kerker. Der Gefangene stieg in die Eiserne Jungfrau! Renaud wusste, dass dies sein Ende war, denn die scharfen Spitzen im Inneren würden ihn aufspießen. Oder wollte der Wahnsinnige etwa hinabsteigen und sich dann in das schnell fließende Wasser fallen lassen, das darunter floss und gewöhnlich die zerschnittenen Leichenteile fortspülte?

Renaud versuchte, sich an die Kerkertür zu drücken, sodass die Kämpfer an ihm vorbeirennen konnten. Aus dem Kerker war kein Laut mehr zu hören, dafür war das Getöse im Gang umso größer.

Die Eindringlinge kämpften mit Kurzschwertern. Die Kameraden mit Speießen. Ein Soldat, der noch nicht lange bei der Truppe war, riss eine Fackel aus der Halterung. Er schleuderte sie auf die Eindringlinge und warf gleichzeitig seine Lanze. Doch das Wurfgeschoss flog über sein Ziel, einen kleinen Mann mit Brille, hinweg und zerschellte an der Mauer.

Jetzt zog Renaud selbst sein Schwert. Aber er fand nicht die richtige Gelegenheit, um einzugreifen. Der Kampf wogte hin und her. Plötzlich sank einer von Renauds Kameraden tödlich getroffen zu Boden, rollte die drei Steinstufen bis zur Kerkertür hinab und prallte dagegen. Da Renaud jetzt einfiel, dass er diese noch nicht wieder geschlossen hatte, nachdem die letzten Wärter gegangen waren, seine Schlüsselsuche kurz zuvor also völlig unnötig gewesen war, öffnete er die Kerkertür und ließ den toten Kameraden hineinfallen.

Anschließend sprang Renaud vorwärts. Die Ordnung, dachte er. Ich muss die Ordnung wiederherstellen. Denn wie sehr ich die Folterknechte und ihre Methoden samt dem Generalinquisitor auch verachte, die Ordnung muss aufrechterhalten bleiben. Und das zu tun ist meine Aufgabe.

Renaud focht mit einem der Eindringlinge. Aus den Augenwinkeln sah er, dass ein anderer von ihnen in den Kerker ging. Renaud hörte, wie er schrie: »Mein Gott, Henri!«

Dann kam der Fremde wieder herausgestürzt. Renaud musste sich gegen ihn verteidigen, denn er schlug sofort heftig auf ihn ein. Kurz darauf polterten allerdings schon weitere Soldaten, jetzt endlich die ersehnte Wachablösung, die steile Stiege herunter.

Gemeinsam gelang es ihnen, die Eindringlinge Schritt für Schritt in den Gang hineinzudrängen. Renaud wusste, dass es von dort aus einen Fluchtweg gab, den nur er und sein Vorgesetzter kannten, denn er führte direkt zur Außenmauer des Donjons, an eine Stelle, an der es einen geheimen Zugang gab. Die Eindringlinge kannten diesen Durchschlupf natürlich nicht – ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie man ihn öffnete.

Jetzt waren sie an der Stelle, wo der Fluchtweg abzweigte, es war ein kleiner, niedriger Gang, man trieb die Fremden daran vorbei. Renaud frohlockte, denn sie taumelten direkt auf ein verschlossenes Eisentor zu, zu dem er allein den Schlüssel besaß.

Aber als hätten die Teufel seine Gedanken gelesen, hielten sie plötzlich inne, drehten sich herum und fochten Seite an Seite so wild entschlossen drauflos, dass sie wieder Boden gewannen. Jetzt erst begriff Renaud mit Schrecken, dass die Fremden durch den Geheimgang eingedrungen sein mussten! Die Hunde kannten ihn und würden durch ihn auch wieder entkommen!

Jetzt stand Renaud an ihrer Spitze, er ließ sich nicht zurückdrängen. Doch als er kurz strauchelte und versuchte, sich zu fangen, ließ er sein Schwert für einen Moment sinken.

Da war auch schon einer der Fremden heran. Renaud sah, wie dieser sein Schwert hob und es auf ihn niedersausen ließ. Renaud konnte gerade noch einen Arm heben, der die Wucht des Hiebs zu einem Teil abblockte, doch das Schwert fuhr trotzdem auf ihn nieder und traf ihn am Kopf, wenn auch fast nur mit der Breitseite. Renaud bemerkte, wie Blut in seinen Nacken und über sein rechtes Ohr floss. Er sah, wie die drei Fremden jetzt in den Geheimgang einbogen. Diese Hunde!

Dann stürzte er zu Boden. Seine Kameraden sprangen über ihn hinweg. Einer traf ihn mit dem Stiefel im Gesicht, doch

Renaud war das gleich. Fangt sie, dachte er. Quält sie! Tötet sie! Er erschrak selbst über den blanken Hass, der sich nun in ihm ausbreitete. Er war ein anderer geworden als der, der er noch vor dem Schwerthieb gewesen war, dachte er.

Dann wurde es um ihn herum dunkel.

Juni 1318. Der Soldat des Königs

Renaud saß in der Küche seines Holzhauses und schaute seiner Frau Trine beim Kochen eines Hirsebreis zu. Seine Tochter Madeleine saß im hinteren Teil des Raums, sie stickte und blickte hin und wieder verträumt durch das kleine Fenster neben ihrem Platz hinaus.

Renaud stieß alle paar Minuten einen Seufzer aus, dann blickte seine Frau ihn an. Sie kannte ihn besser als jeder andere. Wenn sein noch immer energisches, kantiges Gesicht diese tiefen Stirnfalten zeigte, dann grübelte er über seine Zeit als Wachsoldat des Königs nach, und er dachte an den Mord an seinem Herrn.

»Ich habe ihn erkannt«, entfuhr es Renaud da auch schon. Trine zuckte zusammen. Wieder einmal hatte ihr Mann einen ehemaligen Feind erkannt, wieder einmal verzehrte ihn die Vergeltungssucht. »Es gibt keinen Zweifel. Er ist der Mann, der unseren König ermordet hat!«

»Das hast du schon so oft behauptet, Renaud! Mal ist es der, mal ist es ein anderer. Gib doch endlich Ruhe! Du bist kein Soldat mehr, du musst den König nicht mehr beschützen!«

»Diesmal täusche ich mich nicht! Er ist es. Er tarnte sich damals als Jude und nahm an der Saujagd teil. Als wir ihn überwältigten, lag der König blutüberströmt vor ihm, seine eigene Saufeder steckte in seiner Brust. Es gab keinen Zweifel! Wir sperrten den Verräter in den Kerker. Später brach er aus – ich weiß bis heute nicht, wie er das geschafft hat. Er und seine Helfer töteten zwei von unseren Leuten, und als ich mich ihnen

in den Weg stellte, bekam ich eins mit dem Schwert übergezogen.«

Trine seufzte, und Madeleine blickte zu ihr hinüber. Das junge Mädchen mit den weißblonden Haaren und den verträumten blauen Augen streckte einmal kurz ihren wohlgeformten Körper, der in ein blaues Kleid aus einfachem Stoff gehüllt war, und widmete sich wieder ihrer Stickarbeit. Vom Fenster her fiel ein dünner Sonnenstrahl auf ihr außerordentlich hübsches Gesicht.

»Was willst du tun?«, fragte Trine ihren Mann.

»Ich zeig ihn an, was sonst? Dann werden die Stadtbüffel aus Rouen herkommen. Ich will Gerechtigkeit! Wer weiß, was er sonst noch alles verbochen hat und im Schilde führt.«

»Aber das bringt doch nur Ärger, Renaud! Lass die Vergangenheit doch endlich auf sich beruhen. Versuche zu vergessen, was geschehen ist.«

»Vergessen, Trine? Jede Nacht träume ich von dieser verfluchten Sache. Jede Nacht durchlebe ich mein Versagen, das den König das Leben kostete, erneut. Jede Nacht dieselben Schmerzen! Es ist, als zerspringe mein Schädel!«

»Dieser Zustand wird sich allerdings nicht bessern, wenn du dich in fremde Angelegenheiten einmischst. Und wenn der Fremde, den du gesehen hast, wirklich der Mörder unseres Königs sein sollte, dann ist er gefährlich! Halte dich also von ihm fern! Und lass die hohen Herren ihre Streitigkeiten untereinander austragen!«

»Er ist kein hoher Herr. Er gibt sich als Tuchhändler aus. Und vielleicht ist er das sogar. Aber damals war er ein Ketzer! Ein verdammter Templer! Wir hatten sie alle zur Strecke gebracht, nur er ist uns damals entkommen. Henri de Roslin ist der letzte Tempelritter!«

»Du erinnerst dich sogar an seinen Namen?«, fragte Trine mit Verwunderung.

»Wie könnte ich den vergessen? Dieser Hund war der gesuchteste Mann im ganzen Land! Jeder, der seinen Namen aussprach, tat dies entweder in tiefstem Hass oder mit höchster Bewunderung.«

»Ihr habt den Templern übel mitgespielt«, sagte Trine sanft.

»Was soll das heißen?«, schrie der Alte aufgebracht.

»Das heißt, was es heißt! Ihr habt ihnen übel mitgespielt. Das musst du schon zugeben.«

»Ach, Weib. Du hast doch keine Ahnung, was damals los war! Hätten wir sie etwa gewähren lassen sollen? Sie waren üble Ketzer, sie wollten an die Macht, der König musste sie ausschalten. Vielleicht hätte man sie nicht unbedingt foltern sollen. Aber vernichten musste man sie. Leider ist das nicht ganz gelungen. Ich weiß nicht, wie viele Templer noch am Leben sind. Viele können es jedenfalls nicht sein, und man sagt, dieser Henri sei der letzte. Aber vielleicht lauern noch ein paar von ihnen im Untergrund, und er bereitet einen neuen Aufstand vor. Und wenn dem so ist, muss ich meine Pflicht tun und ihn aus dem Verkehr ziehen!«

»Du bist kein Soldat mehr.«

»Aber sie werden sich an all denen rächen, die sie damals drangsaliert haben!«

»Überlass solche Dinge den Bütteln. Wenn es nötig ist, werden sie schon etwas unternehmen.«

»Genau, aber dafür muss ich sie erst einmal informieren. Ich werde die Stadtbüttel aus Rouen rufen. Die werden dann kurzen Prozess mit dem Templer machen und auch mit dessen Kumpanen, die immer bei ihm sind. Ich erinnere mich an alles so, als wenn es gestern gewesen wäre!«

»Habt ihr etwas dagegen, wenn ich ein wenig hinausgehe?«, fragte da plötzlich Madeleine vom Fenster her. Die düstere Stimmung ihres Vaters war ihr nicht geheuer. »Es ist ein so schöner Tag!«

Doch Renaud war nicht in der Stimmung, den Launen seiner Tochter nachzugeben. »Mach gefälligst deine Arbeit, du faules Stück!«, brüllte er. »Mit dem Müßiggang beginnt die Herrschaft der Laster über uns Menschen, hast du die Predigt nicht gehört?«

»Aber es ist Frühsommer«, klagte Madeleine, sie wollte nur weg von hier. »Draußen ist es so schön wie schon lange nicht mehr!«

»Widersprich deinem Vater nicht, Madeleine«, sagte die Mutter beschwichtigend.

Doch es war zu spät. »Er ist gar nicht mein Vater«, rief sie, »er ist nur mein Stiefvater, und sonst nichts!«

Daraufhin bekam Renaud erst recht einen Wutanfall. »Halt jetzt endlich dein Maul!«, brüllte er. »Ganz gleich, wer ich bin, es wird gemacht, was ich sage. Ein so ein junges Ding wie du muss erst mal etwas leisten, bevor es sich irgendeinen Spaß verdient hat! Wo kämen wir denn hin, wenn hier jeder immer nur an sich selbst dächte! Diese modischen Fürze mache ich nicht mit! Arbeiten, beten, sündlos bleiben und um Vergebung bitten, das sind die Dinge, die du zu tun hast. Und jetzt will ich nichts mehr von dir hören.«

Henris Blick folgte dem Fluss in Richtung Rouen, wo er in die Seine mündete, die aus Paris kam. Seine Augen waren starr auf das Wasser gerichtet. Er beobachtete die kleinen Strudel, die sich dort bildeten, und die Wellen, die mit ihnen vorwärts schäumten, und er sah Hechte und Forellen, die gegen die Wasser anschwammen. Und während er so dasaß und beobachtete, wurde ihm mit einem Mal bewusst, dass die Welle, die er in einem Augenblick sah, Sekunden später schon nicht mehr die gleiche war wie zuvor. Sie hatte sich verändert, während er sie wahrnahm, sie war von einem Moment zum

anderen Vergangenheit geworden – wie so vieles in seinem Leben. Der Fluss der Zeit strömte unaufhaltsam dahin, und nichts konnte ihn aufhalten, obschon es manchmal schien, als hätten sich einige Dinge erst gestern ereignet.

Henri hatte den Kerker in Fontainebleau vor Augen. Er sah, wie er sich selbst in einer aberwitzigen Aktion befreite, wie er seinen Wärter erschlug und in das unter dem Kerker hindurchfließende Wasser sprang. Dort hatten Uthman und Joshua ihn herausgefischt. Wahrscheinlich wäre er ohne sie ertrunken, so sehr hatten ihn Haft und Folter geschwächt. Uthman hatte beim Erstürmen des Donjons zwei Wärter erschlagen und einen dritten verletzt. Da der Sarazene ein hervorragendes Gedächtnis besaß, hatte er ihm die Männer, die ihm zum Opfer gefallen waren, beschreiben können. Henri kannte nur den letzten. Er hatte ihn bei seiner Einlieferung flüchtig gesehen, konnte sich allerdings vor allem deswegen an ihn erinnern, weil er auch schon bei der Jagd dabei gewesen war. Es war einer von König Philipps Leibsoldaten gewesen.

Plötzlich stand Henri das Bild dieses Mannes ganz deutlich vor Augen. War das nicht? – Nein, das konnte nicht sein, das wäre ein zu merkwürdiger Zufall. Und doch...

Henri starrte ins Wasser. War der Mord an König Philipp wirklich gerechtfertigt? Und der zweite Mord an Papst Clemens V.? Waren es nicht furchtbare Verbrechen, für die er und seine Freunde für immer verdammt sein würden?

Aber hieß es in der Bibel nicht: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Der Papst und der König waren aus Gier und Eigennutz zu Mördern geworden. Oder war ihr Handeln rechtens, eben weil sie glaubten, vielleicht sogar glauben mussten, die Templer würden die Macht an sich reißen?

Vielleicht bin ich, dachte Henri bedrückt, nichts anderes als ein gewöhnlicher Verbrecher – dann ist mir das Höllenfeuer gewiss.

Gleichzeitig hielt er sich nach wie vor für einen aufrichtigen Christen, der nichts Unrechtes getan hatte. Jeder hat seine Gründe für die Dinge, die er tut, dachte er, und jeder hält das, was er tut, in gewisser Weise für richtig. Wer hat nun Recht und wer Unrecht?

Wer, außer dem Herrn, wollte das erlauben?

Henri erhob sich. Der Fluss strömte dahin. Ein kleines Wehr, das sich aus angeschwemmten Zweigen gebildet hatte, wurde vom Wasser fortgerissen. Die Zeit fließt über alles hinweg, dachte Henri. Aber wenn wir das wissen, sollten wir dann nicht unser Schicksal ganz in die Hand des Schöpfers legen? Dürfen wir überhaupt an Vergeltung denken? Ist nicht der Herr allein unser aller Richter?

Natürlich war es so; Henri kannte die Antwort. Aber er stellte sich diese Frage immer wieder aufs Neue. Und jetzt waren er und seine Gefährten möglicherweise auf einen Mann gestoßen, der sich selbst als Rächer aufspielen wollte.

Renaud Roye. Was hatte er im Sinn? Sollte Henri ihn aufsuchen? Er dachte darüber nach, und dann machte er sich auf den Weg zu ihm.

Henri erblickte den Alten, wie er aus seinem Haus trat. Zuerst wollte er sich bemerkbar machen. Aber dann hielt ihn irgendetwas davon zurück, und so beobachtete er den Alten nur.

Renaud blickte sich um, doch er bemerkte Henri nicht, der sich hinter einer alten Linde verbarg. Henri folgte dem ehemaligen Soldaten auf dessen Gang durch den Ort.

Notre-Dame war eine kleine, übersichtliche Ansiedlung. Daher musste Henri vorsichtig sein, als er dem Alten die gerade Dorfstraße hinunterfolgte. Er würde ihn sofort bemerken, wenn er sich umdrehte. Glücklicherweise tat Renaud nichts dergleichen, sondern schien tief in Gedanken versunken. Er steuerte geradewegs auf die Wache zu an. Henri

wusste, dass der Büttel des Vogts dort nur darauf wartete, dass ihm jemand ein großes Verbrechen anzeigte, bevor er vor Langeweile starb. So war es in allen Dörfern auf dem Lande.

Henri überlegte, ob er den Alten davon abhalten sollte, zum Büttel zu gehen. Aber was sollte er ihm sagen? Er wusste es nicht, und so entschied er sich dazu, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Marcel Germaine, der Büttel des Vogts, saß in seinem Zimmer und starrte auf einen Bienenschwarm, der um die Blüten eines Apfelbaums kreiste. Marcel wusste nicht, warum die Bienen ausgerechnet von Apfelblüten derart angezogen wurden, dass sie den ganzen Tag dort herumbrummten. Irgendwas musste es sein, entweder der Duft oder etwas, das in den Blüten saß und ihnen, aus welchem Grund auch immer, schmeckte. Marcel kam aus Le Havre; er war ein Städter, den man in die Provinz strafversetzt hatte, weil er einer eingelieferten Schönen eines Nachts in der Zelle unter den Rock geblickt hatte. Er verstand die ganze Aufregung, die darum gemacht worden war, bis heute nicht. Dazu waren diese verdammten Hübschlerinnen doch da! Was hatte sich die Alte also aufgeregt?

Als Renaud auf die Wache kam, war Marcel sofort klar, dass es Ärger geben würde. Mit den verträumten Blicken aus dem Fenster und den Erinnerungen an die strammen Beine der Hübschlerin war es nun vorbei. Marcel nahm die gestiefelten Füße vom Fensterbrett und begab sich in Positur.

»Was wollt Ihr?«, brummte er unwirsch, nachdem Renaud ihn begrüßt hatte.

»Ich habe eine Meldung zu machen!«

»Dann macht sie, in Gottes Namen.«

Renaud setzte sich auf den Schemel, den Marcel ihm hingeschoben hatte, und bohrte eine Weile verlegen in der

Nase. Schließlich sagte er: »In unserem doch so ruhigen Ort bahnt sich ein Aufstand an!«

»Was Ihr nicht sagt!«, entgegnete Marcel mit gespielter Interesse. Im Grunde amüsierte er sich über den schrulligen Alten und war gespannt, was für eine Geschichte er ihm diesmal auftischen würde.

»Ein äußerst gefährlicher Mann befindet sich in der Stadt. Und er ist allein. Angeblich ist er ein Tuchhändler aus Quimper, aber ich kenne seine wahre Identität.«

»Identität? Was ist das für ein kurioses Wort. Was soll es bedeuten?«

»Es bedeutet, dass jemand einer ist... also eine Person ist, die zu oft Ich sagt, anstatt die gottgegebene Gemeinschaft zu respektieren.«

»Aha!«

»Ja, und dieser Mann, von dem ich sprach, ist zudem ein gefährlicher Halunke.«

»Das sagtest du bereits, Bauer!«

»Ich bin kein Bauer! Ich bin Soldat wie du! Zumindest war ich es einmal. Und nun lenke mich gefälligst nicht mehr ab. Zurück zu diesem Mann, von dem ich sprach. Er – nun, er ist der letzte Tempelritter!«

»Ein Templer? Ich verstehe. Es gibt da allerdings ein kleines Problem. Es gibt keine Templer mehr, sie wurden ausgeradiert, der Orden ist verboten.«

»Falsch! Einen Templer gibt es noch. Und der ist zurzeit hier bei uns in Notre-Dame. Sein Name ist Henri de Roslin.«

»Von ihm habe ich schon gehört. Er soll sich im Heiligen Land aufhalten, wohin er geflohen ist.«

»Du scheinst nicht gehört zu haben, was ich sagte, Büttel. Der Mann ist hier in Notre-Dame!«

»Ja, das behauptest du! – Aber selbst wenn das stimmt, warum sollte es mich interessieren?«

»Weil du ihn verhaften und einsperren kannst, Dummkopf! Er wird ein fettes Lösegeld einbringen, wenn wir ihn nach Paris, schaffen!«

»Ein Lösegeld? Nun, das ist ein weitaus interessanteres Wort als dieses, dieses andere, das du zuvor erwähntest.«

»Identität?«

»Genau, Identität. – Lösegeld meinst du also? – Wie viel wird er einbringen?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass die Templer reich waren und dass sie ihre Reichtümer rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben. Dieser de Roslin muss unermessliche Schätze besitzen, und wenn man ihn ein bisschen kitzelt, dann verrät er uns vielleicht, wo er sie versteckt.«

»Das hört sich interessant an«, sagte Marcel. »Aber wer garantiert mir, dass dieser de Roslin wirklich ein Templer ist, oder zumindest war?«

»Ja, hörst du denn gar nicht zu, was ich dir sage? Ich garantiere es dir! Ich, ich, ich...«

»Du hast wohl auch so eine Dings, so eine Identität, du sagst auch andauernd Ich...«

»Ich sage dir, Büttel, dieser Henri de Roslin ist ein ganz großer Fisch! Und wir dürfen ihn auf gar keinen Fall durchs Netz gehen lassen.«

»Durch was für ein Netz?«

»Durch das Fischernetz, Herrgott! Das Netz, das wir auslegen werden, um den großen Fisch zu fangen, verstehst du denn nicht?«

»Doch, doch. Aber wie stellen wir das an?«

»Das solltest eigentlich du wissen, immerhin bist du der Stadtbüttel, Marcel Germaine.«

»Das stimmt! Dann werde ich es mir überlegen.«

»Dazu ist keine Zeit. Ich muss dir scheinbar ein wenig helfen. Also, am besten schickst du einen Boten nach Rouen. Er soll

Soldaten anfordern, die sofort hierher kommen müssen. Ein Beamter des Königs mit umfangreichen Befugnissen soll sie begleiten. Während wir auf deren Ankunft warten, verhaften wir de Roslin schon einmal vorsorglich und sperren ihn ein, damit er nicht mehr verschwinden kann. Und wenn die Soldaten dann kommen, übergeben wir ihn und kassieren die Belohnung.«

»Welche Belohnung? Ist auf seinen Kopf eine Belohnung ausgesetzt?«

»Aber gewiss doch! Auf jeden Ketzer ist eine Belohnung ausgesetzt. Hast du etwa noch nie davon gehört?«

»Aber was redest du denn da? Natürlich habe ich davon gehört. Ich bin doch der Dorfbüttel! – Aber du sagtest vorhin einmal, du wolltest diesen Templer nach Paris schaffen! Wenn die Soldaten ihn übernehmen, kommt er doch nach Rouen!«

»Hm, das stimmt. Dann machen wir es anders. Du sperrst Henri ein, und wir schicken einen Boten nach Rouen, der sich danach erkundigt, wie hoch die Belohnung ist, die auf den Templer ausgesetzt ist; wir könnten einen Hinweis geben. Dann warten wir ab.«

»Das hört sich schon besser an. – Aber Moment mal! Wenn der Mann, der sich hier bei uns rumtreibt, gar nicht Henri de Roslin ist, dann mache ich mich vollkommen lächerlich. Und dann werde ich wieder einen Rüffel kriegen. Und weil das dann schon der zweite Rüffel wäre, den ich bekomme, wäre ich dann endgültig geliefert, danach bekäme ich gar keine Anstellung mehr!«

»Aber ich sage dir doch, es ist der Templer!«

»Ja, du sagst es. Aber gibt es jemanden, der deine Aussage bestätigt? Warum also sollte ich dir glauben?«

Renaud sah seinen schönen Plan schon gescheitert. »Dann verhafte ihn eben nicht, wenn du Angst hast!«, raunte er Marcel an. »Aber schicke in jedem Fall jemanden nach Rouen!

Einen Boten, der nachfragt, was man mit einem gefährlichen Templerketter anstellen soll, wenn man ihn aufgespürt hat. Das musst du machen!«

»Ha, das ist ein guter Plan! Warum sind wir nicht gleich darauf gekommen? So werden wir es machen.«

Sean war zum Markt geritten, der außerhalb des Orts am östlichen Flussufer lag, dort, wo die Straße nach Rouen entlangführte. Er hatte von Henri den Auftrag erhalten, Gemüse zu besorgen, damit die Wirtin des Gasthauses eine kräftigende Suppe für Joshua zubereiten konnte.

Das Mädchen, das er dort erblickte, gefiel ihm sofort. Im ersten Augenblick erschreckte ihn ihr Anblick allerdings. Denn von weitem sah sie aus wie Angélique! Die schlanke, grazile Gestalt mit den langen Beinen, dem vollen Busen, der weißen Haut und den blonden Haaren ähnelte seiner verstorbenen Geliebten aufs Verblüffendste. Als die junge Frau die Marktstände entlangging und näher kam, bemerkte Sean allerdings, dass ihr Haar viel blonder war und auch nicht so widerspenstig abstand wie bei Angélique; es legte sich in sanften Wellen um ihren Kopf. Und die Augen dieser Unbekannten waren auch nicht grün, wie er sah, als sie ganz nah bei ihm war, sondern blau.

Nichtsdestotrotz war die junge Frau so schön, dass Sean seine Blicke nicht von ihr lassen konnte. Als er sie eine Zeit lang betrachtet hatte, bemerkte auch sie ihn. Sie trug einen Weidenkorb im angewinkelten Arm, und als sie Seans Blicke gewahr wurde, umfasste sie ihn mit beiden Händen und zog ihn näher zu sich heran, wodurch ihr üppiger Busen emporgedrückt wurde. Sean schluckte. Er war sich bewusst, dass er eine Unbekannte nicht so lange und schamlos hätte anstarren dürfen. Aber inzwischen starrte sie zurück.

Sean rief sich zur Ordnung. Angélique war noch nicht lange tot und begraben. Er trauerte noch um sie. Und so war es ungebührlich, bereits wieder an andere Mädchen zu denken. Er wandte sich daher ruckartig um und kaufte einer überraschten Bäuerin sämtliches Gemüse ab, das in der Kiepe lag, die vor ihr stand. Als Sean über die Schulter zurückblickte, war das weißblonde Mädchen verschwunden. Er reckte seinen Hals, konnte sie aber nirgendwo entdecken.

Sean seufzte. Er beschloss, rasch zurückzugehen, zumal sich der Himmel mit einem Mal bedenklich zugezogen hatte und es auch schon leicht zu regnen anfang.

»Ein frühes Sommergewitter«, sagte die Bäuerin. »Die Ernte wird schlecht ausfallen.«

Ja, ja, und Feuer werden vom Himmel fallen, und der Komet wird wieder erscheinen, dachte Sean gereizt. Er glaubte nicht an solche Bauernweisheiten. Das Volk war einfach zu abergläubisch. Es ließ sich dauernd die unmöglichsten Dinge einreden und gebrauchte niemals seinen Verstand. Was soll so nur aus uns Menschen werden?, fragte sich Sean.

Während Henri vor der Wache wartete, zog sich der Himmel zu. Schon fielen erste dicke Tropfen aus dunklen Wolken. Sie fielen auf ausgetrocknete Erde und ließen feinen Staub aufwirbeln, der sich aber gleich wieder senkte.

Im selben Moment trat der Alte auf die Straße. Er schien wütend zu sein. Offenbar war bei dem Büttel nicht alles so gelaufen, wie er sich das vorgestellt hatte. Henri wartete noch eine Weile. Renaud stapfte die Dorfstraße hinunter und verschwand hinter einer sanften Kuppe. Niemand folgte ihm. Die Straße war jetzt fast leer.

Der Regen nahm zu. Aber die Linde, unter der Henri stand, hatte eine so dichte Blätterkrone, dass man darunter nicht

gleich nass wurde. Mittlerweile prasselte ein richtiger Platzregen herunter. Da sah Henri, dass sich die Tür zur Wache erneut öffnete. Der Büttel, mit dem der Alte gesprochen haben musste, trat in die Türöffnung und schaute zum Himmel empor. Er trommelte nervös mit den Fingern gegen den Türrahmen und überlegte offenbar, was er tun sollte. Henri bemerkte, dass er eine Reitpeitsche in der Hand hielt, möglicherweise würde er also fortreiten.

Was mochte das bedeuten? Wollte der Mann Verstärkung holen? Vielleicht aus der nächsten größeren Stadt, wo es eine größere Wache mit mehreren Soldaten gab?

Der Büttel blickte missmutig drein. Immer wieder schaute er zum Himmel auf. Der Platzregen nahm indes zu, sodass auch Henri langsam nass wurde. Er suchte Schutz unter dem vorragenden Dach eines lang gestreckten Holzschuppens.

Der Büttel stand weiterhin regungslos in der Tür. Anscheinend wollte er das Ende des Regens abwarten. Doch das Unwetter wurde immer schlimmer. Jetzt donnerte es auch, und in der Ferne zuckte ein heller Blitz tief herunter bis zur Erde. Dann ertönte von irgendwoher ein dumpfer, polternder Lärm.

Henri fröstelte. Sein Hals war nass geworden, das Regenwasser lief ihm unter die Kleidung. Er schlang seinen Umhang fester um sich. Der Regen wurde kalt und kälter. Man kann sich bei einem solchen Unwetter in Meeresnähe den Tod holen, dachte Henri. Dennoch wollte er nicht eher weggehen, bis nicht auch der Büttel aufgebrochen war.

Dieser schien ihn nicht bemerkt zu haben, aber Henri war trotzdem vorsichtig und rührte sich so wenig wie möglich. Er erinnerte sich daran, wie oft er schon auf der Lauer gelegen hatte. Zuerst in Palästina und Syrien, wo man ihn schon als Knappen für Stoßtrupps eingesetzt hatte, damals hatte man bereits seine Fähigkeit geschätzt, stundenlang regungslos

auszuharren und mit der Nacht zu verschmelzen. In den Wüstenregionen, wo man nur das sah, was sich bewegte, war das eine überlebenswichtige Fähigkeit.

Plötzlich setzte sich der Büttel in Bewegung. Er hatte wohl begriffen, dass der Regen noch lange anhalten konnte, wenn das Gewitter im Kreis zog und immer wieder zurückkam. Henri ging dem Mann hinterher. Aber er konnte ihm nur bis zum Stall folgen. Dort sattelte er ein Pferd, warf sich einen gewachsenen Umhang mit Kapuze über und galoppierte eilig in Richtung Rouen davon.

Das Gewitter polterte über ihren Köpfen hinweg. Aus dem Tag war Nacht geworden. Die Lehmwände der Gaststube wurden von Donnerschlägen und peitschendem Landregen durchgeschüttelt. Die plötzliche Kälte zog jedem in die Glieder.

Immer wieder wurde die Dunkelheit durch gleißende Blitze erhellt. Und jedes Mal erklang ein dumpfes Dröhnen, wenn einer von ihnen irgendwo einschlug. Die Wirtin murmelte dumpf ein leises Gebet und bekreuzigte sich. Gewitter von solcher Wucht wirkten immer bedrohlich. Wie viele Scheunen waren dabei schon in Flammen aufgegangen? Und wie viele Gasthäuser?

Die Gefährten saßen beim Abendessen; Käse, Brot und Kirschen standen auf dem Tisch, dazu ein Krug mit Schafsmilch. Sie berieten leise, was sie tun sollten. Der Büttel würde sicher erst spät in der Nacht von seinem Ausflug zurückkehren, aber sollten sie darauf warten? Vielleicht kam er mit einem Trupp Soldaten zurück, der sie sofort festnahm.

»Wir sollten diesen Roye aushorchen!«, brach es plötzlich aus Sean heraus. »Er muss uns Rede und Antwort stehen!

Vielleicht ist ja alles nur ein Missverständnis, und wir machen uns ganz unnötig Sorgen!«

»Sean hat Recht«, meinte Uthman. »Bevor wir erneut flüchten – diesmal vielleicht vor eingebildeten Feinden –, sollten wir uns Klarheit verschaffen.«

»In Ordnung«, stimmte Henri zu. »Aber wer spricht mit dem Alten?«

»Am besten du, Henri. Dich hat er immerhin am stärksten angefeindet.«

Henri stand auf. »Dann werde ich am besten gleich hinübergehen.«

In diesem Moment öffnete sich die Eingangstür zur Gaststube. Sie knarrte lautstark in den Angeln, während sie äußerst langsam geöffnet wurde. Die Person, die eintrat, stand einen Moment lang im Halbdunkel, bevor sie näher trat. Erst als der Schein des Kaminfeuers auf sie fiel, erkannten die Gefährten den Mann: Es war Renaud Roye!

»Ah!« Henri konnte sein Überraschung nicht verhehlen. »Wenn man vom Teufel spricht!«

»Wie belieben?«, fragte Renaud.

»Ich wollte Euch gerade aufsuchen! Setzt Euch zu uns!«, sagte Henri.

»Wenn Ihr so gütig sein wollt.« Die Stimme des Alten klang sanft und unterwürfig. Er blickte alle freundlich an.

Henri deutete auf die Teller. »Esst und trinkt mit uns, Roye!«

»Vielen Dank, aber meine Trine hat mir bereits ein Abendmahl bereitet. Ich komme aus einem bestimmten Grund.«

»Und der wäre?«

Der Alte blickte Henri unsicher an, doch seine Augen hielten dessen Blick nicht stand. Er strich mit den Händen über die Tischplatte, als wolle er einige unsichtbare Brotkrümel fortwischen.

»Nun, ich möchte euch einladen. Ich habe mich gestern sehr ungebührlich verhalten, das will ich wieder gutmachen. Ich wollte euch bitten, meine Gäste zu sein. Kommt in mein Haus. Ich zahle für eure Unterbringung. Solange ihr in Notre-Dame weilt, geht alles auf meine Rechnung.«

Die Gefährten sahen sich überrascht an.

»Vielen Dank, Roye, aber das ist nicht nötig«, sagte Henri, der als Erster seine Sprache wieder fand. »Wir haben längst vergessen, was gestern Abend geschehen ist. Ihr hattet lediglich etwas zu viel getrunken. Das kann jedem einmal passieren. Ihr müsst Euch dafür nicht entschuldigen.«

»Ich möchte es aber. Denn ich bedauere den Vorfall sehr. Kommt mit zu mir, meine Frau würde sich sehr freuen. Sie hat so wenig Abwechslung in diesem kleinen Dorf. Wir haben ausreichend Platz, und ihr könnt euch die Zeche im Gasthaus sparen!«

Henri fixierte den alten Mann mit dem markanten Kinn. »Ich sah Euch vorhin auf die Wache gehen. Kurz darauf ritt der Büttel in Richtung Rouen. Wollt Ihr mir erklären, was das zu bedeuten hat?«

»Glaubt Ihr etwa, dass ich...?«

»Ich frage nur«, sagte Henri beschwichtigend.

Doch Uthman wollte es genauer wissen. »Was sollten wir wohl sonst glauben?«, fiel er seinem Freund ins Wort.

»Aber das ist ein Missverständnis«, sagte Roye in flehendem Ton. »Und ich allein bin schuld daran.«

Oje, es tut mir so Leid! Aber ich will es wieder gutmachen!«

»Ach, hört doch auf!«, sagte Uthman. »Es gibt nichts gutzumachen. Antwortet einfach auf die Frage, die Euch gestellt worden ist.«

»Was soll ich darauf antworten? Ich habe Marcel Germaine, unseren Dorfbüttel, lediglich besucht, weil wir alte Freunde sind. Warum er nach Rouen reitet, weiß ich nicht.«

»Bei Euren Fragen gestern Abend ging es um die Zeit, als die Templer verhaftet wurden, als in Paris die Scheiterhaufen brannten. Warum interessiert Ihr Euch dafür? Was hat das zu bedeuten?«

»Ich weiß nichts über diese Dinge, von denen Ihr sprecht. Gestern Abend habe ich lediglich von Zeiten gesprochen, die für mein eigenes Leben von Bedeutung waren. Meine Frau Trine sagt immer, ich wisse zu wenig von dem, was in der Welt geschieht. Und wahrscheinlich hat sie Recht. Es interessiert mich einfach nicht. Ich will nur meine Ruhe haben. Und ich möchte ohne Schuld leben. Deshalb bitte ich Euch noch einmal, meine Gastfreundschaft anzunehmen. Meine Frau ist eine ausgezeichnete Köchin.«

»Dennoch können wir Euer Angebot nicht annehmen, Monsieur Roye«, sagte Uthman entschieden. »Wenn Ihr uns etwas Gutes wollt, dann lasst uns nun bitte allein, denn wir haben einige wichtige Dinge zu besprechen.«

In den Augen des Alten blitzte es plötzlich. Er hatte begriffen, dass er die Gefährten nicht umstimmen konnte. Sein Angebot ließ sie kalt. Sie behandelten ihn von oben herab. Sein Gegenüber, der große Dunkle, erhob sich langsam, kam um den Tisch herum und trat auf ihn zu. Er wirkte bedrohlich.

Renaud wich so plötzlich vor ihm zurück, dass sein Schemel umkippte. Im gleichen Moment zuckte draußen ein Blitz. Er war so hell, dass man meinen konnte, die ganze Welt stünde in Flammen. Und ihm folgte ein Donner, der so gewaltig war, dass es schien, das Ende der Welt sei gekommen und die Mauern von Jericho stürzten ein.

Madeleine blickte heimlich durch das erleuchtete Fenster. Sie war ihrem Stiefvater gefolgt. Sie wusste, dass er sie zu dem schönen Jungen mit dem lang herabwallenden Haar führen

würde. Sie musste ihn wieder sehen! Es war ein interessanter Junge, ein Junge aus der Fremde. Fremde waren immer interessant! Sie brachten einen Teil der Welt in das Dorf, den sie noch nicht kannte, und sie benahmen sich ganz anders als die ungehobelten Kerle vom Land.

Durch das kleine Fenster an der Westwand des Gastraums konnte Madeleine den jungen Mann gut beobachten. Bei ihm saßen die anderen Fremden und ihr Stiefvater, der ihr allerdings den Rücken zukehrte.

Während sie die Runde betrachtete, wurden Madeleines Augen plötzlich von etwas ganz anderem gefesselt als dem jungen Mann, der ihr am Mittag auf dem Markt begegnet war. Es war der große dunkelhäutige Mann mit breiten Schultern, dem wilden, bärtigen Gesicht und dem langen, kohlrabenschwarzen Haar. Er sieht aus wie ein Krieger, dachte sie, ein Kämpfer durch und durch.

Wer war dieser Mann?

Madeleine lief ein angenehmer Schauer über den Rücken. Sie konnte den Blick nicht mehr von dem Fremden lösen. Niemand sonst nahm ihre Aufmerksamkeit dermaßen gefangen, nicht einmal der blonde Jüngling vom Markt, der durchaus seine Reize hatte. Der große Dunkle zog sie jetzt vollends in seinen Bann. Wie er sich bewegte! Wie er die Augen zusammenkniff und die Schultern reckte! Wie seine Augen blitzten! Jetzt stand er auf und trat zu ihrem Stiefvater. Dabei konnte sie ihn noch deutlicher erkennen. Welch kräftige Gestalt er doch hatte!

Madeleine duckte sich ein wenig, sie wollte nicht gesehen werden. Sie verspürte plötzlich eine Sehnsucht, sich an diesen Fremden anzulehnen, die ihr gänzlich unbekannt war. Sie hätte sich sofort in seine Arme werfen mögen!

Oh, nimm mich!, dachte sie. Und dann schämte sie sich für diesen lästerlichen Gedanken. Er war sündhaft, und sie würde gleich morgen früh in die Kirche gehen, um ihn zu beichten.

Gerade, als sie das dachte, blickte der große Dunkle in ihre Richtung. Hatte er sie am Fenster gesehen? Erschreckt trat Madeleine zur Seite. Dann machte sie einige Schritte zurück. Der Regen hatte sie mittlerweile völlig durchnässt. So stand sie regungslos außerhalb des Lichtkreises des Fenster Vierecks.

Nimm mich!, dachte sie wieder. Umarme mich ganz fest!

Noch niemals in ihrem jungen Leben war sie von einem vergleichbaren Gefühl überwältigt worden. Es loderte in ihr wie eine Feuersbrunst. Und eine Welle von Wärme durchflutete ihren jungen, schönen Leib.

Juni 1318. Am reißenden Fluss

Flucht, dachten sie alle. Wieder einmal. Die friedliche Zeit, in der sich das Leben beruhigte, wurde fortwährend knapper, und wer auch immer sie bemaß, war ihnen nicht freundlich gesonnen.

Die Gefährten hatten ihre wenigen Habseligkeiten aus ihren Schlafkammern geholt, ihre Schulden beglichen und den Stallknecht beauftragt, ihre Pferde zu satteln. Da es immer noch in Strömen regnete, hatte der Wirt sie gebeten, vor ihrer Abreise wenigstens das Ende des Gewitters abzuwarten. Doch Henri trieb sie alle zur Eile an.

Er roch die Verfolger förmlich. Vor seinem geistigen Auge sah er, wie sie über die Hälse ihrer Pferde gebeugt heranpreschten. Ein Haufen tumber Männer, angefeuert von einem Hauptmann, der seine Stellung dazu nutzen wollte, dem Einerlei des militärischen Alltags zu entfliehen und Ruhm und Ehre zu erlangen. Wer den letzten Tempelritter dingfest machte, dem waren diese Ehren mit Sicherheit gewiss.

Den Soldaten war ihre Aufgabe einerlei. Sie versahen nur den Dienst, den man von ihnen verlangte und der ihr Auskommen garantierte. Was sich derjenige, den sie jagten, hatte zu Schulden kommen lassen, interessierte sie nicht, wohl aber, welche Sondervergünstigungen ihnen ein Fang einbrachte. War die versprochene Belohnung hoch genug, gaben sie ihren Pferden die Hacken und ritten sogar durch stockfinstere, regnerische Nacht.

Henri kannte solche Männer zur Genüge, er wusste, was auf ihn und die Gefährten zukam, deshalb trieb er die Freunde zur Eile an. Noch vor Mitternacht mussten sie Notre-Dame verlassen haben.

»Was machen wir mit Joshua?«, wollte Sean wissen. »Er ist noch geschwächt. Wir können ihn nicht diesem Dauerregen aussetzen.«

»Du hast Recht«, sagte Henri. »Wir wickeln ihn in eine dicke Decke ein. Meinst du, das wird gehen, Joshua?«

Der Jude nickte. Dann hustete er. »Habe ich nicht schon andere Gefahren überstanden? Erinnerst euch an die Sklavenkarawane im Jordantal! Als wir...«

»Wir haben keine Zeit, uns zu erinnern, teurer Freund!«, sagte Uthman. »Bitte verzeih mir, aber wir müssen schnellstmöglich verschwinden.«

Joshua nickte nur und schwieg. Er wusste, wie wichtig es war, schnell zu handeln, und so ließ er sich jetzt klaglos in eine Pferdedecke einwickeln, die der Wirt seinen Gästen verkauft hatte. Die Pferde standen bereits hinter dem Haus bereit. Der Wirt und seine Frau führten die Gefährten noch bis zur Hintertür ins Freie.

Dort wurden sie sofort von erbarmungslos peitschendem Regen empfangen. Nach einer raschen Verabschiedung von Wirt und Wirtin, die sich gegenüber ihren Gästen stets anständig verhalten hatten, schwangen sich die Freunde auf ihre Pferde und ritten los. Uthman preschte voraus, Joshua saß zusammen mit Henri auf einem Pferd, damit der Ritt für ihn nicht zu anstrengend würde.

Die Gefährten verließen den Ort in Richtung Osten. Zunächst hielt niemand sie auf, denn selbst die Hunde suchten bei diesem Wetter Unterschlupf. Weit kamen sie allerdings trotzdem nicht. An der kleinen, nach römischer Art mit einem Bogen errichteten Holzbrücke, die den Notre-Dame

umfließenden Fluss im Osten überquerte, schien ihre Flucht bereits zu Ende. Die Brückenpfeiler waren von den Fluten unterspült worden und eingestürzt.

Die Pferde wieherten und liefen unruhig im Kreis herum.

»Was machen wir?«, schrie Uthman durch den Regen.

»Wir müssen es an der anderen Brücke versuchen«, rief Henri zurück.

Also rissen die Freunde ihre Pferde herum und preschten abermals durch den Ort, diesmal in Richtung Westen. Die Hauptstraße war noch immer menschenleer. Ein Glück, dachte Henri, so würde niemand wissen, wohin sie geritten waren. Doch seine Freude schwand, als er die Westbrücke von Notre-Dame erblickte. Auch sie war fortgeschwemmt worden. Der Ort war somit zu einer vom Umland abgeschnittenen Insel geworden.

»Wenn die Brücken zerstört sind, sind wir – vorerst zumindest – sicher hier«, sagte Sean, »denn wo wir nicht hinauskommen, kommen unsere Feinde nicht herein. Bleiben wir also einfach hier.«

»Sean hat Recht!«, brachte Joshua mit dumpfer Stimme unter seiner Decke hervor.

»Nein, wir reiten weiter«, entschied Henri. »Spätestens morgen früh sind die Soldaten im Dorf, mit oder ohne Brücke. Sie bauen eine neue, oder sie setzen mit Flößen über. Wir suchen eine Furt. Irgendwo hier wird es sicher eine flachere Stelle geben, wo wir die Pferde durchtreiben können.«

»Dann auf nach Süden«, sagte Uthman. »Ich kann mich erinnern, dort eine recht flache Stelle gesehen zu haben.«

Erneut machten die Freunde kehrt und preschten durch die Nacht. Aber auch am südlichen Ende der Insel versperrte ihnen das Hochwasser den Weg. Keine Furt war zu entdecken, überall rauschte das Wasser gefährlich hoch dahin.

Die Gefährten saßen ab und suchten nach einer anderen Möglichkeit, den Fluss zu überqueren. Sean versuchte, den Fluss zu Fuß zu überwinden. Doch nach einer Weile reichte ihm das Wasser bis zum Hals. Und dann glitt er auch noch aus und wurde fortgerissen. Uthman und Joshua hielten den Atem an, sie waren zu weit entfernt und konnten nichts für den Jungen tun. Glücklicherweise aber war Henri rechtzeitig hinter ihn getreten. Er konnte ihn gerade noch am Beinkleid fassen und sicher ans Ufer ziehen.

»Nicht so schnell, mein Junge!«, keuchte er, als er wieder Land unter den Füßen hatte. »Wir wollten doch alle gemeinsam fliehen.«

»Zurückzureiten ist nicht ratsam«, sagte Uthman. »Im Gasthof wird man uns als Erstes suchen. Ich schlage daher vor, wir bleiben bis zum Morgengrauen hier. Der Wald schützt uns. Wenn der Regen aufhört, sinkt auch das Wasser im Fluss wieder ab, dann können wir unsere Suche nach einem Weg ans andere Ufer fortsetzen. Einverstanden?«

»Aber dann müssen wir die ganze Nacht im strömenden Regen ausharren!«, rief Sean, und die Gefährten hörten deutlich die Panik, die in seiner Stimme lag.

»Wir suchen uns einen Unterschlupf. Am besten eine Erdhöhle. Vor Aleppo saßen wir einmal eine ganze Woche bis zum Hals im Wasser, bevor wir aufbrechen konnten. Damals war ein Damm gebrochen. Das haben wir auch schadlos überstanden.«

»Wir sind nicht mehr im Heiligen Land«, maulte Sean verdrossen.

»Aber der Krieg hat, für uns zumindest, noch nicht aufgehört«, entgegnete Uthman.

Nach einigem Suchen fanden sie ein Erdloch bei einem umgestürzten Baum. Die Wurzeln des Baums hatten eine Höhle aufgerissen, und dort blieben die Freunde bis zum

Morgengrauen. Sie setzten sich dicht nebeneinander, um sich gegenseitig zu wärmen. Joshua wurde aus der durchnässten Decke befreit, damit seine Erkältung nicht stärker wurde. Und weil die Gefährten nicht schlafen konnten, erzählten sie sich abwechselnd kurze Geschichten. Uthman kannte besonders viele, die einst eine kluge Frau namens Scheherazade einem hartherzigen König vorgetragen hatte, damit dieser sie am Leben ließ.

Als die Freunde am frühen Morgen erwachten, nachdem sie doch noch in einen kurzen, traumlosen Schlaf gefallen waren, mussten sie einsehen, dass an eine Flucht immer noch nicht zu denken war. Das Wasser hatte sich in der Nacht nämlich nicht abgesenkt, sondern war eher noch angeschwollen.

Die Gefährten saßen in der Falle. Als der Regen endlich aufhörte und sich die Sonne hinter den Wolken zeigte, hörten sie sogar bereits die Stimmen ihrer Verfolger. Sie kamen langsam näher.

Henri und Uthman erkundeten das Gelände. Im dichten Unterholz waren sie vorerst sicher, aber zum Ort hin wurde der Wald lichter, baumlose Flecken häuften sich, und schließlich boten nur noch vereinzelt Birken ein wenig Deckung. Zur anderen Seite schnitt ihnen das Hochwasser den Weg ab.

Uthman wollte noch einen Fluchtversuch wagen. Er trieb sein Pferd über ein flach wirkendes Ufergelände in den dunklen Strom hinein. Das Tier trabte nur widerstrebend vorwärts und warf ständig den Kopf herum. Es wusste, warum, denn plötzlich sank das Flussbett ab, und das Pferd verlor festen Boden unter den Hufen; es drohte, abgetrieben zu werden. Uthman musste sein gesamtes Geschick aufwenden, um das Tier zum Ufer zurückzulenken.

Henri versuchte an einer anderen Stelle eine weitere Überquerung mit dem gleichen Resultat.

In einiger Entfernung brachen Männer durch den Wald, man hörte ihre Rufe, sie schlugen mit Speißen und Schwertern gegen Baumstämme und in Büsche; es hörte sich an, als wären sie auf einer Treibjagd.

»Das Wasser ist gegen uns«, jammerte Sean. »Diese plötzliche Überschwemmung nach dem heftigen Regen erscheint mir wie ein derber Schicksalsschlag. Dabei könnten wir ein Wunder viel besser gebrauchen, und zwar sofort! Hier soll es doch schon ein Wasserwunder gegeben haben. Warum sollte sich nicht ein zweites ereignen?«

»Wunder kann man nicht erzwingen, Sean«, sagte Joshua, der sich fröstelnd in seine Decke hüllte. »Und sie widerfahren nur denen, die sie auch verdient haben.«

»Dann hätten wir allerdings zweifellos einen Anspruch darauf!«, meinte Sean kämpferisch.

Henri bat die Freunde mit einer Geste um Ruhe und lauschte in den Wald hinein. »Sie haben anscheinend keine Suchhunde eingesetzt«, sagte er. »Das vereinfacht die Sache. Gleichwohl hat es nicht viel Sinn, sich hier versteckt zu halten. Früher oder später werden sie uns trotzdem finden. Nur ein Wiehern unserer Pferde, und wir sind geliefert.«

»Also kämpfen wir«, sagte Uthman.

»Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig«, pflichtete Henri ihm bei.

»Gegen eine solche Übermacht?«, zweifelte Joshua.

»Wir haben schon schwierigere Aufgaben bewältigt«, sagte Uthman entschlossen.

»Im Moment ist unsere Kampfkraft allerdings ein wenig eingeschränkt. Es sieht ganz so aus, als müssten wir langsam Tribut für unsere unentwegten Anstrengungen zahlen.«

»So kenne ich dich ja gar nicht, Henri!«, sagte Uthman verdutzt.

»Schau dir Joshua an. Er kann nicht kämpfen. Und Sean ist nicht sicher genug im Umgang mit dem Schwert. Bleiben nur wir beide – und auch uns stecken die jüngsten Ereignisse noch in den Knochen. Aber wenn ein Kampf unausweichlich ist, werden wir uns ihm natürlich stellen.«

»Nun«, überlegte Uthman und klang jetzt etwas besonnener als zuvor. »Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder wir kämpfen gegen die Übermacht und nehmen die zweifelhaften Gewinnaussichten, die wir dabei haben, in Kauf. Oder wir lenken die Verfolger mit einer List ab.«

»Denkst du an etwas Bestimmtes?«, fragte Joshua.

Uthman wiegte den Kopf hin und her. »Ja. Aber ich bin mir nicht sicher, ob es funktioniert. Wir könnten...«

Doch bevor Uthman seinen Plan erläutern konnte, fiel Henri ihm ins Wort.

»Still!«, befahl er, hob seinen Zeigefinger vor den Mund und lauschte abermals angestrengt in den Wald hinein.

Dann sprang er plötzlich auf und war im Nu im Unterholz verschwunden. Jetzt hörten auch die anderen etwas. Schritte näherten sich. Langsame Schritte. Immer wieder knackten Zweige im Unterholz. War es ein Tier, das da auf sie zukam? Oder etwas anderes?

Jetzt sprang auch Uthman auf. Er wies Joshua und Sean an, sich im Gebüsch zu verstecken. Für sich selbst fand er eine andere Deckung, von der aus er auf das lauerte, was da näher kam. Von Henri war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Das Geräusch kam immer näher. Uthman war sich sicher, dass Henri längst an Ort und Stelle war, um eventuellen Angreifern in den Rücken zu fallen. Er würde sie auf Uthman zutreiben, denn so hatten sie es immer gemacht.

Eine ähnliche Situation hatten sie schon einmal erlebt, in Spanien, in der Sierra de Cazorla. Auch dort hatte sich irgendwer durch dichtes Gestrüpp an sie herangeschlichen. Schließlich hatte sich dieser Jemand als ein Bär herausgestellt, der ihre Witterung aufgenommen hatte. Uthman hatte ihn zwar nicht töten können, aber es war ihm im letzten Moment gelungen, ihn zu verjagen.

Uthman vernahm jetzt ein Schnauben, ein näher kommendes Keuchen. Dann kam eine in eine Kutte gehüllte Gestalt zum Vorschein. Ihr Gesicht wurde von einer Kapuze vollkommen verdeckt.

Uthman sprang auf den Vermummten zu, packte ihn und riss ihn zu Boden. Im gleichen Moment tauchte Henri aus dem Unterholz auf.

Es gelang Uthman, die Gestalt allein zu überwältigen. Er setzte ihr sein Kurzschwert an die Kehle und riss ihr die Kapuze vom Kopf. Darunter kamen ein weißblonder Schopf und ein hübsches Gesicht zum Vorschein. Verängstigte blaue Augen starrten Uthman daraus an.

»Wer bist du?«, fragte Uthman überrascht.

»Ich heiße Madeleine«, brachte die Überwältigte zaghaft hervor.

»Was machst du hier? Bei Allah, du hättest tot sein können.« Erst jetzt wurde sich Uthman des schlanken, wohlgeformten Frauenkörpers unter sich bewusst. Er spürte die weichen Hüften und Schenkel an seiner Seite und die wogenden Brüste unter seinem Arm.

»Ich bin von zu Hause fortgelaufen. Ich habe euch gesucht, weil ich euch beistehen wollte. Ich konnte den Soldaten gerade noch entwischen. Sie haben mit Müh und Not eine der zerstörten Brücken instand gesetzt und sind bereits ziemlich nah an euch dran.«

»Ich weiß, mein Täubchen! Aber sage, warum willst du uns beistehen? Du kennst uns doch gar nicht. Das ist doch eine faule Ausrede!«

»Wer hat dich geschickt?«, fragte Henri, der sein Schwert auf das Mädchen gerichtet hielt. »Wo kommst du her?«

»Ich bin die Tochter von Renaud Roye.«

»Ah!«, entfuhr es Uthman, der sein Schwert nun wieder dicht an den Hals der Schönen presste. »Dann gestehst du also. Er hat dich geschickt, um uns auszuspionieren.«

»Aber nein! Ich bin davongelaufen. Ich wollte euch warnen, weil mein Vater euch angezeigt hat. Ihr müsst mir glauben!«

»Wir wissen längst, dass Renaud unser Feind ist, mein Täubchen. Der Grund ist uns allerdings schleierhaft. Und wir wissen auch leider nicht, ob wir dir trauen können.«

»Lass sie, Uthman«, sagte Henri. »Sie scheint mir unschuldig zu sein.«

»Renaud ist nicht mein wirklicher Vater«, sagte Madeleine, nachdem Uthman seinen Griff gelockert hatte. »Meine Mutter hat ihn geheiratet, nachdem mein Vater bei einem Überfall ums Leben kam.«

Uthman blickte dem Mädchen noch einen Moment lang tief in die Augen, so als könne er dort die Wahrheit ihrer Worte ergründen. »Steh auf«, sagte er dann, als sie seinem Blick standgehalten hatte. Und als er sah, wie schwer es ihr fiel, half er ihr mit einem Ruck seines kräftigen Armes selbst auf die Beine. »Trägst du Waffen bei dir?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Lass sehen.« Uthman öffnete ihre Kutte und tastete Madeleine flüchtig ab. Dabei fühlte er erneut, wie geschmeidig und schlank ihr Körper war. »Nein, keine Waffen«, brummte er dann verlegen.

»Geh voran«, sagte Henri. »Zu unseren beiden Gefährten.«

»Dich kenne ich doch!«, rief Sean verblüfft aus, als er Madeleine erblickte.

»Woher?«, wollte der immer noch misstrauische Henri wissen.

Sean schilderte daraufhin, wie er Madeleine auf dem Markt gesehen hatte und später noch einmal im Ort. Wobei sie bei ihrem zweiten Treffen auffällig viel Interesse an ihm gezeigt habe.

»Du meinst, sie könnte uns ausspionieren wollen?«, fragte Joshua, der noch immer in seine Decke gehüllt war.

»Das könnte natürlich sein«, murmelte Sean. Er ließ seine Blicke voller Wohlgefallen über das schöne Mädchen wandern. »Aber sie sieht nicht aus, als führe sie etwas Böses im Schilde, oder was meint ihr?«

»Wie sieht sie denn deiner Meinung nach aus, Sean?«, wollte Henri wissen.

»Wie... nun ja, wie ein schönes Mädchen eben«, antwortete Sean verlegen.

Henri hob warnend die Augenbrauen. »Denke an das, was ich dir beim Fährtenlesen gesagt habe«, erinnerte er seinen Knappen.

»In Ordnung. Also, ich sehe eine freche, aber auch leicht verängstigte junge Frau, die sich allein und ziemlich auffällig an uns herangeschlichen hat. Das alles lässt sie nicht sonderlich gefährlich wirken. Aber in ihr Inneres kann ich natürlich nicht hineinsehen.«

»Sehr richtig!«, sagte Henri. »Also bleiben wir auf der Hut. Setz dich zu uns, Madeleine. Du wirst uns ein paar Fragen beantworten.«

Die Stimmen in der Ferne waren nicht näher gekommen. Ja, den Gefährten schien es sogar, als entfernten sie sich wieder ein wenig von ihrem Unterschlupf. Vielleicht lag es daran, dass der Suchtrupp in aller Sorgfalt die ganze Breite der

Flussinsel absuchen musste, um den Gejagten keinen Durchschlupf zu öffnen.

»Erzähle!«, herrschte Sean das Mädchen an, und klang dabei schärfer als er wollte. Ein ungutes Gefühl hatte sich seiner bemächtigt.

»Nun, aus Notre-Dame kommt ihr zurzeit nicht weg«, sagte das Mädchen. Sie blickte ängstlich von einem zum anderen. Als sie Uthman ansah, wurde ihr Blick fester. Sie lächelte. »Jedes Jahr gibt es hier mindestens fünf Hochwasser. Beim letzten Mal war unser Dorf zwei ganze Wochen vom Umland abgeschnitten.«

»Erzähle uns nichts von der Landschaft«, polterte Sean, und die anderen blickten ihn überrascht an. »Sag uns, warum dein Stiefvater uns verfolgt.«

»Ihr wisst es nicht?«

»Wir können es nur vermuten.«

Madeleine blickte zu Boden. »Dann muss ich es euch wohl erklären. Ich weiß allerdings nur das, was er meiner Mutter erzählt hat, als ich dabei war. Euch«, und dabei deutete sie auf Henri, »hält er für einen Templer namens Henri de Roslin.«

»Er kennt sogar meinen Namen«, sagte Henri trocken. Er wirkte nicht sonderlich überrascht.

»Dann stimmt es also, was er sagt?«, entgegnete Madeleine entgeistert. »Das überrascht mich, denn er hat schon so oft irgendwelche Fremden für Euch gehalten, dass ich glaubte, er hat die ganze Geschichte nur erfunden. Er war Wachhabender im Donjon von Fontainebleau, als man Euch einlieferte.«

»Also ist es wahr! Ich habe ihn dort gesehen. Allerdings meinte ich zunächst, mich getäuscht zu haben. Euer Vater, oder besser Euer Stiefvater, sah damals ganz anders aus.«

»Er ist in den letzten Jahren rasch gealtert. Sein Haar ist schütter und weiß geworden, seit er nicht mehr im Dienst ist

und es keine Aufgabe mehr für ihn gibt. Er sieht keinen großen Sinn mehr in seinem Leben.«

»Dafür bringt er allerdings relativ viel Energie auf, um uns das Leben schwer zu machen«, sagte Uthman.

Madeleine blickte ihn nachdenklich an. »Er ist verbittert, und er gibt euch die Schuld für sein trauriges Leben. Bei der Befreiung eures Freundes bekam er einen Schwertschlag ab, unter dem er bis heute leidet.«

»Hm«, brummte Uthman. »Der Schuldige könnte ich gewesen sein. Ich schlug mehrere Männer nieder, um Henri zu befreien.«

Madeleine blickte ihn an. »Ihr wart es, der den Templer befreite?«

Uthman nickte. »Zusammen mit meinem Freund Joshua ben Shimon.« Der Sarazene deutete auf Joshua, der in seiner Decke auf dem kalten Grasboden kauerte. »Auch wenn er im Moment nicht so aussieht, als könne er solch heldenhafte Taten vollbringen.«

»Das wird wieder«, sagte Joshua matt.

»Und Ihr wart es auch, der meinen Stiefvater verletzte.« Madeleines Stimme klang dunkel.

»Er hat mich also wieder erkannt«, sinnierte Henri. »Und nun will er sich rächen.«

»Ich fürchte, so ist es«, sagte Madeleine.

»Ich habe beobachtet, wie er zum Dorfbüttel ging und dieser bei strömendem Regen losritt, nachdem Euer Stiefvater gegangen war. Er wird Soldaten aus Rouen geholt haben, die nun hinter uns her sind. Sie wissen, dass auf meinen Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt ist. Die wollen sie natürlich kassieren.«

»Meine Mutter riet Renaud von seinem Vorhaben ab«, sagte Madeleine. »Sie ist eine sanfte Frau. Und Renaud ist ehrsüchtig; seit er verletzt wurde, ist er dazu auch noch kalt

und böse geworden. Für mich jedenfalls hat er kein freundliches Wort mehr übrig.«

»Das klingt nach keiner liebenswerten Mischung«, meinte Uthman. »Er war nicht immer so?«

Madeleine wandte ihre blauen Augen dem Sarazenen zu. »Nein, nicht immer«, sagte sie. »Wie heißt Ihr?«

»Ich bin Uthman ibn Umar, ein Sarazene aus dem Heiligen Land.«

»Ein allseits gefürchteter Kämpfer!«, fügte Henri hinzu.

Uthman musste lachen. Dann sagte er: »Der kranke Mann dort unter der Decke ist Joshua ben Shimon, ein Gelehrter aus Toledo, ich erwähnte ihn vorhin schon einmal. Und das hier schließlich ist Sean of Ardchatten, Henris Knappe.«

Madeleine nickte allen freundlich zu, doch ihr Blick wanderte immer wieder zu Uthman zurück.

Sean war der Einzige, dem das auffiel, und es missfiel ihm zutiefst. Er räusperte sich einmal kurz, um seinem Missmut Ausdruck zu verleihen, schwieg jedoch, als niemand darauf einging.

»Es ist schön, dass ihr eine so wunderbare Kameradschaft hegt«, meinte Madeleine plötzlich. Ihre Stimme klang jetzt wieder heiterer und gelöster, sie schien weder Groll gegen Uthman zu hegen noch Angst zu haben oder irgendwelche hinterlistigen Absichten zu verfolgen. »Ich wünschte, ich hätte auch so etwas. Renaud ist ein schlimmer Mensch. Und er ist der größte Schwätzer im Ort.«

»Wie meinst du das?«, wollte Uthman wissen.

»Ach, überall erzählt er herum, dass ich noch Jungfrau bin und auf einen Freier warte. Ich schäme mich jeden Tag, wenn ich zum Einkaufen gehe. Viele Frauen im Dorf – vor allem die verheirateten – würden mich am liebsten vierteilen, und ich kann es ihnen nicht verdenken. Wenn Renaud getrunken hat,

und er trinkt meistens, dann fängt er sogar an, einen Preis für mich auszuhandeln.«

»Ein wahrer Vater würde so nicht handeln«, sagte Sean.

Madeleine lächelte dem Knappen zu. »Auf dem Markt dachte ich, du wärest einer von denen, die mich rumkriegen sollen.«

»Ach je!«, entfuhr es Sean. »Ich fand dich einfach nur hübsch – aber egal.«

»Die Leute in Notre-Dame sind dumm«, sagte Madeleine. »Und sie sind so abergläubisch, dass sie jedem ungewöhnlichen Ereignis irgendeine besondere Bedeutung beimessen. Nehmt zum Beispiel das Hochwasser. Im Ort geht die Kunde, es werde vom Teufel geschickt, damit er in der Gefahr die Mutigen von den Ängstlichen scheiden könne. Seit die Leute das gehört haben – fragt mich nicht, wer es als Erster erzählte –, glauben sie, im Wald um Notre-Dame würde es spuken. Sie sagen, das hier sei Teufelsland.«

»Teufelsland?« Uthman klang nachdenklich.

»Ja, auch Erdgeister sollen hier herumtanzen, und nachts sollen sich Wassergeister aus dem Flussbett erheben und giftige Dämpfe verbreiten.«

»Wir hörten, hier in Notre-Dame hätte sich ein Marienwunder ereignet«, warf Joshua ein.

»Das ist wahr. Die Jungfrau Maria erschien hier in diesem Wald und brachte dadurch eine Quelle hervor, deren Wasser besonders rein und wohlschmeckend ist. Es war übrigens Renaud, der diese Erscheinung hatte. Er ist besonders gläubig, aber leider auch besonders abergläubisch. Überall sieht er Erscheinungen. Und manchmal geißelt er sich auch.«

Mehr und mehr hatten die Gefährten den Eindruck, Madeleine spräche die ganze Zeit nur zu Uthman. Sie blickte den Sarazenen an. Der schien einen Plan zu fassen. Während Madeleine erzählte, zog er plötzlich die Stirn in Falten, dachte

angestrengt nach, und schließlich breitete sich ein Ausdruck von Zufriedenheit in seinem Gesicht aus.

»Die Leute auf dem Land sind immer abergläubisch«, sagte Sean. »Man kann ihnen alles Mögliche vormachen.«

»Das stimmt«, entgegnete Uthman, der schon wieder in Gedanken verloren schien. »Aber auch die Stadtbewohner sind empfänglich für Spuk und Zauberei«, fuhr Sean fort. »Hätten sonst Gaukler und Zauberer so viel Publikum?«

»In Quimper fielen die Leute sogar auf Henris Verkleidung als Gevatter Tod herein«, erinnerte Joshua die Gefährten. »Sie erstarrten beim Anblick, den er in seinem schwarzen Tuch mit dem aufgemalten Gerippe bot. Aber ich muss zugeben, selbst mir klapperten die Zähne, als ich ihn so sah.«

»Nachdem er dich auf sein Pferd gehievt hatte, glaubten die Leute tatsächlich, der Schnitter habe dich geholt. Es war deine Rettung«, sagte Jean.

»Je dümmer die Leute sind, desto empfänglicher sind sie für solche Zaubereien«, warf Uthman ein.

»In Notre-Dame sind sie besonders dumm«, sagte Madeleine. Doch niemand ging auf ihren Einwurf ein.

»Was machen wir mit ihr?«, fragte Sean und wies mit dem Kinn auf das Mädchen, das mit untergeschlagenen Beinen dasaß. Im sanften Licht der Morgensonne sah sie aus wie eine Elfe, aber er traute ihrem Anblick nicht. Henri hatte ganz Recht, wenn er ihn vor Unwägbarkeiten wie dieser warnte. Sein Herr brauchte sich allerdings nicht zu sorgen, er war gewappnet, für simple weibliche Täuschungen wie die ihrigen war er nicht empfänglich. Er misstraute Madeleine ohnehin noch aus einem anderen Grund. Aber den wollte er erst einmal für sich behalten.

»Sie wird uns retten«, sagte Uthman. »Sie ist unser Unterpfand. Allah hat sie uns geschickt.«

Juni 1318. Waldgeister

Das Unterholz wurde mit einem Mal undurchdringlich. Sean musste ausweichen und einen anderen Durchschlupf suchen. Er bemühte sich, dies so leise wie möglich zu tun. Ganz lautlos gelang ihm der Richtungswechsel allerdings nicht, doch die feindlichen Soldaten waren noch recht weit entfernt, das hatte Sean rasch erkannt, als er einmal den Kopf gehoben und gelauscht hatte.

Noch immer durchkämmten die Soldaten die Flussinsel. Dort, wo sie gerade suchten, war das Unterholz ebenso dicht wie hier bei Sean, gleichzeitig gab es dazu viele Erdhöhlen, in denen sich Verfolgte gut verstecken konnten und die es zu durchsuchen galt. Sean roch jetzt auch Rauch, der vermuten ließ, dass die Schergen versuchten, die Höhlen auszuräuchern. Auch gut, dachte er, damit würden sie noch eine Zeit lang beschäftigt sein.

Behutsam tastete Sean sich vorwärts. Manchmal schrammten Äste und Zweige über sein Gesicht. Dass er sich dabei auch einen tieferen Kratzer zuzog, der leicht blutete und seinen Kragen befleckte, merkte er nicht.

Sean war nur mit Hemd und Hose bekleidet. Seinen Umhang hatte er bei den Gefährten gelassen. Die Dummköpfe sollten ihn unverhüllt sehen. Und sie sollten erschrecken.

Ursprünglich hatte er ins Dorf schleichen wollen. Wahrscheinlich wäre es ihm auch gelungen, an den Schergen vorbeizukommen. Aber Sean wollte nichts riskieren. Vorerst würde es genügen, sich den Soldaten zu zeigen. Auf sie kam es

an. Sie würden ihn sehen und zu Tode erschrecken. Alles Weitere war abzuwarten.

Sean wich einigen entwurzelten Baumstämmen aus und lief zwischen mächtigen Eichen hindurch, deren Kronen bis in den Himmel zu reichen schienen.

Die Stimmen kamen näher. Bald hatte er die Verfolger erreicht. Es ist schon ein seltsames Spiel, dachte Sean, ich bin der Verfolgte und verfolge meine Verfolger. Doch da er wusste, dass es ein Spiel auf Leben und Tod war, konnte er nicht darüber lachen.

Dann sah er den ersten Soldaten. Er trug die blaurote Uniform des Königs. Wer war mittlerweile eigentlich König von Frankreich?, überlegte Sean. Er war lange Zeit außer Landes gewesen, und seit er wieder zurückgekehrt war, hatte er mit den anderen eigentlich fortwährend ums Überleben kämpfen müssen. Sean konnte nachdenken, so viel er wollte, er kannte den derzeitigen König von Frankreich nicht. Gab es Frankreich überhaupt noch? Oder war das Land mittlerweile in seine kleineren Einheiten zersplittert, etwa in die Bretagne, die Normandie, die Picardie, das Brie, das Artois?

Es war müßig, darüber nachzudenken. Sean nahm sich vor, Henri zu fragen, sobald er seine Aufgabe erledigt hatte. Sein Herr wusste alles. Er würde ihm seine Fragen schon beantworten können.

Jetzt kamen auch andere Soldaten heran. In einer breiten Reihe, so wie Sean es sich vorgestellt hatte, schwärmten sie aus. Sie durchsuchten jeden Busch und jeden Strauch. Vor Erdhöhlen hielten sie an, reckten ihre Spieße und sicherten den, der sich in die Höhle wagte. Sobald er wieder herauskam, ging es weiter.

Da erblickte der erste Soldat den Knappen. Er erstarrte mitten in seiner Bewegung. Sein Gesicht wurde aschfahl, und er deutete wortlos auf das, was er sah.

Sean streckte die Arme aus, krümmte seine Finger, sodass sie wie Krallen aussahen, und erhob sich aus der Deckung. Schaum trat vor seinen Mund, er zuckte am ganzen Körper und bewegte sich wie ein besessenes Weib. Vor solchen Erscheinungen hatten die Priester die Soldaten eindringlich gewarnt. Sogar in Rouen hatte man mit Schauern von dem Waldgebiet rings um Notre-Dame gesprochen. Dort würde es von Geistern nur so wimmeln, hatte man gesagt. Gerade hier musste man besonders vorsichtig sein.

Immer noch zuckend bewegte sich Sean auf die Soldaten zu. Dann öffnete er den Mund, als wolle er etwas sagen, aber kein Laut kam über seine Lippen.

»Ergreift den Verrückten! Es ist einer von den Ketzern!«, schrie der Hauptmann der Soldaten.

Doch seine Männer rührten sich nicht.

Sean kam immer näher. Als er nah genug heran war, spuckte er dem ersten Soldaten Schaum ins Gesicht. Der Mann schüttelte sich heftig und wich ein paar Schritte zurück.

Mit sich überschlagender Stimme rief Sean daraufhin: »Es sind die Wassergeister! Herr im Himmel hilf mir! Die Wassergeister und die Nachtgeister sind besonders schlimm! Schützt mich vor ihnen! Ich bin verloren!«

»Was redest du für einen Unsinn?«, herrschte ihn der Hauptmann an, der sich trotz seines gebieterischen Tons allerdings sichtlich um Fassung bemühte. »Wo sollen hier Geister sein?«

»Sie haben mich in der Nacht gepackt. Und meine Freunde sind verhext. Alle sind verhext. Mich haben sie am längsten gequält! Herr im Himmel, was soll ich nur tun? Helft mir!«

Die Soldaten wichen zurück.

»Wo sind deine Freunde, Kerl? Wir wissen, dass sie sich hier irgendwo verstecken.«

»Sucht sie nicht. Ich flehe euch an! Sie sind besessen. Sie werden euch anspringen und ihr Gift auf euch übertragen! Dann werdet ihr so wie ich. Mich Armen haben sie im Schlaf überrascht. Passt auf, dass ich euch nicht beiße, sonst kriegt ihr es auch!« Und mit einem gierigen Blick näherte er sich einem jungen Soldaten, der nahe bei ihm stand.

Der Mann kreischte auf. Sean griff nach ihm, doch der Soldat schlug dessen Hände weg, ließ sein Schwert fallen und rannte davon.

»Hier geblieben! Ich lasse dich einsperren!«, schrie der Hauptmann dem Flüchtenden hinterher. Sein Gesicht war weiß vor Zorn. Aber auch er war sich plötzlich nicht mehr sicher, was um ihn herum geschah.

Sean ergriff das Schwert des Geflüchteten und fuchtelte damit herum, als wollte er unsichtbare Geister verscheuchen, die ihn umkreisten. Dabei keuchte und ächzte er lautstark.

»Er ist tatsächlich besessen«, flüsterte ein Soldat. »Der Teufel hat ihn gepackt.«

»Nicht der Teufel, die Wassergeister!«, flüsterte ein anderer Soldat zurück.

»Wo ist da der Unterschied? Ob Teufel oder Wassergeister – sie kriegen uns alle. Verschwinden wir aus diesem verfluchten Wald!«

»Geht, solange ihr noch Zeit dazu habt!«, rief Sean plötzlich mit einer Stimme, die um einiges tiefer schien als zuvor.

Dann wandte er sich um und ließ die Soldaten sprachlos stehen. Entsetzt sahen diese, dass er scheinbar schwerelos schwebte. Es war, als reite er auf einem Besen. Statt des Besens benutzte er allerdings das Schwert des Geflüchteten. Sie sahen deutlich, wie es zwischen seinen Beinen steckte.

Im Dorf warteten die Einwohner auf Nachricht. Es hatte sich herumgesprochen, dass Soldaten aus Rouen gekommen waren, die im Wald nach den Fremden suchten. Ungeheuerliches wurde über sie erzählt. Ketzer sollten sie sein, die Dinge getan hatten, die so schrecklich waren, dass man nicht darüber reden konnte. Sie waren auf der Flucht, bisher hatte sie niemand aufhalten können. Den Bürgern von Notre-Dame war klar, mit wem sie es zu tun hatten: Die Fremden waren Teufel in Menschengestalt.

Renaud erschauerte, als er den Bericht des geflüchteten Soldaten vernahm. Er fühlte sich bestätigt. Ihm war schon lange klar, dass die Templer mit dem Teufel im Bunde gestanden hatten. Jetzt hatte der letzte von ihnen, dieser verfluchte Hund, auch noch andere in seine dunkle Bruderschaft gezwungen. Sie vermehrten sich wieder, und sie waren nur hergekommen, um alles zu zerstören.

»Er sprang schwerelos durch die Luft, sagst du? Und er ritt auf einem Besen oder einem Schwert? Und er hatte Schaum vor dem Mund wie ein Verhexter und zuckte am ganzen Leib?«

»Ja, ja, genau so war es! Mein Gott, hast du es denn auch gesehen?«

»Nein, ich war die ganze Zeit hier im Gasthaus. Wieso fragst du? Willst du mir etwas anhängen?«

»Nein, aber – ich wundere mich nur, weil du den Ablauf so genau kennst!«

»Na, du selbst hast die ganze Geschichte doch haarklein erzählt, als du hier reingestürmt kamst!«

Der junge Soldat schien verwirrt und blickte noch immer verängstigt. »Mein Hauptmann wird mich einsperren lassen. Aber ich ertrug diesen Anblick einfach nicht. Der Besessene wollte mich packen, er spie mir seinen Geifer ins Gesicht, und er wollte mich beißen! Es war entsetzlich.«

»Herr im Himmel!«, rief Renaud und bekreuzigte sich. Dann nahm sein Gesicht einen grimmigen Ausdruck an. »Aber Ihr habt ihn aus den Augen verloren!«, murrte er und blickte zum Fenster hinaus. »Und siehe da, auch die anderen Soldaten kommen zurück. Mit leeren Händen, wohlgemerkt! Sogar der Hauptmann! Ihr habt sie aus den Augen verloren!«

»Gebe Gott, dass es so ist«, murmelte der junge Soldat. »Ich will ihnen nie mehr begegnen.«

Kurz darauf polterten seine Kameraden herein. Sie wirkten unruhig und machten fahrig Bewegungen, einer kicherte scheinbar grundlos. Die Männer stellten ihre Waffen an die Wände und schwangen sich auf die Sitzhocker, die überall im Raum verteilt waren.

»Teufel auch!«, sagte einer und spuckte auf den Boden. »So etwas habe ich noch nicht gesehen. Man erzählt davon, aber plötzlich siehst du es mit eigenen Augen!«

»Ein Verhexter!«, brüllte ein anderer Soldat mit rotem Gesicht. »Ein Satan in Menschengestalt! Ich will mit solchen Dingen nichts zu tun haben! Sollen sich die Popen darum kümmern! Exorziert werden muss so was!!«

»Jawohl!«, stimmte ein Kamerad zu.

Jetzt waren alle Soldaten in der Gaststube. Außerdem waren der Büttel und der Bader erschienen. Auch Letzteren hatte man über die Vorgänge informiert. Weil er kräuterkundig war, sollte er einen Vorschlag machen, wie man die Verfolgten gefahrlos einfangen konnte.

»Wenn sie tatsächlich Teufel sind, kann ich nichts tun«, bekannte der Bader. »Dann versagt meine Macht. Ich kann nur Dinge bewirken, die mit der Hilfe von Kräutern möglich sind, und Teufelsaustreibung ist da nicht dabei.«

»Es war unheimlich«, meldete sich noch einmal der Geflüchtete zu Wort. »Erst tauchen sie spurlos in diesem Hexenwald unter. Dann schwebt einer heran, und dann...«

»Ja, das haben wir alles schon gehört!«, blaffte Renaud ihn an. »Ihr sollt sie fangen, nicht vor Angst schlottern und davonlaufen! Verdammt noch mal, es sind Menschen wie du und ich!«

»Das behauptest du! Aber ich sah...«

»Ach, halt's Maul, Soldat!«, schnauzte Renaud. »Als ich noch im Dienst war, habe ich nicht so geschlottert! Vor nichts und niemandem! Mir ist keiner entwischt, auf den ich angesetzt war!«

»Aber in Fontainebleau ist dir doch einer durch die Lappen gegangen, du hast es selbst erzählt!«

»Ja, aber nur, weil er heimtückische Kumpane hatte und ich alleine war. Ihr seid hier jedoch in der Überzahl. Es sollte euch kaum schwer fallen, die Flüchtenden festzunehmen, immerhin kommen sie nicht über den Fluss hinaus, dessen Wassermassen mittlerweile noch weiter angeschwollen sind! Ihr müsst sie einfach nur stellen!«

»Dann mach du es doch! Hol deine verrostete Pieke vom Dachboden und schnappe sie dir! Du hast doch als Einziger ein Interesse daran, dass sie gefangen werden!«

»Wieso ich? Ich bin außer Dienst. Außerdem müsst auch ihr ein Interesse daran haben, sie festzunehmen. Es sind Feinde des Königs. Und auf den Templer ist überdies eine hohe Belohnung ausgesetzt.«

»Die Belohnung kassierst doch nur du, Roye! Wir werden keinen einzigen Sou davon sehen!«

Renaud sah seine Felle davonschwimmen. Die schöne Belohnung rückte in weite Ferne. Sollte er es selbst wagen? Sollte er tatsächlich den Kampf noch einmal aufnehmen? Aber wenn dieser Templer tatsächlich mit dem Teufel im Bunde stand? Renaud war zu abergläubisch und zu furchtsam. Mit Menschen nahm er es jederzeit auf. Aber mit dem Teufel und seinen grausamen Heerscharen.

Er schlug drei Kreuze.

»Was sollen wir tun?«, wollte nun der Bader wissen.

Marcel Germaine erwiderte: »Die Soldaten müssen noch einmal ausziehen. Es gibt keine andere Lösung. Lasst euch aber gesagt sein, dass euch natürlich eine satte Belohnung winkt, wenn ihr diese Brut gefangen setzt.«

Als er das hörte, hellte sich das Gesicht des Hauptmanns auf. »Na, dann mal los, Männer!«, schrie er. »Zeigt es den Kerlen! Wovor fürchtet ihr euch? Ihr seid ein Gardetrupp aus Rouen! Vergesst das nicht!«

»Aber Hauptmann, es ist zu unheimlich!«, wandte der junge Soldat ein. »Mit Pieken kann man keine Geister fangen!«

»Das sind keine Geister, du törichter Kerl! Es sind Menschen aus Fleisch und Blut! Und wenn du ihnen deine Pieke ins Fleisch stichst, fließt dieses Blut! Du wirst schon sehen!«

»Hört auf zu diskutieren«, sagte Renaud plötzlich. »Ich werde selbst gehen. Die Männer haben ganz Recht. Ich habe das stärkste Interesse daran, dass man die Fremden einfängt. Ich weiß auch schon, was ich tun werde. Ich habe keine Angst. Ich werde den Übeltätern so entgegenzutreten, wie man es von einem verdienstvollen Soldaten verlangen kann.«

»Dann gehe und erledige die Angelegenheit wie ein ehrenhafter Mann«, sagte Marcel. »Wir warten hier, bis du zurückkehrst.«

Renaud stand auf und nestelte an seinem Gürtel. Offensichtlich war ihm doch nicht wohl bei seinem Vorhaben.

Dann wurde ruckartig die Tür aufgerissen. Die Männer blickten erstarrt auf die Person, die in den Türrahmen trat. Doch es war nur Trine, Renauds Frau. Sie sah sich ängstlich um und fragte: »Ist Madeleine hier?«

»Hier?«, blaffte Renaud sie an. »Was hätte sie hier zu suchen? Das hier ist kein Ort für Weibergewäsch.«

»Nun, sie ist fort«, sagte Trine, und ihre Lippen zuckten. »Ich kann sie nirgends finden.«

Renaud ging nach Hause. Er stieg auf den Dachboden seiner Scheune. Dort hob er in einer eisenbeschlagenen Kiste seine alte Uniform und seine Waffen auf. Er zog die Uniform an, legte den Gürtel mit dem Schwertgehänge um und knüpfte die Scheide für seinen Dolch fest. Die Sachen saßen noch immer wie angegossen. Als Letztes zog Renaud die Ziegeniederstiefel über. Er musste sie wienern, denn sie waren vom vielen Tragen ganz stumpf und matt geworden. Als er fertig war, setzte er die Kappe auf sein weißes Haar. Dann fühlte er, wie ein Teil seiner jugendlichen Kraft zu ihm zurückkehrte. Unwillkürlich stand er stramm.

Mit geradem Rücken und straffen Schultern setzte er sich in Bewegung. Er holte sein Pferd aus dem Stall, legte die rotblaue Decke mit der eingestickten goldenen Lilie darüber und sattelte es. Dann saß er auf.

Als er anritt, überkam ihn wieder das alte Gefühl, ein großer Ordnungshüter zu sein. Die Ordnung war etwas Festgefügtes, Unbestechliches, das den Menschen Sicherheit und Frieden gab. Und er verkörperte diese Ordnung.

Renaud ritt zum Ort hinaus. Er kam an ein paar Feldern vorbei, auf denen Bauern arbeiteten, die ihm von weitem zuwinkten. Dann erreichte er den Wald. Solange sein Pferd auf den schmalen Wegen vorankam, stieg er nicht ab. Bald jedoch wurde das Unterholz dichter und die Wege immer unpassbarer. Renaud kannte sich nur leidlich aus, denn in dieser Gegend war er erst einmal gewesen, und zwar, als sich weit hinten das Marienwunder ereignet hatte.

Er war damals neugierig gewesen, weil eine alte Kräuterfrau ihm erzählt hatte, dass sie eine geheime Quelle entdeckt habe,

die ihr früher noch nie aufgefallen sei. Die Frau hatte ihm die Stelle beschrieben, und er war losgeritten, um sie anzusehen. Er glaubte nicht an Wunder oder an aus dem Nichts entspringende Quellen.

Doch da, plötzlich, hatte er die Erscheinung gehabt. Eine weiße Frau schwebte über dem Erdboden.

Ihre Füße, die in engen Schuhen steckten, berührten das Moos nicht, das unter ihnen war. Sie hatte die Hand erhoben, in eine bestimmte Richtung gedeutet und gelächelt.

Renaud war der angegebenen Richtung gefolgt. Und er hatte die Stelle gefunden, an der die Quelle aus einem Felsen trat. Es war ihm vorgekommen, als ob der Fels von einem merkwürdigen hellen Schein umgeben gewesen sei. Aber vielleicht hatte er sich das auch nur eingebildet. Das Quellwasser hatte jedenfalls wunderbar geschmeckt. Aber ein wenig gegraust hatte es Renaud trotzdem. Die Sache mit der weißen Frau war ihm nicht ganz geheuer gewesen.

Es war ein unheimlicher Wald, durch den er ritt. Überall herrschten Geister und Dämonen. Doch davon durfte er sich nicht ablenken lassen. Er musste für Ordnung sorgen. Mit diesem Vorhaben im Hinterkopf saß er ab, band sein Pferd an eine dünne Birke und zog sein Schwert. Anschließend tastete er sich behutsam voran.

Zunächst kam er recht gut vorwärts, bis ihm ein zurückschnellender Zweig die Kappe vom Kopf schlug. Renaud fluchte. Nach kurzer Zeit hatte er die Kappe zwar wieder gefunden, doch von nun an musste er auf allen vieren vorankriechen. Kein Wunder, dass die Soldaten so langsam gewesen waren. Hier musste ja jeder Fuß erkämpft werden!

Renaud hielt inne und lauschte. Doch es war kein Laut zu hören. Nur irgendwo weiter hinten rauschte leise das Flusswasser. Oder waren das etwa die Wassergeister? Renaud verfluchte sich selbst. Warum hatte er bloß sein Maul nicht

halten können? Warum hatte er sich hervortun müssen? Jetzt saß er in diesem fürchterlichen Dickicht fest. Und um ihn herum warteten womöglich Geister und Teufel auf ihn.

Da war es schon beinahe eine tröstliche Vorstellung, dass sein Feind nur dieser Templer war, immerhin ein Mann aus Fleisch und Blut. Zumindest war er ihm damals so erschienen...

Als er ganz in der Nähe einen Ast knacken hörte, blieb Renaud erstarrt hocken. Er wartete lange und konzentrierte sich darauf, so gut wie möglich mit der Natur zu verschmelzen, damit man ihn nicht bemerkte. Jetzt verwünschte er seinen Stolz, der ihn dazu verführt hatte, seine rotblaue Uniform anzuziehen. Aber nun war es zu spät, im Grün der Büsche und des Blattwerks war er weithin sichtbar.

Glücklicherweise rührte sich weiter nichts. Also schlich Renaud von dannen. An einer Stelle musste er sich sogar auf den Bauch legen, um voranzukommen. Als er sich wieder aufrichtete, meldeten sich seine alten Knochen, die diese Anstrengung gar nicht guthießen.

Kurz darauf kam Renaud auf eine Lichtung. Die Sonnenstrahlen fielen wie ausgestreckte Finger auf das dort wachsende Moos.

Renaud ging zu der Stelle, wo die Sonnenfinger den Boden berührten. Er bückte sich und versuchte, irgendetwas zu entdecken. Denn es musste doch etwas zu bedeuten haben, dachte er, dass die Strahlen genau so auf die Erde fielen. Doch er entdeckte nur Moose, Gräser und ein paar frühe Pilze.

Weiter hinten begann ein neues Waldstück, diesmal ein lichtereres, das von Birken gesäumt wurde. Der Boden war hier zunächst recht weich, Blasen glucksten unter seinen Stiefeln, und er sank ein wenig ein. Nach einer Weile wurde der Boden wieder fester. Renaud atmete auf. Er hatte das kleine Moor passiert. Dahinter begann wieder Unterholz.

Sollte er sich bemerkbar machen?

Renaud hatte keinen wirklichen Plan, und er fühlte sich alles andere als sicher.

Als neben ihm Zweige raschelten, zuckte er zusammen. Aber es war nur ein Tier, das durch das Unterholz sprang. Reiß dich zusammen, Soldat, ermahnte Renaud sich wütend. Der Wald ist nun einmal voller Leben, das man nicht sieht.

Während er weiterging, kehrten seine Gedanken zu den Fremden zurück. Werden sie mich als Feind empfangen?, fragte er sich. Wenn sie klug sind, würden sie es. Aber vielleicht sind sie blauäugig, vielleicht auch stolz und überheblich und deshalb unvorsichtig. Viele Feinde waren ihm schon deshalb ins Netz gegangen, weil sie arrogant gewesen waren, sich überlegen fühlten.

Ich will euch doch nur helfen, dachte Renaud. Man mochte das für einen seltsamen Gedanken halten, wo er sie doch eigentlich verhaften wollte, aber in seinen Augen war die Verhaftung eine Hilfe. Er befreite die Übeltäter von sich selbst. Würde ihnen die Ordnung bringen und damit den Frieden, den ihre Seelen benötigten.

Wieder krachte ein Zweig zu Boden, irgendwo weiter vorn hörte er laufende Schritte. Spielten sie Katz und Maus mit ihm? Das sollten sie besser bleiben lassen. Renaud sprang auf die Füße. Jetzt war Schluss mit diesem Versteckspiel. Mit wildem Blick sah er sich um, doch es war niemand zu sehen.

»Ich will Euch helfen, Henri de Roslin!«, schrie er laut in den Wald hinein.

Sein Ruf verhallte scheinbar ungehört. Niemand antwortete. Es war unheimlich. Es gab doch Geister in diesem Wald, dachte Renaud. Warum also zeigten sie sich nicht? Doch dann zuckte er vor seinem eigenen Gedanken zurück. Wollte er sie denn wirklich sehen? War er stark genug für ihren Anblick?

Tapfer setzte Renaud seine Suche fort.

Doch dann hielt er inne. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Denn was er da unmittelbar vor sich sah, ließ sein Herz stillstehen.

Juni 1318. Der Dschinn

Uthman kroch auf dem Waldboden umher. Madeleine sah ihm zu. Sie wich kaum noch von seiner Seite. Das war Uthman peinlich, denn ihm war aufgefallen, dass Sean in das Mädchen verliebt zu sein schien. Andererseits schmeichelte ihm die Bewunderung, die die junge Frau ihm entgegenbrachte. Madeleine war begehrenswert, so begehrenswert, wie ein Mann es sich nur erträumen konnte. Und sie war wunderschön!

Aber im Augenblick konnte sich Uthman nicht mit diesen Gedanken auseinandersetzen, er hatte etwas anderes zu tun. Die Soldaten hatten sich zurückgezogen, aber er wusste, dass sie wiederkommen würden. Wahrscheinlich sogar sehr bald. Da der Wasserstand noch immer nicht gesunken war, war es aussichtslos, an eine rasche Flucht zu denken. Daher musste etwas anderes getan werden.

Uthman kratzte Moose und Flechten zusammen. Von einigen Steinen schabte er die grüne Außenschicht ab. Tief aus dem Sand holte er Dinge hervor, von denen die Gefährten niemals angenommen hätten, sie dort finden zu können. Schließlich ging der Sarazene zum Lagerfeuer und zerbröckelte eine dunkle, holzige Masse mit den Fingern. Daraus und aus den anderen Dingen, die er gefunden hatte, rührte er eine Paste an.

Madeleine half ihm dabei, so gut sie konnte. Mit ihren schwarz gewordenen Fingern hatte sie sich die weißblonden Haare aus der Stirn gestrichen, sodass ein schwarzer Streifen Nase, Wangen und Stirn zierte. Sean fand, dass sie damit ganz

besonders hinreißend aussah. Er wollte den Streifen wegwischen, aber sie lachte nur und sprang davon.

Uthman musste ebenfalls lachen, als er das Mädchen sah. Er lief ihr hinterher, nahm einen Lappen und rieb sacht über ihre Haut. Madeleine ließ ihn gewähren und lehnte sich sanft an seine Schulter.

»Du bist so stark und umsichtig«, flüsterte sie. »Ich könnte dich immerzu ansehen.«

»Übertreibe nicht, Madeleine«, wehrte Uthman lachend ab und ging nicht weiter darauf ein, dass sie ihm gegenüber jetzt die vertraute Anrede benutzte. »Ich tue nur, was getan werden muss. Außerdem wird Sean eifersüchtig, wenn du mich so anblickst. Ich glaube, er mag dich.«

»Oh, ich mag ihn auch! Aber dich... dich...«

»Sag es nicht«, bat Uthman und legte seine Hand auf ihre Lippen. Madeleine küsste seine Hand.

Joshua kam hinzu und wollte wissen, was Uthman eigentlich die ganze Zeit sammle.

»Im Moment Küsse«, sagte Uthman. »Aber im Ernst. Ich will einen Wald voller Dschinn erschaffen. Ich hoffe, es gelingt mir, die Dschinn auf unsere Seite zu ziehen. Ein bisschen Angst habe ich schon davor. Denn sie können sehr böse sein.«

»Was ist ein Dschinn?«, wollte Madeleine wissen.

»Ein Dschinn ist ein böser Geist. Im Koran sagt der Prophet über ihn: Wahrlich, wir haben den Menschen aus trockenem, tönendem Lehm erschaffen, aus schwarzem, zu Gestalt gebildetem Schlamm. Und die Dschinns erschufen wir zuvor aus dem Feuer des heißen Windes.«

»Die Sure vom steinigen Teil, *Al-Hidschr*«, kommentierte Joshua trocken.

»Du kennst dich aus, mein Joshua. Die Sure geht aber noch weiter. Es heißt: Gedenke der Zeit, da dein Herr zu den Engeln sprach: Ich bin im Begriff, den Menschen aus trockenem,

tönendem Lehm zu erschaffen, aus schwarzem, zu Gestalt gebildetem Schlamm. Wenn Ich ihn nun vollkommen geformt und ihm von Meinem Geiste eingehaucht habe, dann werft euch vor ihm nieder. Da warfen sich die Engel allesamt nieder.«

»Und was tat der Dschinn aus dem Feuer des heißen Windes?«, fragte Madeleine.

»Während der Herr spricht oder die Engel walten, muss der Dschinn schweigen, und er darf sich nicht rühren. Erst danach fährt er auf. Und er führt die Befehle aus, die man ihm gibt«, erklärte Uthman.

»Wenn man weiß, wo man ihn trifft«, sagte Joshua. »Es ist nicht leicht, einem zu begeben. Man weiß vorher nie, wo er sich gerade aufhält.«

»Ich verfüge über altes Wissen«, erklärte Uthman ohne Eitelkeit. »Wenn ich es richtig einsetze, dann kann ich die kleinen Teufel bannen. Und sie werden meine Befehle ausführen.«

»Und wenn sie deiner Kontrolle entgleiten?«, fragte Joshua. »Erinnere dich, was geschah, als du in Gaza geglaubt hast, du könntest die Feuer beherrschen, die du erzeugt hast. Um ein Haar wären wir allesamt verbrannt. Zauberkräfte sind gefährlich. Wenn der Alchimist die Regeln seiner Kunst nicht genau kennt, kann er großes Unheil anrichten.«

»Ich weiß, mein Freund. Doch nun lass mich weitermachen, damit der Dschinn rechtzeitig fertig wird! Und ich bitte dich, mir nicht über die Schulter zu sehen, denn Geheimwissen muss geheim bleiben.«

»Ich möchte dir helfen«, sagte Madeleine. Sie war jetzt wieder sauber und wischte sich die gewaschenen Hände an ihrem eng anliegenden Kleid ab.

»Ja, du kannst mir helfen«, nickte Uthman. »Du bist sogar ein Teil meines Plans. An dir werden die Dschinns großen Gefallen finden.«

Renaud traten die Augen aus den Höhlen. Er hatte viel von Wäldern gehört, in denen die Spinnweben zu wandern begannen und die Spinnen riesengroß waren. Von Wäldern, in denen der Erdboden sich hob und kleine Wesen zutage förderte. Er wusste, dass es so etwas gab, auch wenn er es nicht zugeben wollte. Aber was er jetzt sah, das durfte es nicht geben.

Er stand immer noch wie versteinert da. Jede Regung konnte sein Ende bedeuten. Renaud drängte sich eng hinter einen Baum und versuchte, sich unsichtbar zu machen. Er spürte die Wärme des uralten Gewächses, seine schorfige Rinde. In einem jähen Impuls legte er sein Gesicht an den Stamm und presste sich eng dagegen.

Vor seinen Augen war ein riesengroßer Henri de Roslin erschienen. Er war so groß wie drei normale Menschen auf einmal. Aber das war nicht möglich! Überlebensgroß stand die Erscheinung nur zwanzig Fuß von ihm entfernt im Unterholz. Sie schien zu schweben. Und dann begann sie, sich leicht und schwankend zu bewegen. Es war ein Ungeheuer, zu dreifacher Gestalt aufgeblasen – der Teufel konnte also tatsächlich das Aussehen gewöhnlicher Menschen annehmen!

Renaud riss sich zusammen. Sicher gab es eine Erklärung für diese Erscheinung. Während der Mittsommernacht hatten sich ja auch einige Dorfbewohner einen Spaß daraus gemacht, einen überlebensgroßen Priester zu erschaffen. Aber vielleicht spielten ihm auch seine Sinne nur einen Streich. Immerhin wallte hier im Wald überall ein feiner Nebel umher, sodass es

schwer war, zu klären, ob das, was er sah, wahr war oder eingebildet.

Renaud ging Schritt für Schritt vorwärts. Immer in dem Bewusstsein, dass sich das Monstrum vor seinen Augen in jedem Moment auf ihn stürzen könnte. Doch die Gestalt blieb stehen, wo sie war. Sie beachtete ihn überhaupt nicht. Solche großen Wesen verachten wahrscheinlich uns normale Sterbliche, dachte Renaud. Und vielleicht ist das auch gut so.

»Herr Henri!«, rief Renaud. »Ich will Euch helfen! Ihr seid in großer Gefahr!«

Renaud vernahm daraufhin ein seltsames Brummen, das er nicht zu deuten wusste. War es eine Antwort auf seine Frage? War es eine Zustimmung? Er fasste es als solche auf. Und obwohl die riesenhafte Gestalt ihn weiterhin nicht beachtete, fasste Renaud noch einmal Mut und sagte weiter:

»Ihr habt es nicht gleich verstanden. Aber es war gut gemeint. Glaubt mir! Als ich Euch bat, unter meinem Dach zu wohnen, wollte ich Euch schützen. Euch und Eure Gefährten! Wenn Ihr mir gefolgt wärt, dann wäre es jetzt nicht so schwer für Euch! Ihr würdet gemütlich und warm in meiner Stube sitzen, und wir könnten von alten Zeiten plaudern. Ja, die alten Zeiten, sie waren...«

Während Renaud so daherplapperte, um seine Angst zu überwinden, schien der Riesen-Henri plötzlich in Bewegung zu kommen. Mit einem Schlag verstummte Renaud. Mit offenem Mund stand er da und musste mit ansehen, wie sein riesiges, in einen weißen Umhang mit rotem Tatzenkreuz gewandetes Gegenüber noch größer wurde.

Das allerdings war wirklich unmöglich! Renaud rieb sich die Augen. Er hätte schreien können vor Angst. Und dann erhob sich Henri auch noch langsam in die Luft. Jetzt war er schon mindestens drei Meter hoch aufgestiegen, und er stieg

scheinbar immer weiter. Oder bauschte der aufkommende Wind seine Kleider, sodass es aussah, als würde er steigen?

Nein, er schwebte tatsächlich. Renaud sah es jetzt ganz genau. Plötzlich erhoben sich rings um die Gestalt Rauchschwaden. Es war, als ritte der geisterhafte Henri auf dem Rauch. Er ist also doch ein Hexer, dachte Renaud voller Panik. Gleich wird er sich auf mich stürzen!

Inmitten des Rauchs schwebte Henri empor. Und dann loderten plötzlich Flammen auf. Sie schossen aus dem Waldboden empor, züngelten an dem Riesen hoch, schienen an ihm zu lecken und ihn auf ihren Zungen zu tragen.

Eine Ausgeburt der Hölle, dachte Renaud schauernd. Und dann lief er so schnell er konnte durch den Wald zurück, dorthin, von wo er gekommen war. Als er sein Pferd erreicht hatte – immer noch fürchtend, die Teufel könnten nach ihm greifen und ihn zu sich zwingen –, war er einer Ohnmacht nahe. Sein Herz pochte wild, seine Lungen pumpten heftig, und sein Körper war schweißüberströmt.

Das Dorf stand Kopf. Es war also wahr! Im Wald spukte es! Damals nach der Marienerscheinung hatte es auch eine große Aufregung gegeben, aber solch ein Wunder war etwas ganz anderes als der Spuk, der sich jetzt ereignete. Die Bürger waren verwirrt. Nach Renauds Rückkehr versammelten sich alle im Gasthaus. Sie wollten wissen, was genau geschehen war und was gegen den Spuk zu tun sei.

Der Bürgermeister leitete die Versammlung. Man habe den Stadthauptmann aus Rouen bereits um Hilfe gebeten, der Mann sei unterwegs nach Notre-Dame und werde sicher bald eintreffen, versuchte er die Leute zu beschwichtigen.

Renaud war noch immer außer Atem. Das, was ihm heute widerfahren war, war schlimmer als alles, was er bisher erlebt hatte.

»Bitte erzähle uns allen noch einmal, was du gesehen hast, Renaud«, forderte ihn Marcel Germaine, der Büttel, auf.

Renaud ließ sich nicht lange bitten. Nach all dem Schrecken erleichterte es ihn, sich die Ereignisse von der Seele reden zu können. Daher ließ er in seinem Bericht keine Einzelheit aus.

»Der verfluchte Ketzer, den ich sah, war dreimal größer als ein normaler Mensch, es war, als stünden gleich drei Ketzer vor mir!«

»Ddddd... dann kannst du sicher auch die ddddd... dreifache Bbbbb... belohnung kassieren!«, stotterte der Köhler im Brustton der Überzeugung.

»Solange wir noch niemanden gefasst haben«, erklärte Marcel, »wird es auch keine Belohnung geben. Denn fürs Sehen allein wird nicht gezahlt!«

»Der Fremde ist der Teufel! Und wer den fängt, kriegt vielfältige Belohnungen!«, meldete sich jemand.

»Erzähle deine Geschichte noch mal, Renaud«, bat ein anderer.

»Ich stellte mich zum Kampf! Viermal größer als der als Henri de Roslin bekannte Mann baute sich das Monstrum vor mir auf! Aber als ich es aufforderte, mit mir zu kämpfen, verschwand es plötzlich.«

»Vielleicht musste es mal austreten!«, witzelte jemand aus der Menge.

»Der Teufel hat keine derart menschlichen Bedürfnisse!«, mahnte der Priester, Gilbert Montjoie. »Er ist körperlos. Der Teufel besteht aus nichts anderem als Luft, Feuer und Pest. Und ich muss euch bitten, ernsthafter zu sein! Denn dies hier ist eine überaus ernste Angelegenheit, und wir sind alle betroffen!«

»Die Quelle! Wir müssen nach der Quelle schauen! Vielleicht hat der Teufel sie vergiftet oder zugeschüttet! Dann ist es aus mit dem Wunder, und die Leute pilgern nicht mehr nach Notre-Dame!«

»Wie ist das überhaupt, Priester?«, wollte einer der Alten wissen. »Steht eine Marienerscheinung mit einer Teufelerscheinung im Zusammenhang?«

»Ja, bist du denn...?«, wetterte Gilbert Montjoie, der Priester, los, doch dann besann er sich eines Besseren. »Nun, das ist eine wichtige Frage. Natürlich gibt es keinen Zusammenhang. Oder vielleicht höchstens einen kleinen. Denn die Erscheinung eines Heiligen oder der Jungfrau zieht den Satan natürlich an. Er kann es nicht ertragen, wenn etwas Heiliges Gestalt annimmt. Er ist neidisch über die Aufmerksamkeit, die dies erregt, und in seiner Eitelkeit muss er sich selbst präsentieren, am gleichen Ort, versteht sich.«

»Euer Gelehrtengequatsche interessiert uns jetzt nicht«, rief der Bäcker, der immer besonders neugierig war. »Lasst lieber Renaud noch ein wenig erzählen. Was geschah noch, während du im Wald warst?«

»Lasst ihn doch in Ruhe«, maulte die Metzgersfrau. »Ihr seht doch, wie angeschlagen er ist. Lasst ihn erst einmal ein wenig ausruhen.«

»Ach was, man bekommt nicht jeden Tag einen Teufel zu Gesicht! Also soll er erzählen!«

»Es war unfassbar«, sagte Renaud daraufhin. »Als er sich fünfmal höher auftürmte, als ein normaler Mensch gewachsen ist, begann er, Feuer zu spucken! Ihr müsst es mir glauben, seiner Fratze entstiegen Flammen, und die waren so lang, dass sie mich beinahe versengt hätten, aber ich sprang im letzten Moment zur Seite. Die Stelle, die er daraufhin traf, muss vollkommen verkohlt sein, trotz der Wassermassen, die in den letzten Tagen vom Himmel gefallen sind.«

»Und was tat er dann?«

»Er schlug hämisch Kreuze, und er lachte, wie nur eine Ausgeburt der Hölle lachen kann. Dann wuchsen ihm Fledermausohren, die so groß waren wie dein Gesicht, Metzger! Und plötzlich wuchs ihm auch ein Rüssel, er sah aus wie ein Schwein. Überhaupt veränderte er fortwährend sein Aussehen, er war nicht zu fassen in seiner wahren Erscheinung, mir graut noch immer, wenn ich nur daran denke.«

»Trink noch etwas«, sagte der Weinhändler und schob Renaud einen vollen Becher hinüber.

»Das Schlimmste aber war der Gestank«, fuhr dieser nach einem kräftigen Schluck fort. »Es stank nach Schwefel und Ammoniak, wie eine riesige Güllegrube, als hätte die Hölle alle giftigen Dämpfe in unsere Richtung geblasen. Die Pest ist dagegen eine Kinderkrankheit.«

»Die Pest? Wie kommst du auf die Pest? Hast du Pestbeulen an der Teufelsgestalt gesehen?«

»Na, und was für welche! Sein ganzes Gesicht war übersät davon! Und hin und wieder platzte eine davon auf – das Geräusch, das dabei erklang, werde ich nie vergessen. Auch sein Leib war mit Beulen übersät, ebenso wie mit Aussatz und Schorf. Obwohl seine sechs Leiber hohe Gestalt von einer Kutte verdeckt war, sah ich überall Furunkel und Beulen aufblitzen.«

»Mein Gott, wie schrecklich!«, rief jemand in die angespannte Stille der Zuhörer hinein.

Und als niemand weitersprach, erhob der Priester seine Stimme. »Wie kann es sein«, fragte er, »dass im gleichen Wald, in dem es schon seit jeher spukt, sowohl die Jungfrau Maria als auch der Leibhaftige erscheinen? Ihr wisst es nicht? Denkt nach – es hat nur damit zu tun, dass ihr euch keines gottgefälligen Lebenswandels befleißigt! Denn steht nicht

geschrieben: Nur wer ein gottgefälliges Leben führt, dem bleibt der Anblick der Hölle erspart?«

»Ist denn die Jungfrau eine Ausgeburt der Hölle?«, krächte der Sohn des Fassmachers dazwischen, der im Stimmbruch war.

»Was sagst du? Was für eine kuriose Frage! Mit der Jungfrau Maria hat es natürlich eine besondere Bewandnis...«

»Mein Junge will wissen«, erklärte der Fassmacher, »wie die Jungfrau ins Bild passt, wenn es darum geht, dass wir nicht gottgefällig leben? Erscheint sie nicht gerade denen, die besonders gottgefällig leben?«

»Natürlich ist das so, ihr Philister... aber... ach, wie erkläre ich es euch am besten?«

»Lasst den Priester nachdenken, Leute, ihr habt ihm immerhin eine schwierige Frage gestellt. Inzwischen kann Renaud ja seine Geschichte weitererzählen!«

»Nun«, nahm dieser den Faden wieder auf, »an der Stelle, wo mir der Teufel in Gestalt dieses Ketzers erschien, befindet sich ein Sumpf. Merkt ihr was? Ein Sumpf! Wie kann es sein, dass sich der Teufel, der nur aus Feuer und Rauch besteht, in einem morastigen Sumpfgbiet zeigt? Ihr wisst keine Antwort darauf? Aber ich kenne sie!«

»Na was! Dann sag schon!«

»Die Sümpfe selbst gehören zur Hölle! Sie sind heiß und werfen stinkende Blasen, darunter lodert das Feuer! Schaut euch unseren Sumpf einmal genau an, dann werdet ihr es auch sehen. Gleich unter der Erdkrume beginnt das Reich Satans!«

»Weil ihr nicht gottgefällig lebt!«, schrie der Priester.

»Und ein Teufel, der im Sumpf gedeiht«, fuhr Renaud fort, »der ist tausendmal gefährlicher als einer, der auf trockenem Grund erscheint.«

»Es sei denn, es ist mein Marcel, der zur Senkgrube rennt und es kaum noch halten kann, der rennt dich um, so schnell kannst du gar nicht ausweichen«, kreischte die Frau des Dorfbüttels.

Damit ertete sie lautes Gelächter von allen Anwesenden.

»Leute, bitte, bleibt ernst! Und du, Madame, lass deinen Marcel aus dem Spiel. Hier geht es um Höheres«, ermahnte Gilbert Montjoie.

»Rede doch nicht immer dazwischen, wenn es gerade spannend wird, Priester«, forderte jemand. »Denn ist es nicht spannend, wer sich in unserem Wald alles ein Stelldichein gibt? Maria, der Teufel, Wassergeister, Erdgeister, alles was Rang und Namen hat. Das ist ja wie auf dem Jahrmarkt, und die Gaukler torkeln durcheinander, und der Feuerspucker speit seine gewaltigen Flammen!«

»Wo ist überhaupt Jean, unser Feuerspucker, ich hab ihn heute noch gar nicht gesehen. Vielleicht war er es ja, der im Wald gezündelt hat.«

»Hier bin ich!«, rief jemand aus der hintersten Reihe, und ein dünner Zeigefinger reckte sich empor. »Ich sitze hier hinten.«

»Diese Erklärung taugt also nicht«, konstatierte Marcel Germaine. »Dann bleibt uns nur eins. Wir müssen zugeben, dass es im Wald von Notre-Dame nicht mit rechten Dingen zugeht. Und dass die vier Fremden damit zu tun haben.«

»Sehr richtig«, sagte Renaud. »Und ich bin ihnen begegnet und hielt ihnen stand, auch das wollen wir festhalten!«

»Wir können mit den Teufeln aber nicht alleine fertig werden«, sagte Marcel Germaine. »Wir brauchen Verstärkung. Wir brechen daher erst auf – und zwar alle zusammen –, wenn der Stadthauptmann mit seinen Leuten hier eintrifft. Und dann gnade den Teufeln Gott!«

»Ja, so machen wir es!«

»Bis dahin sollten wir in die Kirche gehen und beten«, schlug der Priester vor. »Wenn wir es inbrünstig genug tun, werden wir die Abgesandten der Hölle schon im Vorfeld schwächen können.«

»Ich setze keinen Schritt mehr vor die Tür«, rief eine Wäscherin. »Man erschrickt ja zu Tode! Bleiben wir nur schön brav hier im Gasthaus versammelt. Renaud kann uns inzwischen weiter von dem erzählen, was er gesehen hat, das wird uns sicher gut tun.«

»War es wirklich dieser de Roslin mit seinen Gesellen, die du gesehen hast?«, wollte jemand wissen.

»Ganz genau, der angebliche Tuchhändler, der eigentlich ein Ketzer ist«, bestätigte Renaud.

»Aber warum verschwanden die Fremden so schnell von hier? Sie hatten bei uns doch noch gar nichts verbochen.«

»Ich vermute, nein, ich weiß, dass sie Abgesandte des Teufels sind und uns auskundschaften sollten«, sagte Marcel. »Vor allem wollten sie testen, wie gottesfürchtig wir sind. Und nun haben sie alles gesehen und beginnen ihr schauriges Werk.«

Entsetztes Schweigen erfüllte daraufhin den Raum. Der Priester Gilbert Montjoie blickte mit hochrotem Kopf in die Runde und nickte befriedigt. Endlich hatten diese Trottel begriffen, worum es ging.

Langsam ging das Hochwasser zurück. Es regnete nicht mehr, und mitten im Fluss entstand ein großer Strudel, der das Wasser einzusaugen schien. Es sank dort mit einem lauten Gurgeln in die Tiefe hinab. Das zumindest hatte ein Schäfer beobachtet. Und nun erstattete er Meldung. Die Bürger von Notre-Dame waren einhellig der Meinung, dass sich an dieser Stelle der Eingang zur Hölle befand. Der Teufel zapfte dort das Wasser ab, das er benötigte, um zu stark brennende Höllenfeuer zu löschen.

Wie lange würde es nun noch dauern, bis das Hochwasser vorbei war?, fragte man sich. Zwei, höchstens drei Tage,

erklärten die Alten, die dieses Naturschauspiel schon oft erlebt hatten. Die Leute hofften, dass der Stadthauptmann und seine Männer bis dahin eingetroffen waren, denn sonst würde der Spuk wohl nie mehr aufhören. Aber vielleicht verschwanden die Teufel mit dem Hochwasser auch von selbst, wandten einige Männer und Frauen ein. Sollte man auf eine solche Entwicklung hoffen, oder sollte man sie befürchten? Immerhin verschwand den Teufeln auch die Hoffnung auf Belohnung.

In den folgenden Stunden erörterte man diese Fragen im Gasthaus lebhaft. Renaud war der Meinung, man müsse den Teufel stellen und ihn zwingen, zuzugeben, dass er Henri de Roslin sei. Dann wäre auch die Sache mit der Belohnung geklärt. Die würde natürlich er selbst kassieren, immerhin habe er den Teufel als Erster aufgespürt und könne dessen Standort preisgeben.

Als die Soldaten des Stadthauptmanns dann endlich eintrafen, hatte die Verwirrung unter den Bürgern ihren Höhepunkt erreicht. Der Fassbinder hatte sogar den Vorschlag gemacht, vier Fässer anzufertigen, um sie in den Wald zu rollen und die Teufel darin einzufangen. Denn aus Fässern, so sein Argument, sei noch niemand entkommen, egal, ob Zechpreller, Strauchdieb oder Teufel.

Doch jetzt übernahm der Stadthauptmann das Kommando. Der energische Mann mit dem dichten, braunen Haar und der langen Nase, die in einem weichen Bogen auf einen überraschend weichen Mund wies, sagte:

»Wir staffeln den Angriff. Wir sind insgesamt hundert kampferprobte Männer. Also gehen wir in fünf Reihen zu zwanzig vor. Wir sind stark bewaffnet. Und es sollte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir das nicht geregelt bekämen! Ich bleibe unterdessen mit dem Büttel hier im Gasthaus und leite den Angriff. Von hier aus habe ich den besten Überblick.«

Marcel Germaine nickte zustimmend. Die Soldaten schienen von der strategischen Einsicht des Hauptmanns indes äußerst überrascht, nach einer Weile setzten sie sich jedoch zögernd in Bewegung.

Der Weg war noch immer überflutet, aber das Wasser ging eindeutig zurück. Die Soldaten hatten ihre Reihen fest geschlossen. Als sie das letzte Haus im Dorf passierten und in den Wald einmarschierten, drängten sie sich sogar noch enger aneinander. Und je dichter der Wald wurde, desto gegenwärtiger wurden ihnen Renauds Erzählungen. Renaud selbst marschierte an der Spitze der Truppe und wies den Männern den Weg.

Mit einem Mal wurde der Boden weicher. Renaud hatte erzählt, dass hier die Erdgeister furzende Geräusche von sich gäben, und als die Soldaten durch den Morast wateten, schienen diese Geräusche tatsächlich so deutlich vernehmbar, dass auch die Tapfersten die Luft anhielten.

Plötzlich teilte sich ein Busch, und ein Reh suchte das Weite. Ein Schwarm Krähen ließ sich über den Köpfen der Männer auf dicken Ästen nieder und kreischte.

Waren das die Vorboten der Hölle?

Den Männern war angst und bange zumute. In einer solchen Gegend konnte für sie alles ein Zeichen sein, jedes Geräusch und jedes Tier konnten sich urplötzlich in einen Geist verwandeln. Hatte einer der Begleiter des gesuchten Ketzers nicht ausgesehen wie ein Heide aus dem Morgenland? Die waren doch allesamt Zauberer. Davon hatte ihnen der Priester einmal erzählt.

Es war unheimlich in diesem Wald. Den Dingen hier war man nicht gewachsen, hier hausten keine Menschen, denen

man Fesseln anlegen konnte. Hier hauste scheinbar etwas ganz anderes.

Nach kurzer Zeit erreichten die Männer eine Lichtung. Jetzt verteilte Renaud die Aufgaben neu. Die Männer sollten in Sichtweite ausschwärmen und sich hin und wieder durch Rufe gegenseitig ihres Standorts versichern. Sie sollten sich auf keinen Fall aus den Augen verlieren.

»Und wenn sie gar nicht mehr im Wald sind?«, fragte ein Soldat.

»Wo sollen sie sonst sein, du Ochse?«, blaffte der Anführer ihn an. »Die beiden notdürftig geflickten Brücken zum Festland werden Tag und Nacht bewacht, schwimmen können die Ketzer bei der reißenden Strömung auch nicht, und im Ort sind sie garantiert nicht! Wo sollen sie also sein?«

»Im Wald«, antwortete der Soldat matt.

»Aber es sind doch Geister«, maulte ein anderer. »Und Geister können doch schweben, ich glaube, sie können sogar fliegen.«

»Richtig«, sagte Renaud. »Ich sah ja, wie de Roslin davonflog, er stieg weit über die Baumwipfel hinaus.«

»Niemand kann fliegen«, stellte der Anführer klar. »Und nun haltet die Klappe und zieht vorwärts!«

In diesem Augenblick sahen sie es. Und sie sollten es nie mehr vergessen. Renaud erschütterte der Anblick ganz besonders. Vor den Augen all dieser Männer tauchte seine Tochter Madeleine auf, die er in all dem Wirrwarr völlig vergessen hatte. Zuerst hielt er sie für die Jungfrau Maria, und er freute sich, dass sie ihm zum zweiten Mal erschien, er hielt sich dadurch für einen Auserwählten! Aber dann begriff er, dass es Madeleine war.

Am anderen Ende der kleinen Lichtung, in zwanzig Fuß Entfernung, senkte sie – oder war es nur ihr Trugbild? – sich aus den Baumwipfeln zu den Soldaten herab. Sie trug ein

weißes Kleid, das im fahlen Licht des Waldes leicht durchsichtig erschien. Oh, welche Schande! Ein Soldat bemerkte, dass sich unter dem Kleid Madeleines nackter Körper abzeichnete. Das war die lüsterne Versuchung des Teufels! Ein Hexenspuk! Ein Höllenzauber!

Madeleine hob jetzt den Arm. Als ihre Stimme erklang, musste Renaud sich die Ohren zuhalten. Sie klang hohl, so als käme sie aus dem Inneren der Erde. Mit dieser Stimme, die nachhallte, als spräche sie in einer großen, unterirdischen Halle, sagte sie: »Auch ich bin ihnen nachgegangen. Ich bin den Fremden gefolgt. Sie haben mich in ihren Bann geschlagen und mich verhext. Errette mich, Vater! Hole mich zurück in eure Welt!«

Renaud begann zu winseln. Er konnte nicht ertragen, was er sah und hörte. Womit hatte er das verdient! War er so schlecht? Renaud schwor, sich von jetzt an zu bessern. Er würde so redlich werden, wie er es früher gewesen war, bevor ihm dieser Hund den Schwerthieb versetzt hatte. Er würde jeden Tag beten und von seinen Mitmenschen nur Gutes denken. Auch Frau und Tochter würde er stets in Ehren halten.

»Sie haben mich in einen Geist verwandelt«, fuhr Madeleine fort. »Ich muss in diesem Wald umherschweben und finde nimmermehr Ruhe!«

»Aber wie können wir dich dann retten?«, fragte ein junger Soldat, der wie gebannt auf Madeleines Körper starrte.

»Nie mehr«, entgegnete Madeleine. »Nur, wenn ihr mich in Frieden lasst, dann habe ich vielleicht eine Chance. Denn meine Meister sind sehr streng. Wenn sie niemand belästigt, können sie allerdings auch einen Moment lang zufrieden sein. Dann kann ich mich vielleicht von ihnen befreien.«

»Ich hole dich runter, schönes Mädchen«, rief der junge Soldat verzückt.

»Untersteh dich«, schrie Renaud. »Du hast doch gehört, was sie sagte! Ihre Meister töten sie, wenn wir sie belästigen.«

»Geht!«, sagte Madeleine. »Schnell! Wenn ihr nicht geht, droht euch das gleiche Schicksal wie mir. Oh, welch ein Unglück ist über uns alle gekommen!«

»Rückzug!«, befahl der Anführer daraufhin, und seine Soldaten ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie bemühten sich um Ordnung, aber schon nach hundert Fuß liefen sie wild drauflos. Beinahe überrannten sie dabei ihre Kameraden, die in breiter Reihe als zweite Linie anrückten. Verblüfft starrten diese auf die Flüchtenden.

Einer rief: »Wohin rennt ihr, verdammt noch mal?«

»Flieht! Macht, dass ihr wegkommt!«, keuchte Renaud. »Unser wahrer Feind sitzt im Gasthaus. Es ist der Stadthauptmann aus Rouen, der anordnet, dass wir uns hier blutige Nasen gegen einen widernatürlichen Feind holen.«

»Hol dich doch der Teufel!«, schnauzte neben ihm der Anführer.

Davor bewahre mich Gott, dachte Renaud.

Juni 1318. Gläubige und Ungläubige

Madeleine fror nicht, schmiegte sich aber dennoch eng an Uthman. Sean, der dies mit ansehen musste, ertrug es mit Fassung. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, dass Madeleine Uthman bevorzugte. Und eigentlich war es besser so. Er mochte Madeleine, sie hatte ihn vom ersten Augenblick an fasziniert, aber er war es seinem Ansehen gegenüber Henri und Joshua schuldig, dass er die Trauerzeit um Angélique einhielt. Ganz abgesehen davon, dass dieses süße Mädchen, das sein Herz so sehr gefangen gehalten hatte, es wirklich nicht verdiente, so rasch von einer anderen ersetzt zu werden. Zudem hatte er im Augenblick gar keine Zeit für eine Liebste, denn er musste zusammen mit Henri den noch immer schwachen Joshua pflegen, der nicht recht auf die Beine kommen wollte.

Madeleines Finger wanderten über Uthmans Gesicht. Sie folgten den Linien, die sich um seine Mundwinkel gebildet hatten, denn er lachte gern. Sie folgten den kleinen Fältchen unter den schwarzen Augen und denen, die auf seiner ansonsten glatten Stirn zu sehen waren. Ihre Finger glitten tiefer und streichelten seinen Hals, seine Haut fühlte sich glatt und seidig an. Madeleine war glücklich, sie ließ ihre Finger über Uthmans kräftige, braune Brust unter dem offenen Hemd gleiten, und sie spürte seine Kraft.

»Woher kommst du?«, wollte sie wissen.

Uthman blickte das schöne Mädchen an. Er sog ihren Anblick geradezu in sich auf. Besonders die strahlenden, leicht

schräg stehenden blauen Augen faszinierten ihn, sie verliehen dem Mädchen ein nachdenkliches Aussehen. Ihre Nase war lang und gerade, ihre Oberlippe war schmaler und länger als die Unterlippe, sodass ihr Mund ständig zu schmolzen schien. Uthman zog die junge Frau an sich und genoss die Nähe ihres schlanken, weichen Körpers.

»Aus einem Märchenland.«

»Ist das wahr?«

»Ich lüge nie.«

»Wo ist dieses Märchenland?«

»Christen nennen es das Heilige Land.«

»Dann kommst du aus Jerusalem!«

»Jerusalem ist nur der Ort, von dem aus der Prophet Mohammed in den Himmel geführt wurde.«

»Du bist Heide, nicht wahr?«

»In meinen Augen bist du die Heidin, kleine Närrin.«

»Wie kann das sein?«

»Unsere Religionen sehen das eben so. Für uns sind jeweils die anderen, die nicht so glauben wie wir, die Heiden, also die Ungläubigen. Ich glaube an Allah und die Worte seines Propheten Mohammed – Friede sei mit ihm –, daher weiß ich, dass ich Recht habe.«

»Du? Das glaube ich nicht. Natürlich haben die Christen Recht. Es gibt nur einen Herrgott im Himmel, nicht wahr?«

»Natürlich. Daran glaube auch ich. Es gibt nur einen Gott, und das ist Allah, der Allerbarmer.«

»Nein, er heißt einfach Gott!«

»Es sind nur Namen. Mein Gott besitzt viele Namen, die meisten davon sind allerdings unaussprechlich.«

Madeleine hatte ihre Fingerreise nicht unterbrochen. Jetzt spielte sie an Uthmans Oberschenkel und fühlte, wie stark die Muskeln dort waren. Sie erforschte Uthmans Narbe über dem

rechten Knie und streichelte dann seinen Arm mit dem harten Bizeps. Sie seufzte und schmiegte sich noch enger an ihn.

»Meine Schultern schmerzen noch«, sagte sie dann. »Kannst du mich ein wenig massieren?«

»Aber ja doch!«, entgegnete Uthman und begann, Madeleines Halspartie und die Schultern behutsam zu bearbeiten. Seine Finger wussten, wo sie gebraucht wurden. »Die Riemen waren wohl doch zu eng.«

»Das macht nichts. Wir haben diesen Dummköpfen einen gehörigen Schrecken eingejagt. Und so hatten wir es geplant.« Madeleine war offensichtlich stolz darüber, die Soldaten mitsamt ihrem Stiefvater in die Flucht geschlagen zu haben. Während Uthman sie weiter sanft massierte, stieß sie kleine Seufzer des Wohlbefindens aus.

»Ist es besser so?«, fragte Uthman nach einiger Zeit.

»Hervorragend, du solltest mich überall massieren, mein Freund«, antwortete Madeleine mit einem koketten Blitzen in den Augen.

»Dann müsste ich dich vorher heiraten.«

»Warum tust du es nicht?«

»Wirst du dann meinen Glauben annehmen?«

»Das nicht, nein. Du solltest zu unserem Glauben übertreten. Ich werde Christin bleiben.«

»Ausgeschlossen. Aber gut, wir Rechtgläubige dürfen Christinnen heiraten, niemand verbietet es uns. Ob du allerdings die Erlaubnis erhältst, einen Mann zu ehelichen, der in den Augen deiner Kirche ein Ungläubiger ist, daran zweifle ich.«

»Lass uns heiraten und in der Kirche dazu den Segen bekommen! Es kann kein so großes Opfer für dich sein, zum christlichen Glauben überzutreten!«

Uthman berührte mit seinen Lippen ihre Stirn, er blies in ihre seidigen weißblonden Haare. Nachdenklich sagte er:

»Der christliche Glaube ist sehr rückständig. Christen glauben an Geister, Teufel und allerlei anderen Spuk. Der Islam ist demgegenüber viel fortschrittlicher. Wenn ein Rechtgläubiger es mit einem Geist, einem Dschinn oder einer Hexe zu tun bekommt, genügt ein einfaches Bittgebet, und der Spuk verschwindet im Nu.«

»Wir beten doch auch um Beistand! Was denkst du denn?«

»Ja, aber ihr schlottert vor Angst, sobald ihr etwas erblickt, das ihr euch nicht erklären könnt. Du hast selbst gesehen, wie sich die Soldaten vorhin im Wald vor Angst fast in die Hose gemacht haben, als sie dich erblickten und glaubten, du seist eine Erscheinung. Ich würde ein Gebet sprechen, und der Dschinn wäre erledigt. Aber Christen, sie haben so viel Angst, dass sie nicht einmal mehr wissen, was sie als Erstes tun sollen. Ich weiß, wie sie sind. Wären sie anders, hätte mein Plan vorhin nicht funktioniert.«

»Deine Religion stattet dich also mit Anleitungen zur Vertreibung von Teufeln aus?«

»Ja. Solche Anleitungen finden sich sogar im Koran.«

»Im was?«

»Im Koran, dem Buch, das die Grundlagen unseres Glaubens beschreibt. Ähnlich wie eure Bibel.«

»Und wie lauten die Anleitungen zur Teufelsvertreibung darin?«

»Lass mich überlegen. Nehmen wir zum Beispiel die Sure von den Ausreißern, *Al-Nâzeat*.«

»Was ist eine Sure?«

»Sie ist eine Art Vers zu einem bestimmten Thema, so wie Mohammed es empfangen hat«, antwortete Uthman. »Und in der Sure von den Ausreißern heißt es: ›Bei den mit aller Macht zur Wahrheit Ziehenden und bei denen, die ihre Knoten festbinden, und den schnell einher Schwebenden, dann bei den Voraneilenden und den Übertreffenden, dann bei den die

Sachen Lenkenden, so sagt Allah, der Gnädige, der Barmherzige: Am Tage, wenn die bebende Erde schwanken wird, und ein zweites Beben darauf folgt, Herzen werden an diesem Tage zittern, und ihre Augen werden niedergeschlagen sein.«

»Das ist alles?«, fragte Madeleine enttäuscht. »Ich kann kein Bittgebet darin erkennen.«

»Es genügt, diese Sure aufzusagen«, erwiderte Uthman. »Hexen und Teufel verziehen sich dann ganz von selbst.«

»Also man muss sie auswendig können.«

»Das ist die Voraussetzung. Aber das lernen wir in der Koranschule.«

»Auch uns werden Geschichten aus der Bibel erzählt und vorgelesen, damit wir unseren Glauben kennen lernen und festigen können. Aber wir müssen diese Geschichten nicht auswendig lernen. Der Islam scheint mir eine recht anstrengende Religion zu sein.«

»Du Närrin!«, meinte Uthman und klang dabei leicht erzürnt. »Wie kannst du es als Mühe bezeichnen, einen Text auswendig zu lernen, der dich näher zu Gott bringt? Ist es Mühe, einen Vers auswendig zu lernen, der einen Teufel besiegt?«

»Ich weiß nicht...« Madeleine schaute verlegen zu Boden.

»Wenn du es jetzt noch immer nicht weißt...«

Doch Uthman kam nicht dazu, weiterzusprechen. Madeleine schnitt ihm das Wort ab. Sie wollte sich nicht streiten. »Sprich bitte noch ein Gebet aus dem Koran für mich«, bat sie. »Du hast eine so schöne Stimme. Ich könnte auf ihr davonschweben wie ein Dschinn.«

Uthman musste lachen. Dann besann er sich. »Nehmen wir die Sure von der Morgendämmerung, *Al-Falaq*, dort heißt es: ›Ich nehme meine Zuflucht beim Herrn der Morgendämmerung, vor dem Übel dessen, was Er erschaffen, und vor dem Übel der Nacht, wenn sie sich verbreitet. Und

auch vor dem Übel derer, die auf die Knoten blasen, um sie zu lösen, und vor dem Übel des Neiders, wenn er neidet.«

»Von welchen Knoten ist dort die Rede?«, wollte Madeleine wissen.

»Damit sind die Juden gemeint, die ihre Gebetsriemen in Knoten legen. Es gab Juden in Medina, wohin Mohammed – Friede sei mit ihm! – von Mekka aus gezogen ist, und sie waren ihm nicht immer wohlgesonnen. Allah wusste das und sprach diese Worte zu ihm.«

»Dein Allah ist schlau.«

»Er ist allwissend, der Allerbarmer, der gütige Gott.«

»Erzähle mir mehr über den Islam. Vielleicht finde ich doch noch Gefallen daran.«

»Ich werde dir von Mohammed – Friede sei mit ihm! – erzählen. Wie er zum Stifter des Islam wurde. Vielleicht verstehst du es.«

»Ich werde mich bemühen«, entgegnete Madeleine.

Uthman nickte und lächelte das Mädchen aufmunternd an. Dann sah er zu den Gefährten hinüber. Sean und Henri kümmerten sich gerade um Joshua, sie bereiteten eine kräftigende Kräutersuppe für ihn zu. Von den Soldaten war weit und breit nichts zu sehen.

Uthman strich mit dem Finger über die Wange Madeleines. Dann erzählte er ihr von Mohammed.

Im Gasthaus redete wieder einmal alles durcheinander. Vor allem Gilbert Montjoie wurde mit Fragen bestürmt, man wollte mehr über die Religion der ungläubigen Teufel wissen, die ihnen im Wald aufgelaert hatten. Was hatte es damit auf sich? Waren die Heidenteufel allmächtig? Wie konnte man dann gegen sie kämpfen?

»Nein, sie sind nicht allmächtig!«, beruhigte der Priester die Gemeinde. »Sie können nur zaubern, aber diesen Zauber können wir Christen jederzeit brechen. Auch ihr Anführer, der, wie ich glaube, ein Anhänger Mohammeds ist, ist nicht allmächtig.«

»Aber einer von ihnen hat sich vor mir zu einem Monstrum aufgebaut, das so groß war, als steckten acht Männer in ihm!«, sagte Renaud.

»Das war irgendein schäbiger Jahrmarktstrick«, entgegnete der Priester barsch. »Mohammed, der Prophet dieser Heiden aus dem Orient, zu denen auch der Anführer unserer Bande hier zählt, konnte zaubern. Außerdem behauptete er immer wieder, Dschinn, also böse Geister, hätten ihn zu seinem Gott bekehrt. Allein daran merkt man, wie schäbig Mohammed und sein Glaube sind. Henri de Roslin zehrt zurzeit von dem schändlichen Blendwerk, das die Menschen dieses Glaubens hervorbringen, seine Dschinn sind nichts als fauler orientalischer Zauber. Aber wir werden ihn und seine Kumpane vernichten, wie wir auch die Heiden im Heiligen Land vernichtet haben!«

»Haben wir sie denn vernichtet?«, fragte jemand aus der Runde.

Gilbert Montjoie streckte seinen Körper. »Aber natürlich«, antwortete er mit kraftvoller Stimme. »Wir haben sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Und das war auch nötig. Denn sie waren Menschenfresser und Teufel. Sie hatten kein Herz und keinen Verstand und nicht das geringste Gefühl!«

Der Stadthauptmann aus Rouen setzte an, seinen Leuten eine Strafpredigt zu halten. Die Männer hatten allesamt versagt. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als selbst in diesen verfluchten Wald zu gehen. Er hatte lange überlegt, ob es einen Ausweg gab. Doch ihm war keiner eingefallen. Er selbst

musste dem Spuk ein Ende bereiten. Und er würde mit aller Härte vorgehen, das war gewiss.

Doch diese Pläne wurden durchkreuzt.

Juni 1318. Das Dorf der Untoten

Wegen dringender Geschäfte wurde der Stadthauptmann plötzlich nach Rouen zurückgerufen. An seiner Stelle schickte man den Vorgesetzten der Stadtbüttel, Kommandant Jacques Moni, nach Notre-Dame, der zu diesem Zweck mit allen Vollmachten ausgestattet war. In Rouen befehligte Moni ein Dutzend Reiter und ein weiteres Dutzend unberittener Männer. Hier in Notre-Dame stand ihm jetzt ein kleines Heer von Soldaten zur Verfügung. Doch so eingeschüchtert, wie diese waren, musste ihnen Moni erst einmal Mut und neuen Kampfgeist einflößen, bevor er weitere Schritte unternehmen konnte.

Er ließ die Männer einen nach dem anderen zu sich rufen und Bericht erstatten. Rasch erkannte er, dass sich in dem kleinen Ort tatsächlich Ungeheuerliches ereignet hatte. Als Renaud dann noch erzählte, was mit seiner Tochter geschehen war, wurde Moni der Ernst der Sache bewusst. Hier war Hexerei im Spiel, daran gab es nichts zu deuten. Davon ließ sich der Kommandant allerdings nicht einschüchtern. Ihm würde schon einfallen, wie gegen diese Ketzer vorzugehen war. Er hatte bisher noch jede Herausforderung gemeistert, und so würde auch diese im Triumph für ihn enden.

Nach den Vernehmungen wurde Moni von den aufgebrachtsten Bewohnern von Notre-Dame bestürmt. Sie befürchteten, dass die Teufel bald das ganze Dorf beherrschen würden, und sie fühlten sich von dem abgereisten Stadthauptmann allein gelassen. Moni versuchte, die Leute mit Worten zu beruhigen,

aber das reichte nicht, sie wollten Taten sehen. Und so grübelte Moni noch am Abend seiner Ankunft über seine weitere Vorgehensweise nach.

Natürlich hatte er schon von Henri de Roslin gehört, die Geschichten über den letzten Tempelritter waren in den letzten Jahren fast zu Legenden geworden. Aber niemand wusste, wie er aussah. Jetzt kamen zu den zahlreichen, sich ohnehin widersprechenden Personenbeschreibungen neue hinzu. Es war zum Haareausraufen. Der Kerl sollte mit einem Mal größer sein als sieben ausgewachsene Männer! Vor allem dieser Renaud schilderte ihn in den furchterregendsten Bildern. Und seine Kumpanen? Auch sie glichen den Berichten der Soldaten zufolge eher Teufeln denn Männern. Und vermutlich verfügten sie zudem über unberechenbare Zauberkräfte. Denn hatten die Templer, die Sarazenen und die Juden nicht schon immer Hexenspek betrieben?

Moni atmete tief durch. Für ihn war es eine Frage der Ehre, diesen Ort als Sieger zu verlassen. Er musste die Männer dingfest machen, koste es, was es wolle. Und das musste schnell geschehen, denn der Regen hatte aufgehört, und der Wasserpegel sank stetig. Noch zwei Tage, und die Furten rings um Notre-Dame würden wieder von Pferden passiert werden können.

Moni fiel erst einmal nur eines ein, und dazu musste er den Dorfmedicus befragen. Noch am selben Abend machte er sich zu ihm auf den Weg.

Als er an die Tür klopfte, stand Medicus Morant noch in Reisekleidung da. Er war gerade von einem Besuch bei einem erkrankten Bauern zurückgekehrt, der mit Pusteln daniederlag. Welche Ursache die Erkrankung hatte und welches Kraut dagegen gewachsen war, wusste Morant allerdings noch nicht zu sagen.

»Kommt herein, wenn Ihr nichts Böses im Schilde führt!«, sagte er. Sein dröhnendes Lachen ließ Moni ein wenig zusammenzucken, ebenso wie die äußere Gestalt des Arztes. Der kräftige Mann mit dem vierschrötigen Gesicht wirkte nicht unbedingt sehr gelehrt. Aber daran war jetzt nichts mehr zu ändern, dachte Moni und trug sein Anliegen vor.

Morant machte ein ernstes Gesicht, als er hörte, was sein Besucher vorbrachte, und bat diesen, sich zu setzen.

»Ein Abwehrzauber? Ich habe von den Vorfällen im Wald natürlich gehört. Aber kann man dem wirklich Glauben schenken? Ihr müsst wissen, dass die Leute hier in Notre-Dame nicht nur ängstlich sind, sondern auch über die Maßen abergläubisch. Sie sehen eine Maus und machen einen Keiler daraus. Daher würde ich, was ihre Erzählungen betrifft, vorsichtig sein. Aber wenn Ihr unbedingt wollt, kann ich Euch natürlich etwas brauen, das als Abwehrzauber vielleicht hilfreich ist.«

»Es muss nicht schmecken, es muss nur wirken. Irgendetwas, vor dem sich die Teufel fürchten.«

»Ihr seid ein mutiger Mann, Monsieur Moni! Niemand traut sich mehr in den Wald.«

»Ich habe schon ganz andere Dinge erlebt als ein paar kleine Ketzer mit schäbigen Zaubertricks! Letzten Monat beispielsweise, da hatten wir in Rouen einen wahren Teufel! Er schnitt seiner Frau und seinen sechs Kindern den Bauch auf und fraß deren Gedärme. Ein Fall von teuflischem Irrsinn. Ich stellte ihn auf der Flucht, da wollte er auch über mich herfallen. Das ich hier und heute mit Euch sprechen kann, verdanke ich einzig der Tatsache, dass ich schneller war als dieses Monstrum.«

»Mon dieu! Was es heutzutage nicht alles gibt!«

»Nicht wahr, das dachte ich auch.«

»Gut. Ich braue Euch etwas, ein wahrhaft teuflisches Getränk! Setzt Euch einstweilen dort drüben hin und entspannt Euch. Meine Frau kann Euch unterhalten, wenn Ihr wollt.«

»Danke. Aber es gibt noch einiges, über das ich nachdenken muss. Ich bin schließlich im Dienst, da kann ich Ablenkung nicht gebrauchen.«

»Natürlich, Monsieur. Ich beeile mich.«

»Vielen Dank, aber bitte, verrätet mir zuvor noch, was Ihr mischen werdet, Morant.«

»Nun, es wird eine Mixtur aus pflanzlichen und tierischen Stoffen werden. Erschreckt nicht, aber Frosch- und Krötenanteile müssen darunter gemischt werden, sonst hilft es nicht. Und es muss eine Vielzahl von Kräutern verwendet werden, denn Abwehrzauber kommen in der Natur leider nicht in Reinform vor, sie müssen stets zusammengebraut werden.«

»Das ist mir klar«, entgegnete Moni nickend. »Aber Kröten und Frösche – na ja, wenn es denn sein muss. Was für Pflanzen verwendet Ihr?«

»Wenn Ihr es genauer wissen wollt, kommt doch einfach mit in meine kleine Apotheke hinterm Haus. Ich benutze vor allem Schwertlilie. Dann Akelei, Heckenrose, Mohn und Brennnessel. Schlafmohn verwende ich in der Regel als Beruhigungsmittel bei schweren Krankheiten, aber er wirkt, zu rechten Anteilen beigemischt, auch Wunder in der Abwehr von Bösem.«

»Ihr kennt Euch gut aus, Medicus, Ihr müsst viel herumgekommen sein.«

»Vor zehn Jahren lernte ich auf einer Reise in Italien Petrus de Crescentiis kennen, einen Gelehrten aus Bologna, der mir viel beibrachte. Und ich bin bei einem Klostermediziner der Benediktiner in die Lehre gegangen. Er hatte einen wunderbaren Kräutergarten, den er nach dem Vorbild des westfränkischen Mönches Odo Magdunensis angelegt hatte,

und er kannte viele geheime Rezepturen, die er an mich weitergab.«

»Klosterbrüder wissen immer mehr als andere, das konnte ich auch schon oft feststellen«, sagte Moni.

»Weil sie ein besonderes Ethos besitzen. Sie sind der Ansicht, für die Kranken müsse man mit derselben Aufopferung sorgen, wie man Christus, dem Herrn, dient, denn er selbst hat gesagt: Krank bin ich gewesen, und ihr habt mich gepflegt. Die Kranken gelten uns Christen daher als besonders gottgefällige Geschöpfe, ebenso wie die Armen.«

»Aber hier geht es nicht um Krankheit, Morant, hier geht es um Hexerei. Um Ketzer, die siebenmal größer sind als normale Menschen, und um Teufel, die durch die Lüfte schweben.«

»Gewiss doch«, entgegnete der Medicus. »Aber Medizin ist Medizin. Mit Hexen und Teufeln hatten wir es schon zur Zeit Jesu Christi zu tun, und schon damals kannte das Volk Israel Abwehrmittel gegen sie.«

»Das wusste ich allerdings nicht«, gab Moni zu. »Woher stammte deren Wissen?«

»Von griechischen Ärzten wie Pedanios Dioskurides aus Anazarbos beispielsweise, seine Schriften sind jedoch leider verloren gegangen. Aber ich kenne ein paar seiner Rezepte. Auch spätere Ärzte wussten, wie man Abwehrzauber herstellt. Oreibasios, Aetios von Amida, Alexander von Tralles, Paulus von Aigina. Und wenn man die Naturgeschichte des Gaius Plinius Secundus des Älteren studiert, was ich in Paris sorgfältigst getan habe, kennt man auch die volkstümlichen Rezepte gegen Zauberei.«

»Das ist alles sehr interessant«, sagte Moni. »Aber jetzt lasse ich Euch wohl besser allein, ich will Euch nicht von der Arbeit abhalten.«

»Aber nicht doch«, entgegnete Morant. »Ich plaudere gern während der Arbeit. So vergeht die Zeit schneller, die man für die Zubereitung der Mixturen braucht.«

Und so sah Jacques Moni mit eigenen Augen, wie der Medicus Morant Kräuter und Blüten in einem Mörser zerstampfte, wie er eine Flüssigkeit hinzugoss. Und dann holte er getrocknete Kröten aus einem Wandschrank und schabte sie zu Pulver. Das alles rührte er an, gab am Ende die Blüten der stark duftenden Madonnenlilie hinzu und füllte weitere Flüssigkeit auf. Sie war von roter Farbe, und Moni vermied es, zu fragen, woraus sie bestand.

»Alle Zutaten kommen aus meinem eigenen Garten«, sagte Morant stolz. »Es ist vor allem ein Kräutergarten, ein *Herbularius*, wie die Gelehrten ihn nennen, aber es wachsen auch einige Blumen dort. Selbst die Kröten ziehe ich hinter dem Haus.«

»Das ist beruhigend zu wissen«, sagte Moni.

»Wenn ich Abwehrmixturen herstelle wie diese hier, bin ich immer wieder versucht, den Teufel mit einer Pestbeule zu vergleichen«, sagte Morant. »Ähnelt er nicht einem Geschwür, das man ausdrücken muss? Ich verwende deshalb für dieses Rezept auch Absinthium, es ist diese rote Flüssigkeit, sie wird aus Wermut und Andorn zubereitet.«

»Ah«, entfuhr es Moni, der sichtbar erleichtert aussah, »und ich dachte schon...«

»Ich weiß, was Ihr dachtet. Manche Mediziner verwenden wohl tatsächlich Blut, das leugne ich nicht. Ich bevorzuge allerdings flüssiges Absinthium. Und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Unser Körper besteht aus vier Säften – Blut, Schleim, Gelber Galle und Schwarzer Galle –, und diese verbinden sich nun einmal besser mit Absinthium als mit Blut. Wenn man dies nimmt, gerät meiner Erfahrung nach alles aus dem Gleichgewicht. Denn seht: Jede unserer

Körperflüssigkeiten verbindet sich mit einem Element besonderer Art: mit Wasser, Luft, Feuer und Erde. Die Luft ist im Blut, das Organ dafür ist das Herz; das Blut ist rot, flüssig und warm. Das Feuer wird von der Gelben Galle, der *Cholera*, gebildet, die von der Leber produziert wird, sie ist heiß und trocken. Schleim erzeugt Rotz und Samen. Für die Erde steht die gefährliche Schwarze Galle, die *Melancholia*. Sie kommt aus der Milz und ist nicht nur schwarz, sondern auch kalt und trocken wie der Greis. Und all diese verschiedenen Elemente müssen ins Gleichgewicht gebracht oder im Gleichgewicht gehalten werden, ansonsten versagt die Medizin. So, jetzt ist Euer Abwehrmittel auch schon fertig. Ihr könnt es sofort trinken. Ich empfehle Euch allerdings, die Nase dabei zuzuhalten.«

Der mutige Kommandant tat wie ihm geheißen. Die Flüssigkeit schmeckte fürchterlich, aber Moni hielt durch. Er würgte alles hinunter. Und als er das Abwehrmittel bis auf den letzten Rest ausgetrunken hatte, fühlte er sich plötzlich wie neugeboren. Ein Gefühl der Stärke und der Sicherheit machte sich in ihm breit. Er hätte Bäume ausreißen können.

»Jetzt soll doch der Teufel den Teufel holen!«, sagte er und lachte, bis er einen roten Kopf bekam.

Die Wirkung des Gebräus ließ nicht nach. Im Gegenteil, sie stieg sogar noch an und gab dem Kommandanten ein immer stärker werdendes Gefühl innerer Kraft. Moni ging seinen Männern daher unerschrocken in den Wald voran. Er kannte keine Furcht. Von den Einheimischen hatte sich Renaud als Einziger bereit gefunden, mitzugehen. Er fühlte, wie die Liebe zu seiner Stieftochter in ihm immer stärker wurde. Oh, warum nur musste ich erst verhext werden, bevor ich merkte, wie viel mir an ihr liegt, schalt er sich immer wieder.

Die Brücken, über die Notre-Dame zu erreichen war, wurden noch immer streng bewacht. Man hatte sie notdürftig instand

gesetzt, sodass sie jetzt einigermaßen passierbar waren, allerdings nur zu Fuß; Pferde waren zu schwer. Und es würde sicher auch noch einige Wochen dauern, bis sie vollständig wiederhergestellt sein würden. Die Ketzer mussten sich also noch immer im Wald aufhalten.

Als sich der Trupp Soldaten schon einige Fuß weit durch das Unterholz gekämpft hatte, hielt Moni mit einem Mal den Atem an. Irgendwas lag in der Luft, aber er konnte es nicht richtig deuten.

»Nimmst du wahr, was ich wahrnehme, Alter?«, fragte er den neben ihm hergehenden Renaud.

»Ich rieche etwas, aber ich weiß nicht, was es ist«, erwiderte dieser leise.

Moni gab den Männern mit einem Handzeichen zu verstehen, dass sie noch mehr Vorsicht walten lassen und äußerst langsam weitergehen sollten. Die Männer verrenkten sich beim Gehen fast die Hälse, um einen eventuellen Feind rechtzeitig zu erspähen. Diese Bewegungen verliehen ihnen ein ziemlich groteskes Aussehen, sodass ihr Zug eher an einen Ausflug von Narren erinnerte als an den Aufzug einer kampfbereiten Streitmacht.

Plötzlich schossen kleine Lichter aus dem Waldboden auf. Es waren Blitze inmitten von weißem Rauch und kleine Flammen, die an den Beinen der Soldaten emporzüngelten.

Einige der Männer schrien auf, als sie der Lichter gewahr wurden, sie begannen zu tanzen wie Verrückte. Andere machten sofort kehrt und liefen davon. Vergeblich brüllte Moni ihnen hinterher, sie sollten stehen bleiben.

»Was ist das?«, fragte ein verängstigter junger Soldat im Flüsterton, der unaufhörlich Kreuze schlug.

»Das sind kleine Teufel, in die sich der große Teufel geteilt hat«, wusste ein Kamerad. »Sie vermehren sich unaufhörlich,

und wenn sie wollen, können sie sich vor unseren Augen wieder zu dem großen Teufel zusammenfügen.«

Immer wieder schossen Feuerzungen aus dem Boden. Die Soldaten schlugen mit ihren Pieken und Lanzen nach den Lichtern, aber sie erzeugten damit nur tausenderlei Funken und sorgten dafür, dass sich der aufsteigende Qualm noch schneller verteilte und ihnen immer mehr die Sicht nahm.

Plötzlich schrie Renaud auf. Entgeistert deutete er auf etwas, dass sich vor ihm befand. Er konnte kaum glauben, was er da sah. Doch es bestand kein Zweifel, da war sie wieder, seine Madeleine.

Die weiße Gestalt erhob sich aus einem der Blitze wie ein aus Licht und Feuer geborener Leib. Zuerst erkannten die Männer nur einen Körper, dann sahen sie auch ein Gesicht.

»Komm heim zu mir, meine Tochter!«, rief Renaud verzweifelt.

Doch der Wald hallte nur wider vom Echo seiner Stimme. Und ganz in der Ferne ertönte ein Lachen, das die Soldaten erschauern ließ. Der Kommandant allerdings kannte keine Furcht. Er packte Renaud am Arm und stieß ihn vorwärts.

Moni wollte die weiße Frau von nahem betrachten, doch was immer er auch versuchte, er konnte sie nicht erreichen. Sie war mal hier und mal dort, aber nie da, wo er sie vermutete. Eben noch war sie von rechts nach links gesprungen, dann tauchte sie wieder zur Rechten auf. Wie war das möglich?, fragte sich der Kommandant. Hatte er es hier mit mehreren Geistern zu tun, die die Soldaten nach und nach einkreisten und immer dichter aufschlossen, um dann mitten unter sie zu fahren?

»Wenn das Mädchen noch einmal erscheint, schießt Pfeile auf sie!«, befahl er seinen Männern.

»Nein, um Gottes willen, meine arme Madeleine! Ihr werdet sie töten!«

»Sie ist schon tot, du alter Narr! Nur ihre äußere Hülle scheint noch von dieser Welt. Ihre Seele haben die Ketzer längst getötet.«

»Woher wollt Ihr das wissen, Moni? Sie sieht noch sehr lebendig aus.«

»Ich kenne diese Wesen aus den Karpaten, einem zerklüfteten Gebirge weit im Osten«, erklärte Moni. »Dort leben sie zuhause. Sie verwandeln sich unaufhörlich von Menschen in Fledermäuse und in Zwischenwesen. Sie sehen alle lebendig aus, und doch sind sie tot. Ja, sie sind nicht einmal wirklich anwesend. Man sieht sie zwar, aber sie sind ganz woanders. Nicht einfach an einem anderen Ort, nein, sie befinden sich in einer ganz anderen Zeit. Was wir von ihnen sehen, sind nur beleuchtete Schatten, die sie auf unsere Augen werfen.«

»Hört auf damit, verflucht noch mal! Es wird einem ja angst und bange!« Renaud hielt sich die Ohren zu.

Im selben Moment tauchte Madeleine wieder auf. Die Soldaten vernahmen erneut ihre hohle Stimme, aber sie verstanden nicht, was sie sagte.

»Folgt ihr, Männer!«, befahl Moni. »Lasst sie nicht entkommen! Tötet sie!«

Renaud entschloss sich, der Truppe voranzugehen. Nur so konnte er vielleicht Schlimmeres verhüten. Er musste versuchen, so nahe wie möglich an seine Tochter heranzukommen. Wenn sie ihn erkannte und mit ihm sprechen wollte, würde er sie schützen. Eher würde er sich selbst zerfleischen, als zuzulassen, dass die Soldaten ihr ein Leid zufügten.

Zusammen mit den anderen rannte er also der Erscheinung hinterher. Die Reihen waren jetzt völlig aufgelöst. Jeder lief, so schnell er konnte. Renaud hatte Mühe mitzuhalt.

Manchmal sah er Madeleine, wie sie in der Ferne zwischen den Bäumen dahinschwebte. Ihr weißes Kleid leuchtete, als würde es von innen erhellt. Sie schwebte auf und nieder, und manchmal erklang ihre fürchterliche Stimme. Renaud hatte unsägliche Angst um seine Tochter. War sie tot, oder lebte sie noch? War sie noch zu retten, oder war sie schon auf ewig verloren?

Mitten in seine panischen Gedanken hinein ertönten andere Stimmen. Hohe und tiefe, laute und leise, sanfte und schrille. Sie schienen von überall her zu kommen. Wer oder was stieß sie aus? Sprachen nun schon die Bäume, die Blätter und das Gras? Hatten die Teufel den Wald zum Leben erweckt? War das Unbelebte jetzt etwa schon lebendiger als die Menschen, die darin umherliefen?

Renaud schüttelte sich vor Entsetzen. Er hielt sich den Kopf. Das alles war zu viel für ihn. Er blieb stehen, zitternd an allen Gliedern. Dann brach er in die Knie und schickte ein Stoßgebet zum Himmel.

Hilf, o Herr, betete er. Und hilf auch du, geheiligte Maria, Muttergottes.

»Erzähle mir noch einige deiner wunderbaren Geschichten«, bat Madeleine den Sarazenen.

Uthman zog sie sanft an sich. »Du willst noch etwas von unserem Propheten hören, dem großen Mohammed? Friede sei mit ihm.«

»Ja, liebend gern. Bitte erzähle mir von ihm.«

»Sie kommen näher«, rief Henri in diesem Moment aus seinem Versteck herüber. »Es sind nur ein paar Vereinzelte, die meisten sind geflüchtet. Aber wir müssen weiterhin auf der Hut sein. Soweit ich sehen kann, haben sie einen neuen Anführer.«

Uthman hob die Hand, um zu signalisieren, dass er verstanden hatte. Er spähte von seinem Aussichtsplatz in einer weit ausladenden Trauerweide am Fluss über die flache Wiese, die vor ihm lag. Erst dahinter begann der Wald, in dem sich die Verfolger befanden. Uthman reckte seinen Hals, um zu sehen, ob die Feinde nahten. Doch es flatterten nur vereinzelt Vögel auf, die sich rasch im weiten Himmel verloren.

Als Uthman sicher war, dass alles ruhig blieb, erzählte er Madeleine die Geschichte von Mohammeds erster Begegnung mit dem Erzengel Gabriel und davon, wie Mohammed sich allmählich in seine Bestimmung fügte, der Prophet Gottes zu sein.

Nach einiger Zeit hielt Uthman inne. Madeleine beugte sich zu ihm hinüber und küsste ihn auf den Mund. Uthman war so überrascht, aber auch so überwältigt von dieser spontanen Zärtlichkeit, dass er sie ungestüm erwiderte.

Als sie sich lösten, spähte Uthman erneut zum Waldrand hinüber. Noch immer war alles ruhig. Auch die Gefährten, Joshua, Henri und Sean, warteten gespannt in ihren Verstecken auf das, was sich ereignen mochte. Uthman gab ihnen wiederum mit einem Handzeichen zu verstehen, dass bei ihm alles ruhig war.

»Glaubte man Mohammed, dass ihm die göttlichen Offenbarungen, die er später verkündete, wirklich zuteil geworden sind, oder betrachtete man ihn als Lügner?«, wollte Madeleine wissen.

»Es gab zunächst nicht viele, die ihm glaubten«, sagte Uthman. »Zu den ersten Gläubigen gehörten seine erste Frau Chadidscha, sein bester Freund Abu Bakr und später dann Aischa, seine zweite Frau, die die Offenbarungen niederschrieb.«

»Erzähle mir auch davon«, bat Madeleine.

Und so setzte Uthman seine Erzählung fort. Gebannt lauschte Madeleine seinen Worten und erfuhr, wie Mohammed seine ersten Anhänger fand und sich den Anfeindungen des in seiner Heimatstadt Mekka herrschenden Stamms ausgesetzt sah, der dem alten Glauben an zahlreiche Götzen anhing.

Als Uthman geendet hatte, kam Unruhe auf im Wald von Notre-Dame. Zweige brachen, Büsche raschelten, und Schwerter klirrten. Es schien, als würden die Soldaten besonders viel Lärm machen, um ihre Furcht zu betäuben.

Gleich darauf hörte Uthman Henri ganz in der Nähe mit gedämpfter Stimme rufen: »Sie kommen! Unsere Feinde kommen! Jetzt wird sich zeigen, ob wir gewappnet sind.«

Die Soldaten hasteten durch den Wald. Einige brüllten, wie um sich Mut zu machen, andere zogen es vor, überhaupt nicht zu sprechen.

Als sie den Waldrand erreichten und sich eine große, gut einzusehende Wiese vor ihnen auftat, gab Moni neue Befehle. Gemäß seinen Anweisungen schwärmten sie aus. Geduckt und möglichst schnell huschten sie über das offene Gelände, das ihnen keinerlei Deckung bot.

Als sie den Wald jenseits der offenen Wiese erreicht hatten, erwarteten sie neue Anweisungen von ihrem Kommandanten.

Da hörten sie plötzlich wieder diese Stimmen. Wie schon beim letzten Mal schienen sie von überall her zu kommen. Die Männer konnten nicht verstehen, was sie sagten, aber es war ihnen, als würden sie sich vermehren und als spräche nach und nach jeder einzelne Baum mit ihnen. Entsetzen packte sie.

»Was jetzt?«, fragte ein Soldat den Kommandanten leise.

Moni dachte nach. Das, was hier geschah, war unmöglich. Es widersprach allem, was er je erlebt hatte. Gegen wen kämpften sie hier eigentlich? Oder sollte er besser fragen, gegen was?

Die Stimmen kamen näher. Und sie wurden deutlicher. Langsam waren einzelne Worte herauszuhören.

»Fasst meine Leute nicht an, sonst wird es euch schlecht ergehen!«

Das war eine Drohung, ein unmissverständlicher Befehl zum Rückzug. Wie ein Donnerschlag wirkte er auf die Soldaten. Und dann begann es auch noch zu blitzen und zu donnern. Gleichzeitig zog Nebel auf – an einem warmen Frühsommertag! Das konnte nur der Leibhaftige bewirken! Die Hölle tat sich auf.

Die Soldaten wurde derart von Panik ergriffen, dass sie keinen weiteren Anweisungen mehr folgten, sondern auf dem Absatz kehrmachten und Reißaus nahmen. Nach einem Augenblick des Zögerns beschloss auch Moni, das Weite zu suchen.

Über sich und um sich herum vernahmen die flüchtenden Soldaten wieder dieses unheimliche, höhnische Lachen. Die Zeit der Bestrafung, von der die Priester immer sprachen, schien gekommen.

ZWEITER TEIL

Juni 1318. Der teuflische Orden

»Was sollen wir bloß tun? Unser Dorf ist verhext! Der Teufel hat sich seiner bemächtigt!«

Jacques Moni gebot den jammernden Dorfbewohnern zu schweigen. Doch auch er war völlig ratlos. Was er gesehen und erlebt hatte, überstieg sein Vorstellungsvermögen. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, musste er zugeben, dass er nicht weiterwusste.

»Es ist nicht Sache eines Soldaten, gegen Teufel und Dämonen zu kämpfen«, erklärte er den Leuten, und alle, die ihm zuhörten, stimmten ihm murmelnd zu. »Gegen jeden menschlichen Feind würden wir uns durchsetzen, aber gegen solche Höllenwesen sind wir machtlos. Ihre Zauberkraft ist zu gewaltig.«

»Diese Kraft ist nicht von dieser Welt«, rief eine Frau. »Was sollen wir bloß tun? Womit haben wir es verdient, dass sich die Dämonen ausgerechnet in Notre-Dame niederlassen?«

»Vielleicht warst du zu oft untreu, Weib!«, mahnte der Priester und sah mit strengem Blick auf sie herab.

Marcel, der Dorfbüttel, kicherte verhalten, obschon ihm eigentlich nicht zum Lachen zumute war.

»Was also können wir tun?«, fragte Jacques Moni. Es war eine rhetorische Frage, denn ein Kommandant fragte niemals gewöhnliche Bauern um Rat. Und so wunderte es auch nicht, dass niemand eine Antwort gab, bis Moni selbst eine fand. »Wir brauchen einen Exorzisten, um die Teufel auszutreiben!«

»Eine hervorragende Idee!«, lobte Gilbert Montjoie, der Priester.

»Ich kenne einen Exorzisten, der sich an der ganzen Küste verdient gemacht hat«, sprach Moni weiter. »Ich werde ihn rufen, und dann sehen wir weiter.«

»Tut das«, sagte Gilbert Montjoie bekräftigend. »Je eher er eintrifft, desto besser.«

»Ich werde also sofort einen Soldaten ausschicken, ihn zu benachrichtigen!«, sagte der Kommandant.

»Er soll die Teufel vertreiben, egal, wie!«, rief Marcel. »Es muss endlich wieder Ruhe einkehren.«

»Heißt das, ihr wollt diesen Templer und seine Ketzerfreunde nicht mehr fangen, sondern loswerden?«, fragte der Bäcker.

»Genau das ist die Frage«, warf Renaud ein. »Denn wenn es so ist, was wird dann aus meiner Belohnung? Ich habe den Templer schließlich entdeckt und angezeigt! Also bestehe ich nach wie vor darauf!«

»Du wirst abwarten müssen, was geschieht«, wies Moni den Alten zurecht. »Vielleicht wird die Belohnung viel größer ausfallen, als du denkst. Vielleicht gibt es aber auch gar nichts.«

Renaud dachte über diese Bemerkung nach. Noch bevor er sich über eine Entgegnung im Klaren war, rief die Frau des Fassmachers: »Gegen einen hexerischen Templer ist kein Kraut gewachsen! Die Macht solcher Leute ist viel zu groß. Sie stehen mit allen möglichen finsternen Mächten im Bunde! Wenn sie verschwinden würden, wäre es für uns das Beste!«

»Ihr Anführer ist also wirklich dieser Tempelritter?«, fragte Moni.

»Ja, gewiss«, erwiderte Marcel. »Würde er uns sonst so viel Widerstand entgegensetzen können?«

Der Priester hob mahnend die Hand. »Die Tempelritter sind unser Unglück. Als man den ketzerischen Orden zerschlug,

kamen ungeheuerliche Dinge an den Tag. Sie sündigten in beispielloser Weise. Seitdem ist die gesamte Schöpfung in Unordnung geraten.«

»Na, ganz so schlimm sind sie auch wieder nicht«, beschwichtigte Renaud den Gottesmann. »Aber sie sind Königsmörder. Und den Papst sollen sie auch umgebracht haben.«

»Aber dieser hat zuvor die Templer ermorden lassen!«, krächte der Sohn des Fassmachers.

»Bist du wohl still!«, herrschte ihn sein Vater an.

»Lass ihn reden«, sagte Gilbert Montjoie. »Denn er hat Recht. Zum Teil zumindest, denn die Templer wurden nicht ermordet, sie starben, weil sie frevelten. Papst Klemens V. und König Philip der Schöne deckten diese Frevel auf und führten die Sünder ihrer gerechten Strafe zu. Einer von ihnen entkam ihr allerdings, und zwar Henri de Roslin, der nun in unserem Wald hockt, wo er dieselben sündhaften Zaubereien betreibt, die er bei seinen Ordensbrüdern erlernte, die jeden Tag den Teufel anbeteten.«

»Das taten sie?«, fragte der Bäcker erstaunt. »Warum hast du uns nie etwas davon berichtet?«

»Weil man solche Dinge am besten vergessen und sein Heil im stillen Gebet suchen sollte«, erklärte der Priester. »Die Welt der Templer ist nicht die unsrige.«

»Wir haben genug Zeit«, sagte Marcel. »Der Templer sitzt im Wald in der Falle. Erzähle uns von den ungeheuerlichen Machenschaften der Templer. Wir möchten gerne davon hören.«

Der Priester bekreuzigte sich. »Gott bewahre, dass jemand Gefallen an solchen Dingen findet!«

»Nun erzähle schon!«, forderte ihn der Bäcker ungeduldig auf.

Der Priester räusperte sich. Dann rümpfte er die Nase und sprach: »Die Templer beteten den Teufel an, wie sich bei den Verhören vor Gericht herausstellte.«

»Ja, und? Weiter!«

»Bei ihren Zusammenkünften wurden die Türen und sogar die Dächer der Ordenskapellen streng bewacht. Nur einige wenige Eingeweihte durften an dem Ritual teilnehmen. Sie kamen also zusammen und beteten in aller Heimlichkeit ein Idol an. Es war die Büste eines bärtigen Mannes mit leuchtenden Augen. Und jeder, der den Raum betrat, in dem sich die Büste befand, der musste seinen Gürtel an ihr reiben, und er musste schwören, den Gürtel niemals mehr abzulegen. Sie trugen ihn auch nachts, während sie schliefen.«

»Der Teufel!«, rief jemand mit heiserer Stimme. »Die Büste stellte den Teufel dar. Er hatte Macht über sie.«

»Die Büste besaß mehrere Gesichter, insgesamt vier, die in alle Himmelsrichtungen wiesen.«

»Woher willst du das wissen, wenn diese Sitzungen der Templer doch völlig geheim waren?«, fragte der Gemüsebauer.

»Unser Priester weiß alles, auch, dass du unzüchtige Gedanken hast, Kohlrabikopf!«, entgegnete der Metzger.

»Ruhe!«, befahl Moni. »Wie ging die Sache weiter, Priester?«

»Bei den Verhören sagten Templer aus, ihr teuflisches Idol hätte auch vier Beine besessen, zwei davon direkt neben dem Gesicht und zwei hinten.«

»Das ist nicht möglich!«, rief Marcel Germaine. »Dann wäre ja der Teufel ein riesiges Insekt gewesen!«

»Und wenn es so wäre?«, fragte Gilbert. »Der Teufel kann sich in jede Gestalt verwandeln!«

»Auch in einen Priester?«, krächte der Sohn des Fassmachers.

»Sei doch still, du Rotzlöffel!«, sprach der Vater und hob drohend die Hand.

»Die Frage ist durchaus berechtigt«, sagte der Priester. »Aber auf den Konzilen der Kirche wurde sie mit Nein beantwortet. Ein Priester kann nicht der Teufel sein, dazu ist er zu sehr vom göttlichen Geist beseelt.«

»Ach, diese theoretischen Dinge interessieren uns nicht. Erzähle, wie es mit den Templern weiterging. Das ist so unglaublich spannend!«

»Daran ist ganz und gar nichts spannend«, empörte sich Gilbert Montjoie. »Es ist schauerlich. Denn das geheime Idol der Templer veränderte sich dauernd. Manchmal glich es einem Löwenbild aus Gold. Man fand in den Komtureien der Templer auch silberne Kästchen in Form menschlicher Köpfe. Auf einem ist ganz offensichtlich der Teufel abgebildet, denn es trug die Aufschrift Caput LVIII. Und was sollte dieses Haupt achtundfünfzig wohl anderes darstellen als den Teufel?«

»War das der Baphomet, den die Templer anbeteten?«, wollte der Bäcker wissen.

»Natürlich! Denn das Wort Baphomet, das in den Komtureien überall an den Wänden geschrieben stand, kommt von *Bafli*, das heißt Taufe, und *Meteos*, das heißt Weihe. Es verweist auf Johannes den Täufer.«

»Das ist weit hergeholt«, brummte Marcel. »Es kann auch ganz was anderes bedeuten.«

»Natürlich. Ich deute ja nur an. Ich persönlich glaube nämlich, dass der Name von Bapheus mété kommt, was Färber des Mondes bedeutet.«

»Was soll das sein?«, wollte eine Waschfrau wissen.

»Die Färber des Mondes sind die Alchimisten, oder etwa nicht?«, fragte der Schuster.

»Nun, ich weiß nicht...«, meinte ein altes Weib.

»Aber natürlich sind es die Alchimisten!«, fuhr der Priester fort. »Sie verwandeln nämlich Silber, die Farbe des Mondes, in Gold, die Farbe der Sonne, und das können sie, weil sie den

Stein der Weisen besitzen. Der Baphomet beweist also ganz eindeutig, dass die Templer zaubern konnten. Sie konnten Dinge verwandeln und auch sich selbst. Nachdem man den Orden zerschlagen hatte, waren all seine Schätze verschwunden. Die Templer haben sie in Vögel verwandelt, und die sind davongeflogen. Sie landeten irgendwo in einem fernen Land und nahmen wieder die Gestalt des Schatzes an, der sie einmal waren. Sie landeten dort, wo die Teufel wohnen. Beispielsweise hier, im Wald von Notre-Dame.«

»Dann haben die Teufel um Henri de Roslin also den Schatz?«

»Wahrscheinlich! «

»Dann bekomme ich doch noch meine Belohnung«, freute sich Renaud.

»Es wäre eine Belohnung des Teufels«, mahnte der Priester.
»Überlege wohl, ob du eine solche wirklich haben willst.«

Der Exorzist war schneller in Notre-Dame, als man gedacht hatte. Er schien gleichsam auf seinen Ruf gewartet zu haben, denn er traf noch am selben Tag ein, an dem man nach ihm geschickt hatte. Und als er einmal angekommen war, war in Notre-Dame nichts mehr wie zuvor.

Der kleine, schlanke Mann mit dem hageren Gesicht, das eher einer maskenhaften Fratze glich als einem natürlichen Antlitz – vor allem, wenn sein Besitzer lachte –, nannte sich Radix Voccius. Sein Haupt war kahl rasiert, und sein Bart lief in dünnen Linien um sein Kinn.

Nachdem Radix im Pfarrhaus Quartier bezogen hatte, ließ sich Gilbert die Lage erläutern. Ohne jede Gemütsregung lauschte er den Worten des Geistlichen, sein fahles, dürres Gesicht wirkte dabei wie erstarrt.

»Das Dorf ist abgeriegelt? Keiner kann hinaus?«, fragte er, als der Priester geendet hatte.

»Solange das Hochwasser anhält, gibt es von hier kein Entkommen.«

»Gibt es in Notre-Dame einen Totengräber?«

»Ja.«

»Er soll kommen.«

»Aber warum? Die Teufel sitzen im Wald am Fluss!«

»Die Ursachen für das Erscheinen des Teufels sind oft nur schwer zu finden. Ich fange mit der Austreibung dort an, wo sie meiner Erfahrung nach am häufigsten zu finden sind. Schickt also den Totengräber zu mir«, entgegnete Radix bestimmt.

Als der grobknochige, mit extrem großen Händen versehene Mann wenig später im Pfarrhaus eintraf, blickte Radix ihn lange und unbeweglich an.

Dann sagte er scharf: »Ich wusste es.«

»Was wusstet Ihr, Exzellenz?«, fragte der Totengräber, der bei diesen Worten leicht zusammengezuckt war, mit rauer Stimme und schuldbewusstem Blick.

»Wann hast du deine letzte Leiche begraben?«, wollte der Exorzist wissen und herrschte den Totengräber dabei geradezu an.

»Vor drei Tagen. Der Köhler starb an Pusteln. Der Medicus...«

»Du wirst das Grab sofort öffnen. Wir müssen uns den Toten anschauen. Na los!«

Und so machten sich die drei Männer – der Exorzist, der Priester und der Totengräber – auf zu dem kleinen bei der Kirche gelegenen Dorffriedhof, auf dem man den Köhler begraben hatte. Während der Totengräber seine Schaufeln holte und mit dem Öffnen des Grabs begann, versammelte sich eine Schar Schaulustiger in der Nähe des Friedhofs.

Mittlerweile hatte sich im Dorf herumgesprochen, dass der Exorzist eingetroffen war, und die Leute waren neugierig zu erfahren, was er wohl gegen die Teufel unternehmen würde. Die ungewohnte Szene beobachteten sie flüsternd und Kreuze schlagend in respektvollem Abstand.

Als der freigelegte Leichensack geöffnet wurde, schrie der Exorzist: »Da! Ich habe es gewusst.«

»Was denn?«, fragte Gilbert Montjoie.

»Ja, seht Ihr es denn nicht?«

»Ich sehe einen Toten. Er hatte die Pusteln, jetzt zeigen sich daneben erste Zeichen von Verwesung. Er riecht schon.«

»Seht seine Hände an. Sein rechter Daumen ist in das Innere der Faust gebogen. Hast du die Leiche zugeschüttet, Totengräber?«

»Ja«, entgegnete dieser kleinlaut.

»Warum hält der Tote die Hand so, wie er es tut?«

Der Totengräber murmelte einige unverständliche Worte.

»Was sagst du?«, fragte Radix. »Ich verstehe dich nicht.«

»Ich mache das immer so«, antwortete der Totengräber nun deutlicher, aber nicht weniger beschämt. »Ich habe irgendwo einmal gehört, dass ein Toter, der so begraben wird, Frieden findet, was immer er auch angestellt haben mag. Daher begrabe ich sie alle so.«

»Oh, welch ein Frevel!«, schrie der Exorzist. »Das, was du da gehört hast, war eine Einflüsterung des Teufels. Indem du dem Verstorbenen diese Handhaltung verpasst hast, hast du dem Teufel dazu verholfen, auf diesem Friedhof heimisch zu werden.« Kopfschüttelnd wandte sich Radix an Gilbert. »Habt Ihr davon tatsächlich noch nichts gehört?«

»Nein«, entgegnete der Priester erschrocken.

»Öffne die Hand dieses Toten!«, befahl Radix dem Totengräber. »Und danach wirst du alle anderen Gräber öffnen. Allen Toten, die darin liegen, müssen die Finger nach

außen gebogen werden, nur so kann der Abwehrzauber wirken, und der Teufel muss fliehen.«

»Fliehen dann auch die Teufel im Wald?«

»Ja, natürlich«, sagte Radix. »Sie können sich dann nicht mehr halten.«

Zweifelnd blickte der Dorfbüttel Marcel, der mittlerweile zu der Gruppe hinzugestoßen war, den Priester an. War es wirklich so, wie der Exorzist sagte?, schien er zu fragen. Und Gilbert Montjoie beantwortete die unausgesprochene Frage mit einem entschiedenen Nicken. Es musste so sein, dachte er, denn Radix Voccius war ein über die Grenzen der Region hinaus bekannter und äußerst geschätzter Teufelsaustreiber.

»Wenn du alles getan hast, was ich dir aufgetragen habe, kommst du in das Haus des Priesters und erstattest mir Bericht«, befahl Radix dem Totengräber. »Aber nicht vorher! Ansonsten lasse ich dich rädern.«

»Jawohl«, erwiderte der Totengräber schniefend. Er empfand diese Arbeit als äußerst lästig. Aber was sollte er tun, sie musste offenbar erledigt werden.

Als Gilbert und Radix kurz darauf bei einem leichten Mahl zusammensaßen, fragte der Geistliche, ob man den Totengräber dem Schöffen in Rouen melden müsse, weil er die Einwohner von Notre-Dame mit seinen eigenwilligen Begräbnisriten in eine so schreckliche Lage gebracht habe. Doch der Exorzist wollte davon nichts wissen. Meldete man den Vorfall, würde das Dorf seiner Zuständigkeit entzogen, und der Fall ginge an das bischöfliche Inquisitionsamt. Der Totengräber erhielt dadurch vielleicht seine gerechte Strafe, die Teufel ließen sich dann allerdings nicht mehr vertreiben.

»Gebe Gott, dass alles so eintrifft, wie Ihr es voraussagt«, sagte Gilbert und schob sich ein Stück Braten zwischen die Zähne.

»Ich komme gerade aus dem Dreux...«, begann Radix.

»Aber das ist doch ganz hier in der Nähe!«, fiel ihm der Priester ins Wort.

»Eben«, entgegnete Radix, »deshalb konnte ich Euch ja auch so schnell zu Hilfe eilen. Doch zurück zu meiner Erzählung. In Dreux geschah Folgendes: Der dortige Totengräber gestand, vom Teufel verführt worden zu sein...«

»Von unserem Teufel etwa, diesem Tempelritter?!«

»Ich weiß nicht, von welchem Teufel«, sagte der Exorzist, dem der Ärger über die andauernden Unterbrechungen durch den Priester deutlich anzumerken war. »Er gestand jedenfalls, einer verstorbenen Tochter des Stadtvogts ein Tuch in den Mund gesteckt und eine Beschwörungsformel gemurmelt zu haben, damit zwanzig Personen sterben sollten, die er nicht leiden konnte. Und ebendiese Personen starben kurz darauf tatsächlich unter grausamen Schmerzen an einer unbekanntem Krankheit.«

»Wie furchtbar! Dann müssen wohl auch wir mit dem Schlimmsten rechnen!«

Radix beachtete die erneute Unterbrechung nicht und fuhr fort: »Der Mann gestand weiter, den toten Henker und seine Frau nachts aus ihren Gräbern geholt und ihnen das Fett aus der rechten Seite geschnitten zu haben. Der Frau habe er zudem zwei Furunkel herausgeschnitten und diese zusammen mit dem Fett gekocht und einer unliebsamen Person eingeflößt, die daraufhin sofort starb. Als dies bekannt wurde, gestand die Frau des Totengräbers, dass ihr die Wurzel von Luzifer, mit dem sie bei Mondschein auf einer Lichtung getanzt habe, gezeigt worden sei. Diese Wurzel tötet jeden Menschen, der sie riecht oder isst, und sie soll, den Worten der Totengräbersfrau zufolge, auch hier im Wald von Notre-Dame wachsen.«

»Also ist das der Grund, warum sich die Teufel in unserem Wald niedergelassen haben. Sie ernähren sich wahrscheinlich ausschließlich von solchen Unheil bringenden Wurzeln!«

»Die Frau des Totengräbers von Dreux gestand zudem, dass sie die Furunkel mit Wieselköpfen aufgekocht, einen Brei daraus gemacht und über viele unschuldige Häuser verteilt habe. Alle Leute, die darin wohnten, wurden schwer krank, und ob sie überleben werden, ist noch immer ungewiss.«

Der Priester stand auf und verbrannte Wacholderbeeren und wohlriechende Blätter in einem kleinen Schälchen. Der Rauch sollte die unsichtbaren Teufel vertreiben, die eventuell irgendwo im oder um das Pfarrhaus herum spukten.

»Die Menschen in dieser Gegend sind sehr abergläubisch«, sagte der er dann. »Beispielsweise glauben sie, man könne einen Verstorbenen dazu bewegen, die ehemalige Krankheit auf einen noch Lebenden zu übertragen. Und ich erinnere mich auch, dass die Sache mit dem nach innen gebogenen Daumen hier schon einmal vorkam.«

»Segnet Ihr nicht selbst Menschen mit dem Daumen, wenn Ihr Wundöffnungen oder erkrankte Körperstellen berührt? Die Leute schauen das nur bei den Geistlichen ab.«

»Ja, aber stellt uns doch nicht auf eine Stufe! Wir reden von Gottesdienern und vom Teufel. Das ist ungehörig, Radix Voccius!«

»Gut, aber sagtet Ihr nicht, die Teufel im Wald von Notre-Dame seien aus einer Pestregion gekommen?«

»Ja, aus der Bretagne, aus Quimper.«

»Na, das erklärt doch alles! Sie werden es gewesen sein, die dort die Pest ausgelöst haben. Ich treffe oft Menschen, die glauben, man könne einem Feind die Pest anzaubern. In Dreux hatten wir es einmal mit einem Mann zu tun, der eine Pestleiche ausgegraben hatte. Er schlug ihr den Kopf ab und hing diesen in seiner Stube an einer Schnur im Namen des

Teufels auf. Es heißt, der Mann habe in diesem Pestschädel Blut von Verstorbenen und Milch aus den Brüsten weiblicher Pestleichen gekocht. Wir verbrannten diesen Irregeleiteten, nachdem ich ihm die teuflische Absicht ausgetrieben hatte.«

Der Exorzist wusste noch einige andere schaurige Geschichten zu erzählen. Gilbert Montjoie wurde dabei immer unbehaglicher, doch er wagte es nicht, seinen Gast zu unterbrechen – er fürchtete, dass dieser es als eine irgendwie geartete Parteinahme für den Teufel würde auslegen können.

Als die Geschichten gerade besonders schauerlich wurden, klopfte es glücklicherweise an der Tür, und der Totengräber trat herein. Er kam allerdings nicht, um Bericht über seine Arbeit zu erstatten, sondern weil er Hilfe holen wollte. Eine Frau im Ort, die Butter habe kaufen wollen, sei verrückt geworden, und niemand wusste, was zu tun war.

»Jetzt treten die wahren Geister endlich ans Licht«, frohlockte Radix. »Das ist immer so, wenn ich irgendwo auftauche. Los, gehen wir.«

Gilbert Montjoie biss die Zähne zusammen und nickte säuerlich, denn dies war sein Zuständigkeitsbereich, und so hätte er es begrüßt, wenn der Exorzist ihm die Entscheidungen überlassen hätte.

Der Priester hatte die Straßen seines Ortes noch nie so voll gesehen. Die Menschen hatten sich rund um den Marktplatz geschart, und die alte Frau, von der der Totengräber gesprochen hatte, stand zitternd in ihrer Mitte.

»Ein weißer Mann ist ihr erschienen und hat ihr befohlen, hinter sich zu blicken!«, erklärte der Büttel den Eintreffenden. »Als sie sich nun umblickte, sah sie, wie etwas in der Luft schwebte. Sie behauptet, es sei Renauds Tochter Madeleine gewesen, die sich nach und nach in einen Drachen oder Kornteufel mit dem Kopf eines Hirschs verwandelt hätte.«

»Lasst uns durch!«, rief der Priester der Menge zu, die ihm und dem Exorzisten den Weg versperrte.

»Sie ist ganz verschüchtert, aber auch widerspenstig!«, warnte Marcel die Männer.

»Marie-Louise, was ist geschehen?«, wollte Gilbert von der Alten wissen, als sie sich endlich zu ihr durchgekämpft hatten.

Die Frau sah ihn mit zitternden Lippen an.

»Der Teufel aus dem Wald ist jetzt hier«, sagte sie ängstlich.
»Wir müssen leise sein, sonst hört er uns. Es ist dieser Henri, wisst Ihr? Und er hat sich mit Madeleine verbuhlt, der Tochter des alten Renaud.«

»Das ist eine Lüge!«, rief Renaud, der ebenfalls auf dem Marktplatz war und die Geschichte von der Alten gehört hatte.
»Madeleine ist keusch! Wer sie freit, wird das bestätigt finden!«

Plötzlich kreischte die Alte auf und schlug sich die Hände vors Gesicht. Dann warf sie den Kopf nach oben und deutete mit dem Finger gen Himmel.

»Da! Da! Sie kreist wieder, diesmal hat sie zwei Neugeborene dabei, die gestern erst im Kindbett gestorben sind!«

Alle reckten erschrocken die Häuse. Aber niemand erblickte etwas anderes als abziehende Regenwolken am Himmel.

»Du bist verrückt, Alte«, rief jemand aus der Menge. »Und uns machst du mit deinen wirren Geschichten auch alle verrückt!«

»Es ist schauerlich«, sagte ein anderer. »Man kann kaum noch durch eine Regenpfütze gehen, immer muss man Angst haben, durchzubrechen!«

»Durchzubrechen? Wohin denn?«

»Na, in den Abgrund, in die Hölle! Sie ist jetzt doch hier.«

»In Notre-Dame?«

»Aber natürlich«, kreischte Marie-Louise. »Merkt ihr es denn nicht? Gehen denn bei euch nicht auch die seltsamsten Dinge vor? Zu mir gesellt sich seit drei Nächten beispielsweise ein Geist. Immer wenn er kommt, sehe ich am Himmel große, ausgespannte Leintücher, die so rot sind, als wären sie in Blut getaucht worden! Oh, es ist grausam, warum muss ich das sehen? Ich will es nicht, aber es ist da!«

»Entsetzlich!«

»Außerdem sehe ich unzählige Totenbahren am Himmel. Der Geist fordert mich auf, der Hoffart zu entsagen. Gott würde uns sonst die Pestilenz auf den Hals hetzen, sagt der Geist. Er würde eine Wolke mit spitzen Strahlen zum Verderben der Menschen von Notre-Dame ausregnen lassen, Wasser und Luft vergiften. Auch sollten wir mehr beten und aufhören mit dem ewigen Saufen, Fressen und Speien, denn dadurch würden unserem Herrn Christus die heiligen fünf Wunden wieder aufgeritzt.«

»In diesem Punkt muss ich deinem Geist Recht geben«, sagte der Priester. »Das ist eine Lektion, die wir unbedingt lernen sollten. Aber wie kommt ein Geist dazu, der vom Teufel geschickt ist, so zu sprechen? Das ist sehr verwirrend.«

»Vielleicht sind Teufel und Priester vom gleichen Schlag!«, rief einer der Dorfbewohner aus der Menge.

»Weit gefehlt«, meinte der Exorzist, der die gesamte Szene vollkommen ruhig und bedächtig beobachtet hatte. »Die alte Marie-Louise ist leider durch und durch besessen. Ihr solltet sie verbrennen. Das ist das Einzige, was in diesem Fall getan werden kann.«

Die Alte lachte hysterisch. »Ihr selbst seid die Besessenen! Dauernd redet ihr vom himmlischen Vater! Er ist ein Außerirdischer! Wer weiß, ob es nicht der Teufel ist, denn der kann sich verwandeln!«

»Schichtet einen Scheiterhaufen auf!«, befahl Radix ruhig.
»Wenn die Hexe brennt, kann auch der Teufel sich nicht mehr in Notre-Dame halten, denn die Alte ist seine Wirtin.«

Ob dieser Worte rannten die Leute auf dem Marktplatz wild durcheinander. Einige ermahnten einander, sich nicht irre machen zu lassen, und hielten ihre Nächsten an den Ärmeln fest. Zahlreiche Frauen führten ihre Kinder nach Hause. Aber die meisten sammelten Holz ein.

Wenig später war ein großer Holzhaufen auf dem Marktplatz aufgeschichtet worden. In seine Mitte stellte man einen Pfahl, an den die Alte gebunden wurde. Diese schien erstaunlicherweise gar keine Angst zu haben. Die ganze Zeit über lachte sie die Leute vergnügt an.

»Man hat sie irre gemacht«, sagte Renaud. »Sie erzählt nicht, was sie wirklich gesehen hat. Sie weiß nicht mehr, was Recht und was Unrecht ist.«

»Wenn das der Grund für ihre Strafe ist, müssten wohl auch viele andere brennen«, entgegnete Marcel.

»Offenbare dich!«, schrie der Exorzist, der sich vor der Alten aufgebaut hatte und ein silbernes Kreuz schwenkte. »Gestehe alles!«

Die Alte hörte auf zu lachen. »Am neunten Tag offenbare ich euch alles, was ihr hören wollt, ihr hohen Herren«, sagte sie. »Doch jetzt verbrennt mich. Ich will dieser Einöde entfliehen. Ich habe die Freuden des Paradieses und der Hölle geschaut und eine große Schar von Geistern in mancherlei Gestalt. Ich habe gesehen, wie sie Menschen verführten, sie auszogen und in geile Böcke verwandelten. Was also hätte mir diese Welt noch zu bieten? Verbrennt mich endlich!«

»Gestehe«, rief Gilbert Montjoie, und er drängte den Exorzisten zur Seite. »Bereue und reinige deine Seele!«

»Diesen Teufel Henri bekommt ihr jedenfalls nicht«, rief die Alte. »Er fliegt euch allen davon!«

»Wer hat dir noch übel mitgespielt, Alte? Nenne Namen!«, rief der Exorzist.

»Ein Geist in der Gestalt eines kräftigen Bären, der an eine Kette gelegt war, kam zu mir. Es war der wahre Herrscher, der sich auf diese Weise tarnte. Zu seinen Füßen lag ein Fleischer, der zuvor nach dem Empfang des Abendmahls ins Bierhaus gegangen war und dort gesoffen und gespien hatte!«

»Sie meint den Julius! Du hast ihn als Geist gesehen, Marie-Louise?«

»Als Geist, als Geist«, lachte die Alte.

Jetzt hielt der Schmied eine Fackel an ein paar dünne, trockene Reisigzweige, um den Scheiterhaufen zu entzünden. Sofort stieg Rauch auf, und kleine Flammen züngelten empor. Renaud dachte daran, dass es genauso aussah wie der Lichterspuk, den er und die Soldaten im Wald erlebt hatten. Erschien in diesem Feuer jetzt der Ketzer und setzte sein teuflisches Werk fort?

Die Alte hustete. Dann stöhnte sie. Doch schließlich erhob sich ihre Stimme noch einmal.

»Der Geist trat nach dem Fleischer, der immerfort spie und krächzte. Und jetzt sah ich auch an seiner Seite mehrere Frauen aus unserem Ort.«

»Nenne Namen!«

»Sie flogen durch die Luft! Oh, wie das brennt! Ahhh! Sie flogen alle – durch die Luft! Und als ich genauer hinsah, kam mir manches seltsam vor. So als sei mir jeder unbekannt, den ich doch gut kannte! – Ahhh! – Ich sage euch, in Notre-Dame ist der Teufel zu Hause! Und er wird nicht mehr weichen! Ich sterbe jetzt! Aber ich bedauere euch, die ihr weiterleben müsst. Denn euch stehen schlimme Zeiten bevor! Jetzt, ahhh, gehe ich hin. – Ja, ich komme, mein Gebieter! Ja, Henri, ich komme. Er ruft mich schon. Oje, oje, wie das schmerzt! Er ruft mich, der

Herr. Und auch die schöne Madeleine ist dabei und ruft mich. Ja, ich komme. Oh, ich will ja, ich will ja...«

Durch Rauch und Feuer hindurch war nur noch zu sehen, wie der Kopf der bedauernswerten Alten vornüber sank. Er knickte weg, als sei er abgeschlagen worden. Dann hing sie in ihren Fesseln. Ein Geruch von verbranntem Fleisch machte sich breit. Und mancher der Umstehenden hielt sich die Nase zu. Die Menschen gingen mit gesenkten Köpfen auseinander, und es schien, als würden sie erst jetzt begreifen, was sie getan hatten: In Notre-Dame hatte der erste Scheiterhaufen gebrannt. Aber das war nur dem Teufel zuzuschreiben, der bei ihnen hauste. Diesem Teufel in Menschengestalt, diesem Henri de Roslin. So zumindest dachten die meisten. Nur wenige fragten sich zu diesem Zeitpunkt, ob der Exorzist und der Priester daran Schuld trugen oder auch Jacques Moni, der als Erster auf die Idee gekommen war, den Exorzisten zu rufen. Jene, die so dachten, überlegten, ob diese Männer dem Dorf nicht mehr Unheil brachten als alles andere. Waren sie vielleicht die wahren Teufel?

Der Exorzist zog den Priester am Ärmel hinter sich her, fort von der aufgehetzten Menge auf dem Marktplatz. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Geschehnisse wie diese hatte er vorausgesehen. Es war gut, dass er so hervorragend gewappnet war, denn es würde sicher noch viel schlimmer werden.

Ende Juni 1318. Kirchenglocken

Langsam ging es Joshua wieder besser. Am nächsten Soldatenschreck wollte er sich unbedingt beteiligen. Aufgrund seiner geschwächten Konstitution hatte er bisher nichts zu den Späßen beitragen können. Trotz der aufopfernden Pflege durch die Gefährten hatte er nämlich einen schweren Rückfall erlitten. Wegen der nass-schwülen Luft der letzten Tage war eine schwere Mückenplage über die Wälder von Notre-Dame hereingebrochen, und die kalten Nächte hatten dann ihr Übriges getan. Joshuas noch labiler Gesundheitszustand hatte sich wieder verschlechtert. Doch er hatte schon Schlimmeres durchgestanden, er war zwar schwächling, aber zäh.

Sie alle hatten in den letzten Tagen immerfort den Wasserstand beobachtet. Das Wasser schäumte zwar noch und schoss ungebündelt dahin, aber es waren immer weniger Wirbel zu sehen, was vermuten ließ, dass sich der Strom langsam beruhigte und der Wasserpegel wieder sank.

»Wenn das Wetter sich hält, können wir in etwa zwei Tagen von hier verschwinden«, meinte Henri. »Alles kann gut werden, falls uns die Soldaten nicht doch noch mit einer raffinierten List überraschen.«

»Ich habe das unbestimmte Gefühl, dass im Dorf irgendetwas im Gange ist«, sagte Uthman. »Ich weiß nicht, was es ist, aber es beunruhigt mich, dass wir so lange nichts mehr von den Soldaten oder den Einwohnern gehört haben. Vielleicht sollte ich mich hinüberschleichen und die Lage im Dorf erkunden.«

»Auf keinen Fall!«, schrie Madeleine auf. »Das ist viel zu gefährlich, Uthman. Du bleibst hier.«

»Es gibt noch andere Dinge, die es nötig machen, ins Dorf zu gehen«, entgegnete der Sarazene. »Mein Vorrat an Dingen, die ich für die Aufführung unserer kleinen Kunststücke benötige, ist aufgebraucht. Und einen so günstigen Platz wie diesen aufgelassenen Steinbruch, in dem die Stimmen hohl klingen und schaurig widerhallen, finde ich nicht noch einmal. Ich brauche einige neue Zutaten und Utensilien, die ich hier im Wald nicht bekomme, damit die Dschinn uns wieder zu Diensten sind. Und das, was ich benötige, finde ich am ehesten in der Giftkammer eines Arztes, an die ich wiederum nur im Ort selbst gelangen kann.«

»Ich werde gehen«, bot sich Sean daraufhin an. »Ich bin am wenigsten, und selbst wenn sie mich schnappen, kann ich noch am ehesten entkommen. Auf mich sind sie nämlich lange nicht so scharf wie auf euch, und so werden sie mich sicher nur unzureichend bewachen. – Was brauchst du also, Uthman?«

»Du weißt, welcher Gefahr du dich aussetzt, Sean?«, fragte Henri.

»Wenn ihre Überwindung bedeutet, dass wir von hier wegkommen, ist mir jede Gefahr recht«, antwortete Sean mutig.

»Dann machen wir es so«, bestimmte Henri. »Noch in der Nacht kannst du es versuchen.«

»Sag mir, was du brauchst, Uthman.«

»Nein, das geht so nicht.« Uthman schüttelte den Kopf. »Ich kann dir keine genauen Angaben zu den Dingen machen, die du mitbringen sollst. Wir müssen mit dem arbeiten, was uns vor Ort in die Hände fällt, und daraus die richtige Mischung zusammenstellen. Die Kombinationsmöglichkeiten sind so groß, dass ich Wochen bräuchte, um dich einzuweisen, Sean. Ich muss also selbst gehen.«

Sean seufzte. Er hätte der Gemeinschaft den notwendigen Dienst gerne erwiesen, nicht zuletzt, weil er damit auch in Madeleines Achtung gestiegen wäre.

Und auch Madeleine war unglücklich. Sie hielt gar nichts davon, dass Uthman sich in Gefahr begab, daher bat sie Henri: »Halte ihn zurück! Wir brauchen ihn hier im Lager. Wie sollten wir uns gegen die Soldaten wehren, wenn er nicht mehr da ist?«

Uthman straffte sich. »Ich gehe. Und ich komme gesund zurück, Madeleine, ich verspreche es!«

»Warte bis Mitternacht«, empfahl Joshua. »Und wenn du am Ortsrand bist, warte den Ruf des Nachtwächters ab, der die erste Stunde anzeigt. Danach schlafen die Leute erfahrungsgemäß am tiefsten.«

»So mache ich es. Und jetzt beruhigt euch, meine Freunde, und auch du, Madeleine, denn es wird mir nichts geschehen. Wenn ihr wollt, kann ich euch bis Mitternacht noch eine Geschichte erzählen.«

»Oh ja, bitte«, bat Madeleine, die sich eng an den Sarazenen schmiegte. »Erzähle uns noch etwas von deinem Propheten Mohammed.«

Und so erzählte Uthman Madeleine und den Gefährten von der Liebe zwischen Mohammed und seiner zweiten Frau Aischa, die sie alle vollkommen gefangen nahm, sodass die Stunden wie im Flug vergingen.

Als Uthman den Marktplatz erreichte, blickte er auf einen heruntergebrannten Scheiterhaufen. Inmitten von Glut und Asche konnte er noch die Überreste eines verkohlten Leichnams ausmachen. Oh, diese Wahnsinnigen, dachte er, während ihm der Anfang der Sure Al-Falaq in den Sinn kam.

Ich nehme meine Zuflucht beim Herrn der Morgendämmerung, vor dem Übel dessen, was er erschaffen, und vor dem Übel der Nacht, wenn sie sich verbreitet.

Uthman schlich durch den menschenleeren Ort, bis er auf eine verfallene Bretterbude stieß, wo er sich, wie die Gefährten es vorgeschlagen hatten, bis zum Erscheinen des Nachtwächters versteckte. Als dieser die Bude passiert und die erste Stunde verkündet hatte, huschte Uthman durch Gärten und Wiesenstücke zum Haus des Medicus. Uthman roch die Kräuter, die in dem kleinen Schuppen im Garten des Hauses gelagert waren, bereits von weitem. Mühelos gelang es ihm, den kleinen Verschluss zu öffnen und ungesehen hineinzuschlüpfen. Kein Hund schlug an, und auch sonst regte sich nichts. Nach allem, was im Ort geschehen war, wunderte sich Uthman sehr über die fehlenden Sicherheitsvorkehrungen. Aber vielleicht dachten sie ja, gegen Teufel könnten Hunde und Schlösser nichts ausrichten. Oder aber der Teufel war schon längst unter ihnen, und er war es, der ihnen befohlen hatte, so unachtsam zu sein. Wenn Uthman an den Scheiterhaufen dachte, den er auf dem Marktplatz gesehen hatte, schien ihm diese Vorstellung gar nicht allzu abwegig zu sein.

Doch Uthman wollte nicht länger seinen Gedanken nachhängen. Wenn er weiter unentdeckt bleiben wollte, musste er sich beeilen, daher zog er rasch Schachteln und Kästchen auf und nahm sich daraus, was er brauchte.

Der Medicus scheint ein gelehrter Mann zu sein, dachte Uthman, als er auf einem Tisch ein dickes, aufgeschlagenes Buch mit dem Titel *Compendium aromatariorum* entdeckte, ein bekanntes Lehrbuch für Destilliertechnik und Botanik. Tiegel und Töpfe verrieten, dass der Arzt zudem reichlich experimentierte. Das kam Uthman nur gelegen, denn so fand er fast alles, was er für seine Kunststücke benötigte. Er nahm

Schwarzpulver, Salpeter, Theriak, Zinnober, Mastix, Lavoel und getrocknete Moose, steckte Grünwachs, Salmiak und Terpentin ein und entdeckte schließlich sogar ein Glas mit Quecksilber, das er gerne mitnahm. Wenn alles gut ging, würden sich die Gefährten damit mühelos über die nächsten zwei Tage retten können.

Als Uthman alles gefunden hatte, was er benötigte, schaute er sich noch einmal in dem Schuppen um, um sicherzugehen, dass er keine besonderen Spuren hinterlassen hatte. Anschließend verließ er den Verschlag so leise, wie er gekommen war.

Vor dem Haus des Medicus blieb er noch einen Moment lang unbeweglich stehen. Er wollte herausfinden, was das Besondere an diesem kleinen Ort war, der sich gegen sie gewendet hatte, er versuchte, die spezifische Quelle der hiesigen Feindseligkeit auszumachen. Doch Uthman entdeckte gar nichts. Notre-Dame war ein Ort wie jeder andere. Hier lebten lediglich besonders viele kleingeistige Seelen, die in tausend Ängsten und Vorurteilen gefangen waren.

Uthman machte einen kleinen Umweg und trat an den schwelenden Scheiterhaufen heran. Rußig graue Asche lag neben schwarz verkohltem Fleisch. Was hatte der Mensch getan, der hier zu Tode gekommen war? Hatte der Priester das zu verantworten?

Uthman wusste, dass die Haltung, Sünden mit Flammen auszutreiben, eine christliche Erfindung war. Sie glaubten, die Seelen der Verbrannten zu retten, indem sie ihnen dazu verhalfen, dem sündhaften Körper zu entfliehen. Doch wohin wandten sie sich, nachdem der Körper im Feuer verkümmert war?

Uthman starrte auf das letzte Glimmen des Scheiterhaufens. Unnatürliche Stille lag über der Szenerie. Eigentlich müssten hier jetzt Hunde herumschnüffeln oder irgendwelches anderes

Getier, dachte der Sarazene. Dies wäre ein tröstlicher Anblick von Leben gewesen, an diesem Ort des Todes.

Uthman wollte sich schon abwenden und in den Wald zurückschleichen, als er innerlich heftig erschrak. Erst jetzt erblickte er die zusammengekauerte Gestalt, die hinter dem Scheiterhaufen auf dem Boden saß. Als Uthman näher hinschaute, erkannte er, dass es ein Mann war. Er rührte sich nicht, aber er war unverkennbar wach. Seine Augen waren geöffnet, und er blickte Uthman eindringlich an.

»Komm her zu mir, Fremder«, sagte er so leise, dass Uthman es gerade noch verstand, »damit ich dir den Daumen aus der Faust holen kann.«

»Wer bist du?«, fragte Uthman und trat zu ihm.

»Ich bin der Totengräber. Und Ihr könnt mir gratulieren, denn ich habe sie alle wieder ausgegraben. Ich habe all ihre Daumen wieder nach außen gebogen. Der Teufel hatte mir eingegeben, sie nach innen zu biegen, damit er Macht über uns erhalte.«

»Wer erzählt denn so was, Mann?«, wollte Uthman wissen.

»Radix Voccius.«

»Wer ist das?«

»Der Exorzist natürlich. Es ist ein Glück, dass er gekommen ist, denn er vertreibt nun alle Teufel für uns.«

»So, so«, meinte Uthman, dem sofort einiges klar wurde, als er hörte, dass sich ein Exorzist im Dorf befand. »Dann ist dieser Voccius wohl auch für diesen Scheiterhaufen hier verantwortlich gewesen?«

»Das ist er«, entgegnete der Totengräber. »Aber Ihr braucht Euch nicht zu sorgen, ich habe der alten Marie-Louise bereits beide Daumen einwärts gebogen. Niemand hat es gemerkt, und für sie wird es besser sein. Außerdem ist mir einerlei, ob der ganze Ort zur Hölle fährt oder nicht. Ich habe Marie-Louise geliebt, müsst Ihr wissen. Sie war ein hübsches Ding, früher einmal, aber dann ist sie verrückt geworden. Ich hätte nie

gedacht, dass der Teufel dabei seine Hand im Spiel gehabt hat. Wenn dem so war, werden wir alle noch verrückt werden!«

»Aber das müsst ihr nicht, Mann«, sagte Uthman empört. »Seht ihr nicht, wer die wahren Teufel sind, die euch und euren Toten Unfrieden stiften. Es sind die Inquisitoren und Exorzisten, die bigotten Priester. Entledigt euch ihrer, und alles wird gut werden. Solche Männer stiften nur Unheil. Das Volk weiß selbst, was gut und was schlecht ist.«

»So kann nur einer reden, der die wirklichen Verhältnisse nicht kennt«, entgegnete der Totengräber kopfschüttelnd. »Die Menschen hier sind dumm und verängstigt. Sie tun alles, was die Pfaffen von ihnen verlangen. Niemals würden sie einen von denen davonjagen.«

»Abwarten«, meinte Uthman und wandte sich zum Gehen. Doch dann hielt er noch einmal inne. »Übrigens«, sagte er, »im Wald von Notre-Dame gibt es keine Geister. Du wirst es sicher schon vermutet haben, aber jetzt hast du Gewissheit. Ich zähle darauf, dass du dieses Wissen für dich behalten und zu deinen Gunsten nutzen wirst.«

Der Kauernde hob den Blick, sagte aber nichts. Er beobachtete nur die Silhouette des Fremden, bis sie in der Dunkelheit verschwand.

Der Morgen brach an. Die Regenwolken hatten sich verzogen, und aus dem wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne bereits kurz nach dem Aufgehen sehr intensiv. Als der Glöckner der kleinen Dorfkirche an seinem Arbeitsplatz erschien, erschrak er nicht schlecht, als er sah, dass schon jemand vor ihm dort war. Es war der Totengräber.

Er stand am Glockenseil. Ohne den Eintretenden zu beachten, begann er, am Seil zu ziehen und die Glocken zu läuten.

»He, was soll das?«, rief der Glöckner. »Mach, dass du wegstommst, das ist meine Aufgabe!«

Doch der Totengräber achtete nicht auf diese Worte. Immer kräftiger zog er am Glockenseil. Dem Glöckner schien es, als hätten seine Glocken niemals heller und kräftiger geklungen. Und so ließ er den Mann gewähren.

Kurz darauf erschien Gilbert im Glockenturm, er wollte wissen, warum die Glocken eine Stunde früher als üblich läuteten. Der Glöckner deutete stumm auf den Totengräber, der indessen unbeirrt mit seiner Arbeit fortfuhr.

Bald kamen auch andere Dorfbewohner herbeigelaufen. Und es dauerte nicht lange, bis es so schien, als hätte sich der gesamte Ort bei der Kirche versammelt.

»Was ist los? Warum läuten die Glocken?«, wollten die Leute wissen.

Doch der Totengräber antwortete nicht, und er ließ sich nicht dazu bewegen, mit dem Läuten aufzuhören. Gilbert wollte ihm schon in den Arm fallen, doch dann merkte er, dass die umstehenden Dorfbewohner allmählich ruhig und nachdenklich wurden. Die ersten bekreuzigten sich schon. Einige fielen sogar auf die Knie.

Da schlug Gilbert ebenfalls ein Kreuz. Doch er blickte immer noch verlegen umher, er war unschlüssig über das, was er tun sollte. Einerseits war es ein Frevel, die Glocke vor der Zeit zu läuten, daher sollte er dem Totengräber Einhalt gebieten. Andererseits bemerkte er wohl, welche positive Wirkung der Klang der Glocken auf die Dorfbewohner hatte, die sich mittlerweile allesamt hingekniet hatten. Als ein leichter Wind aufkam und vom Marktplatz her ein feiner Geruch von Rauch und Asche herüberwehte, hörte man sogar ein Schluchzen.

»Gott stehe uns bei! Er vergebe uns unsere Schuld!«, murmelte jemand aus der Menge.

Langsam scheinen die Menschen in diesem unseligen Ort zu begreifen, was ein gottesfürchtiges Leben ist, dachte Gilbert Montjoie. Gleichzeitig musste er an den Exorzisten denken,

der ihm die ganze Nacht über Geschichten von blutigen Rettungstaten erzählt hatte. Radix Voccius schien keinen Schlaf zu brauchen. In seinen Augen hatte ein immer stärkeres Leuchten gelegen, so als habe der das himmlische Jerusalem erblickt.

Da fasste Gilbert einen Entschluss. Er trat an die Tür, hob segnend die Arme über die Menge und sagte: »Der Totengräber läutet unsere Glocke. Er hat einen gesegneten Morgen, denn er hat begriffen, was in dieser Zeit Not tut. Gehen wir in uns, und beten wir. Suchen wir das Gespräch mit unserem Herrgott. Denn nur von ihm werden wir erfahren, was das Richtige ist. Nur er kann uns führen auf dem Weg ins Licht, den wir jetzt beschreiten müssen.«

»Nur im Gebet seid ihr sicher«, ertönte plötzlich die Stimme des Exorzisten. »Betet, auf dass ihr errettet werdet!«

Als Gilbert diese Stimme vernahm, stieg unbändige Wut in ihm auf. »Verlasst unseren Ort, Radix Voccius!«, rief er. »Ihr habt nur Schande über uns gebracht, aber keinerlei Schutz. Ihr habt unsere Ängste dazu benutzt, eine der Unsrigen zu töten, dabei sitzen unsere Feinde ganz woanders. Ihr wolltet mit dem Scheiterhaufen eine verlorene Seele zurückgewinnen. Doch mit einem Scheiterhaufen kann man nichts gewinnen, mit einem Scheiterhaufen kann man nur verlieren.«

»Was redet Ihr da?«, rief Radix erschrocken. »Seid Ihr des Teufels? Wir werden weitere Scheiterhaufen aufschichten müssen, wenn Ihr noch mehr solcher Reden führt.«

»Das werdet Ihr nicht«, gab der Priester zu zurück, »denn wir benötigen Eure Dienste nicht mehr. Es war ein Fehler, Euch zu rufen! Wir möchten nicht, dass sich die Gewalt hier ausbreitet. Wir alle hier im Dorf sind uns einig darin, dass es zur Bekämpfung des Teufels anderer Dinge bedarf als der Urteile von Exorzisten und Inquisitoren.«

»Wovon redet Ihr?«, schrie Radix. »Von welchen anderen Dingen ist die Rede?«

»Ich spreche vom wahren Glauben! Vom Vertrauen in die Kirche und in ihre Repräsentanten! Von Glaube, Liebe und Hoffnung!«

»Ach, das sind doch nur hohle Worte, Priester!«, höhnte Radix. »Damit überzeugt Ihr niemanden. Die Geschichte zeigt, dass nur Gewalt gegen Verblendung und Unzucht hilft. Oder glaubt Ihr etwa, Hexen und Teufel ließen sich mit Liebe vertreiben?«

»Jedenfalls nicht mit Feuer und Rauch!«, rief Gilbert.

»Dann tut doch, was ihr wollt, ihr Narren!«, schrie der Exorzist. »Dann werde ich eben allein ausziehen, um die Teufel zur Strecke zu bringen. Wenn ich zurückkehre, werdet ihr deren abgeschlagene Köpfe an meinem Gürtel sehen. Dann erst wird Ruhe einkehren. Und ihr werdet in Scharen zu mir kommen und mich um Vergebung bitten!«

»Lasst Euch nicht aufhalten«, sagte Gilbert. »Geht in den Wald und kämpft mit den Teufeln! Aber kehrt nicht wieder zurück, weder tot noch lebendig. Wir wollen Euch hier nie wieder sehen.«

»Vielleicht gibt es ja gar keine Teufel im Wald von Notre-Dame!«, sagte da plötzlich der Totengräber. Jetzt erst wurde den Leuten bewusst, dass die Glocken gar nicht mehr läuteten. »Vielleicht sind wir selbst die Teufel! Denn wer hat die Höllenfeuer in unserem Dorf gelegt? Das waren doch wir selbst, und sonst niemand.«

»Du bist der schlimmste Ketzer von allen!«, schrie Radix und deutete anklagend mit dem Finger auf den Totengräber. »Du gehörst auf den nächsten Scheiterhaufen!«

Aus der Menge flog plötzlich ein Stein. Er traf den Exorzisten am Kopf. Der begann sofort zu taumeln, und aus einer Wunde an seiner Stirn rann ein kleines Rinnsal Blut.

»Haltet ein!«, rief Gilbert über die Menge hinweg. »Das ist nicht der richtige Weg! Wir wollen der Gewalt den Rücken kehren.« Und an den Exorzisten gewandt, fügte er hinzu: »Geht jetzt, Radix Voccius! Ihr bringt uns Unglück, und wir wollen hier nicht noch mehr davon.«

Drohend schwang der Exorzist die Fäuste. Sein Gesicht war mittlerweile blutüberströmt. Er wischte mit der flachen Hand darüber. Dann packte er die Bibel und schwang auch sie. Entsetzt bemerkten die Einwohner, dass er dabei auch das Heilige Buch mit seinem Blut besudelte.

»Verflucht seid ihr alle!«, schrie der Exorzist.

Dann bahnte er sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge. Schnellen Schrittes verließ er das Dorf in Richtung des angrenzenden Walds.

Als das erste Morgengrauen die Dunkelheit erhellte, war Uthman wieder bei den Gefährten. Die Freunde waren wach oder hatten gar nicht erst geschlafen, nur Madeleine schlummerte selig. Uthman berichtete, was er im Ort erlebt und erfahren hatte.

»Ein Exorzist«, sagte Henri. »Das fehlte gerade noch! Solche Leute machen in der Regel alles nur noch schlimmer. Bei all dem Aberglauben, der in Notre-Dame kursiert, wird es gerade hier wohl besonders hart zur Sache gehen.«

»Wir müssen mit einem neuen Angriff rechnen«, warnte Uthman. »Denn im Ort scheint es jetzt kein Halten mehr zu geben.«

»Dann sollten wir uns wappnen«, meine Joshua. »Ich möchte euch allerdings auch darauf hinweisen, dass der Wasserstand bald weit genug gesunken zu sein scheint, um eine erneute Flucht zu wagen. Vielleicht können wir also schon heute Abend davonreiten.«

»Einen Tag halten wir noch durch«, sagte Sean. »Kannst du die Verfolger noch so lange abwehren, Uthman?«

»Ich versuche es. Ich habe von meinem Ausflug ins Dorf alles mitgebracht, was uns dabei helfen wird.«

Die Sonne stand bereits weit oben am Himmel, und noch immer arbeitete Uthman wie ein Besessener. Er hatte im Wald und auf dem Feld einige Überraschungen für unliebsame Besucher angebracht.

Sean stand mit Joshua abseits und beobachtete das sich zurückziehende Wasser. Der Fluss strömte lange nicht mehr so ungestüm dahin wie noch am Tag zuvor – vielleicht konnte man es also tatsächlich bereits am kommenden Abend wagen, die Pferde hindurchzutreiben.

Während Joshua zum Lager zurückging, um den anderen von dieser Entwicklung zu berichten, blieb Sean am Wasser sitzen. Sehnsuchtsvoll dachte er an Angélique und ließ die vergangenen Monate noch einmal Revue passieren.

Da erblickte er plötzlich eine Gestalt. Sie stand inmitten eines Buschs und starrte ihn an. Sean erschrak.

Die Gestalt sprang ihn an. Als sie ans Licht trat, erkannte Sean, dass es ein Mann war. Bibel und Kreuz gereckt, stürmte er auf ihn zu. Als Sean reagieren wollte, war es bereits zu spät. Der Unbekannte verpasste ihm einen heftigen Hieb mit seinem Metallkreuz. Sean spürte noch, wie es gegen seinen Kopf schlug und ihm die Sinne raubte.

Auch Joshua bemerkte den Angreifer erst im letzten Moment. Als er sich umdrehte, schlug ihm das Kreuz bereits gegen die Schläfe. Der Angreifer stieß einen kreischenden Laut aus. Dann lief er weiter, bis zum Lager.

Henri erblickte den Mann zuerst.

Er zog sein Schwert. Wortlos ging er dem Angreifer entgegen. Der andere hielt plötzlich inne und stand gebückt und schwer atmend da. Henri überlegte, ob er die

grobschlächtige Gestalt mit dem seltsamen Bart und dem fratzenhaften Gesicht nicht schon einmal gesehen hatte. Er konnte sich nicht genau erinnern, doch der Mann kam ihm merkwürdig bekannt vor. Vielleicht war er ihm in den Jahren der Verfolgung schon einmal begegnet.

Der Angreifer warf seine Bibel nach Henri und sprang dann auf ihn zu. Henri wich aus. Schwert und Kreuz prallten aufeinander. Henri wollte keinen längeren Kampf riskieren. Der Mann war gewiss nicht allein, daher musste er sich Kraft für die Nachhut aufsparen.

Wo waren nur Sean und Joshua?

Henri rief nach den beiden, während er kämpfte. Doch er erhielt keine Antwort. Während er auf den Angreifer einhieb, hörte er allerdings, wie Uthman aus dem Wald herbeilief.

Henri drängte den sonderbaren Angreifer, der sich verbissen zur Wehr setzte, in Richtung Wasser.

»Verflucht seist du, verdammter Teufel!«, knurrte der Fremde.

»Da du schon weißt, dass ich der Teufel bin«, keuchte Henri, während er schlug, »erzähle mir auch, wer du bist.«

»Ich bin der, der dich dorthin schicken wird, wo du herkommst! Zurück in die Hölle, wo du hingehörst!«, schrie der Angreifer.

Da dämmerte es Henri, wer der andere war. »Du bist der Exorzist, nicht wahr?«

»Ha! Teufel! Du riechst mich! Zu spät! Es ist aus mit dir!«

Henri fühlte kalte Wut in sich aufsteigen. Unwillkürlich führte er seine Schläge noch kräftiger als zuvor. Er wollte den Kampf mit diesem Irren schnell hinter sich bringen.

Endlich standen sie am Flussufer, der Exorzist mit dem Rücken zum schäumenden Wasser. Henri hätte einhalten und den anderen festnehmen können. Doch der bückte sich, hob

einen dicken Ast vom Boden auf und begann, auf Henri einzuschlagen.

Henri hieb ihm das Holz aus der Hand. Er schlug mit der flachen Seite seiner Schwertklinge zu, um ihm nicht die Hand abzuhacken. Der Getroffene fluchte fürchterlich.

Der Teufelsaustreiber stolperte und rutschte am Ufer ab. Er konnte sich nicht halten und glitt unaufhaltsam in den Fluss hinein. Unter lautem Geschrei rang er mit den Fluten, doch Henri half ihm nicht. Er blieb reglos stehen und beobachtete, wie der Exorzist von den Fluten fortgerissen wurde und in einem Strudel versank. Eine zu einer Kralle gebogene Hand war das Letzte, was er von ihm sah.

Als Henri sich umwandte, entdeckte er Uthman, der wohl schon längere Zeit hinter ihm gestanden und das Geschehen beobachtet haben musste.

»Ein ekelhafter Kerl«, sagte er. »Auch ich hätte ihm nicht geholfen.«

»Jetzt wissen wir zumindest, dass der Fluss noch immer unpassierbar ist«, sagte Henri. »Wir müssen mit der Überquerung also noch warten.«

»Für einen erneuten Angriff sind wir gewappnet«, meinte Uthman. »Ich habe alles vorbereitet. Wenn der Feind kommt, wird er sein blaues Wunder erleben.«

»Hast du Sean und Joshua gesehen?«

»Nein!«, entgegnete Uthman überrascht und ein wenig erschrocken. »Ihnen wird doch hoffentlich nichts passiert sein?«

Die beiden Männer rannten in die Richtung, aus der der Exorzist gekommen war. Nach knapp einhundert Fuß fanden sie zuerst Joshua, der leblos im Gras lag. Uthman sank sofort zu ihm nieder und kümmerte sich um ihn. Henri lief weiter. Dann fand er auch Sean. Der Knappe kam ihm taumelnd entgegen und hielt stöhnend seinen Kopf.

»Ist es schlimm?«, fragte Henri.

»Es geht schon. Wenn wir nur von hier weg könnten! Ich bin unseren Aufenthalt in dieser armseligen Gegend so leid!«

Als Sean und Henri die Stelle erreichten, wo Joshua zusammengebrochen war, hockte dieser schon wieder auf den Knien. Uthman massierte ihn vorsichtig und schlug ihm leicht auf beide Wangen. Als Joshua sich einigermaßen bewegen konnte, führte Uthman ihn zum Wasser, um ihm das Blut vom Gesicht zu waschen, das aus der kleinen Wunde geronnen war, wo das Kreuz des Exorzisten ihn getroffen hatte.

»Wir warten noch bis zum frühen Abend ab«, sagte Henri. »Dann brechen wir auf, egal, wie reißend der Fluss ist.«

»Wir könnten es ein Stück flussaufwärts, in Richtung Notre-Dame, versuchen«, sagte Uthman. »Dort ist der Fluss nicht so tief, deshalb hat man ja auch die Brücken errichtet. Wir riskieren zwar, dass man uns vom Dorf aus sieht. Aber das ist egal. Wir können uns verteidigen. Ich glaube ohnehin nicht, dass uns die Soldaten – wenn überhaupt – alle auf einmal überfallen, den meisten dürfte die Angst von ihrem letzten Waldspaziergang noch in den Knochen sitzen. Wahrscheinlich kam der Exorzist deswegen allein.«

Wieder im Lager angekommen, bereiteten die Gefährten ihren Aufbruch vor. Uthman wollte auf alle Fälle noch einmal ein Feuerwerk veranstalten, um die Dorfbewohner abzuschrecken.

Als der Abend aufzog, blickte Madeleine Uthman fragend an. Dieser ging zu dem Mädchen hinüber und zog es an sich. Dann küsste er sie.

»Wenn du willst, kannst du bei mir bleiben, Madeleine«, sagte er.

»Ach, Uthman!«

»Es wird allerdings nicht leicht sein an meiner Seite. Frag die anderen. Ganz gleich, wo wir hinkommen, wir sind immer von

Feinden umgeben. Du siehst es ja hier. Wir sind nirgends sicher.«

»Das mag sein, aber ich kann auch nicht mehr zurück. Die Menschen im Dorf halten mich sicher längst für eine Hexe, und mein Stiefvater wird mich vierteilen, wenn er mich noch einmal sieht. Nur um meine Mutter tut es mir Leid. Vielleicht kann ich ihr, wenn wir Notre-Dame erst einmal hinter uns gelassen haben, eine Nachricht zukommen lassen.«

»Wenn du es so willst, soll es so sein«, entgegnete Uthman. »Dann wollen wir jetzt aufbrechen. Du kannst dich mit mir zusammen auf ein Pferd setzen.«

Und so machten sich die Gefährten auf. Henri ritt voraus, dahinter kamen Uthman, dann Joshua, am Ende Sean. Kurz bevor sie den Wald verließen, entzündete Uthman sein Werk. Zunächst krachte und zischte es im Unterholz, dann wurde der Wald zeitweilig in gleißendes Licht getaucht, Rauch und Nebel wallten auf, und es erklang ein fürchterlicher Lärm.

»Sie werden es sehen und denken, dass wir jetzt in die Hölle fahren, dass ihr Exorzist es tatsächlich geschafft hat, uns dorthin zurückzuschicken!«, rief Uthman lachend.

»Sollen sie glauben, was sie wollen!«, sagte Sean grimmig. Ihm war deutlich anzumerken, dass seine Geduld mit den feindseligen Dorfbewohnern am Ende war.

Während die Gefährten am Ufer entlangritten, beobachteten sie aufmerksam ihre Umgebung und die Beschaffenheit des Flusses. Kurz vor der Brücke, die nach Osten führte, schien eine günstige Stelle zu sein, an der sie die Überquerung wagen wollten.

Henri trieb seinen Rappen in die Furt. Das Wasser schäumte heftig, aber der Grund war an dieser Stelle flach, und die Strömung war daher nicht sonderlich gefährlich. Henri geriet nur einmal in Not, als sein Pferd ausglitt. Es brach in die Knie, konnte sich aber rasch wieder aufrichten und seinen Reiter

wohlbehalten ans andere Ufer bringen. Von dort aus lotste er die anderen denselben Weg hinüber. Noch während sie seinen Anweisungen folgten, hatte Henri den Eindruck, das Wasser ginge deutlich zurück. Es war also höchste Zeit, dass sie hinüberkämen.

Als sie alle sicher am anderen Ufer angekommen waren, hörten die Gefährten, wie in Notre-Dame die Glocken geläutet wurden. Kurz darauf hörten sie aus der Ferne feierlichen Gesang. Die Bewohner des Orts schienen sich also vom Kampf zurückzuziehen und sich ihrem Gott zuzuwenden.

»So haben wir in der Not sogar noch etwas Gutes bewirkt«, sagte Henri. »Sie kommen zusammen, um zu beten. Hoffen wir, dass sie einen ehrlichen und guten Priester haben. Und dass sie sich zukünftig vor Verblendung in blindem Eifer zu hüten wissen.«

»Von mir aus können die Leute in diesem Dorf tun, was sie wollen«, sagte Uthman. »Ich hoffe nur, die Gegend niemals wieder zu sehen.«

Es war Madeleine anzusehen, dass ihr diese Worte zwiespältige Gefühle bereiteten. Dennoch lächelte sie Uthman tapfer an und sagte: »Ich suche mir eine neue Heimat, und ich bete, dass ich sie mit dir zusammen finden werde, Uthman ibn Umar.«

»Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen, des Allerbarmers!«, antwortete der Sarazene, umfasste seine Liebste, küsste sie auf die Stirn und gab seinem Pferd die Sporen.

Die Gefährten galoppierten vor ihnen her. Das Land lag weit und frei vor ihnen, und eine Vogelschar flog über ihre Köpfe dahin, die die gleiche Richtung einschlug wie sie selbst.

Anfang Juli 1318. Das weite Land

»Der Weltenrichter kommt. Er wartet schon. Keiner wird ihm entgehen. Und dann wird auch der Teufel die Verdammten an Ketten hinter sich herziehen. Das Sudfass, in dem sie schmoren werden, ist schon bereitet. Also geht in euch!«

»Gott sei mit dir«, sagte Henri de Roslin und trat an dem Eiferer am Eingang der Basilika vorbei in den Kircheninnenraum. »Ich habe das Portal dieser Kirche genau angeschaut. Ich kenne den Aufmarsch der Dämonen. Das Böse muss gebannt und abgeschreckt werden, gewiss. Aber müssen denn die Gläubigen immer in Angst und Schrecken versetzt werden?«

»Geht in euch!«, rief ihm der Eiferer nach, ein gebeugter, strenger Mann mit ausgezehrttem Körper.

Henri betrat kopfschüttelnd die Kirche, die auf ihrem Weg in Richtung Osten lag. Wir müssen versuchen zu verstehen, dachte er, nicht zu vergessen. Unsere Priester sollten uns sagen, was uns wirklich erwartet. Sie sollten von Gottes hell leuchtender Liebe erzählen, anstatt uns den Glauben zu verfinstern. Missmutig dachte Henri an die Geschehnisse in Notre-Dame zurück, an den Aberglauben der Bevölkerung und an ihre Zauberei. Es war alles eine Posse gewesen, und die Dummköpfe waren darauf reingefallen, weil man ihnen in der Kirche erzählte, dass solche Dinge wirklich passieren könnten. Doch Henri besann sich rasch wieder. Was geschehen war, war geschehen, er hatte seine Lehren daraus gezogen und die

Menschen in Notre-Dame scheinbar auch. Nun hieß es, wieder nach vorn zu schauen.

Henri ging mit freudiger Erwartung durch den von Kerzen erleuchteten Kirchenraum. Weihrauch duftete in großen Schalen, und die Franziskanermönche, denen das Gotteshaus unterstand, sangen ihren Abendchoral.

Henri atmete auf. Hier in der Normandie kannte ihn niemand. Notre-Dame war ein abgeschlossenes Kapitel. Wieder einmal schien es ihm, als sei alles möglich. Sie konnten noch einmal von vorn anfangen. Und alles begann auch von vorn.

Lagen wirklich erst neun Tage hinter ihnen, seit sie in Notre-Dame eingetroffen waren? Ihr Aufenthalt dort kam Henri wie eine halbe Ewigkeit vor. Und jetzt waren sie schon seit drei Tagen durch eine menschenleere, wüste Landschaft geritten, in der nur Spuren von Wolfsrudeln und vereinzelt Bären von Leben kündeten.

Sie hatten vermieden, sich kleineren Ansiedlungen zu nähern, die auf ihrem Weg lagen, da sie nicht wussten, wie weit das Gerücht über ihre Taten in Notre-Dame gedungen war. Erst als sie die Somme erreichten, beschlossen sie, nach Amiens einzureiten, denn Henri wollte einen Gottesdienst besuchen.

Am letzten Tag des Monats Juni feierte man hier das Hochfest der Apostel Petrus und Paulus. Petrus, der Fels, der eigentlich Simon hieß, war einer der ersten Jünger Jesu gewesen. Zu ihm hatte Jesus am See Genezareth gesagt: »Folge mir nach, ich will dich zum Menschenfischer machen.« Henri wusste, was Jesus damit gemeint hatte – er wollte die Menschen für sich einnehmen, um ihnen seine Liebe zu geben und ihnen ein Vorbild zu sein. Du bist Petrus, dachte Henri, als er den Chorraum der Kirche erreicht hatte. Und auf diesem Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ja, dachte Henri, in diesem festen Glauben hat die Angst keine Gewalt, die Furcht vor

Bestrafung weicht, und auch Hexenspuk und Zauberei vermögen nichts. Es kommt auf das Vertrauen der Menschen an.

Henri kniete nieder und betete. Er erinnerte sich an die Erzählung aus der Bibel. Wie Paulus, der zunächst ein erbitterter Feind und Verfolger der Jerusalemer Gemeinde gewesen war, vor den Toren von Damaskus eine Begegnung mit Christus gehabt hatte, die sein Leben veränderte. Aus dem Verfolger wurde ein Verkünder der frohen Botschaft, der Heidenapostel, der das Evangelium über das römische Reich verbreitete. Petrus und Paulus wurden die Apostelfürsten. Man nannte ihre Namen stets in einem Atemzug und verehrte sie fast immer gemeinsam.

Damals, dachte Henri, während er ein Kreuz schlug, war der Glaube tief und unerschütterlich gewesen. Er hatte die Menschen geborgen wie ein rettendes Schiff auf einem sturmgepeitschten Meer. Dann allerdings hatte man in seinem Namen Ungerechtigkeiten begangen. Heute ist unser Glaube nur noch im Herzen des Einzelnen verankert, denn die Kirchenfürsten haben uns verraten. Wir müssen uns den Zugang zum Herrn wie durch Feindesland bahnen, jeder für sich allein. Außerhalb dieses Weges gibt es nichts.

Henri lauschte den Gesängen in der Kirche. Ihre Texte erzählten davon, wie Petrus und Paulus am gleichen Tag ermordet worden waren – Petrus hatte man gekreuzigt, Paulus enthauptet. Seitdem feierten die Christen im gesamten Abendland diese Märtyrer, Petrus in den Kirchen, Paulus auf den Straßen.

Petrus hat als Erster den Glauben an Christus bekannt, dachte Henri ehrfürchtig, und aus Israels heiligem Rest die erste Kirche gebildet. Wir verehren ihn wie jemanden, den wir persönlich kennen. Und Paulus empfing die Gnade tiefer Einsicht und die Berufung zum Lehrer der Heiden. Könnte

auch ich zu einem Lehrer des Glaubens werden?, fragte sich Henri. Vielleicht in einer Welt, in der auch ein Mensch wie Uthman an meiner Seite lehren dürfte. Oder einer wie Joshua. Solange wir es nicht gemeinsam tun können, weil wir uns Christenmenschen mit Höllenzauber und Hexenspek vom Leib halten müssen, solange kann die Verkündigung des Glaubens nicht der Zweck unseres Lebens sein.

Wie schade ist das!

Henri verharrte in seiner knienden Position. Er hielt die Hände gefaltet und sah hinauf zum Kreuzifix. Inbrünstig dankte er Jesus für seine Opfer. Er schämte sich dafür, dass ihm jetzt in den Sinn kam, wie Uthman die Verfolger im Wald von Notre-Dame in Schach gehalten hatte. Dies war weiß Gott keine Missionsarbeit gewesen. Aber eine Lehre für die im Aberglauben befangenen Verfolger gewiss. Ob sie diese Lehre allerdings begriffen hatten, blieb ungewiss. Hatte das, was sie gesehen hatten, nicht nur ihre Furcht verstärkt und ihren Hass auf die vermeintlichen Teufel, den Templer, den Juden und den Muslim?

Als Henri aufstand und zu den Mönchen hinüberging, wo der Kelch mit dem Messwein herumgereicht wurde, erinnerte er sich dennoch lebhaft und mit innerer Heiterkeit an die vergangenen Tage. Uthman hatte seinen klaren Verstand benutzt, seinen hellen Geist, um die Verfolger zu täuschen. Mittels einer besonderen Mixtur, die er niemandem verriet, hatte er Feuer und Rauch erzeugt, seine kleinen Dschinn, die die Verfolger in Furcht versetzt hatten. Er hatte Madeleine an Seilen und Schnüren über die Bäume schweben lassen, begleitet von Explosionen, die ein dunkles Pulver ausgelöst hatte. Er hatte das Echo des Steinbruchs benutzt, um den Eindruck zu erzeugen, es spräche eine Untote. Uthman war gewitzt genug gewesen, den dumpfen Aberglauben und die Furcht vor der Hölle auszunutzen. Und das Schlimmste war,

dass er dazu jedes Recht besessen hatte. Denn ihre Verfolger hätten sie unbarmherzig getötet, wie sie auch alles vernichtet hätten, das ihnen fremd und unverständlich erschienen wäre.

In Notre-Dame hatte ein Scheiterhaufen gebrannt.

Henri löste sich einen Moment lang von der Apostelfeier. Er dachte an Uthman, an den treuen Gefährten, den er im Heiligen Land kennen und in Cordoba schätzen gelernt hatte. Würde er mit Madeleine glücklich werden? Das Mädchen schien schon jetzt Heimweh zu haben. Und die Sehnsucht nach ihrer Mutter war ihr ebenso anzusehen, vielleicht trauerte sie sogar ein wenig ihrem Stiefvater hinterher. Es war das erste Mal, dass sie von ihnen getrennt war.

Wie sahen Uthmans und Madeleines Zukunft aus, wenn ihr Weg nur aus Not und Verfolgung bestand? Zukünftige Verfolger würden nicht immer so leicht in die Flucht zu schlagen sein wie im Wald von Notre-Dame.

Henri dachte daran, dass an diesem letzten Tag im Juni auch Maria Heimsuchung gefeiert wurde. Die Franziskaner ehrten dieses Ereignis als Einzige. Sie erinnerten damit daran, dass Maria ihre Verwandte Elisabeth besucht hatte, die mit ihrem Sohn Johannes, dem späteren Täufer, schwanger ging. Als die beiden Frauen sich begegneten, hüpfte das Kind in Elisabeths Leib. In der Begegnung der beiden Frauen wird die des zukünftigen Erlösers mit seinem Vorboden und Wegbereiter, Johannes dem Täufer, vorweggenommen. Uthman und Madeleine sollten an Kinder denken, dachte Henri. Es wäre eine Vermählung zwischen einem Moslem und einer Christin, die unsere Welt reicher machen würde. Ihr Kind könnte eine Art Erlöser von Aberglauben und Furcht vor dem Bösen werden.

Aber könnte ein solches Kind überleben? In einer kleinen Gemeinschaft von Freunden, die von Feindseligkeit umgeben

war? Es wäre zumindest ein wunderbares Zeichen, das auf andere ausstrahlen könnte.

Sie müssen selbst wissen, was sie tun, dachte Henri. Gott in seiner Güte wird ihnen den Weg dazu weisen. Und dabei ist es egal, ob es mein Gott ist oder Uthmans Gott. Es ist derselbe Gott. Unser Herr.

Henri stand auf, verbeugte sich gegen das Kreuz und ging hinaus. Dabei entdeckte er, dass auch Madeleine in der Kirche war. Sie betete bei den Frauen auf der Galerie. Er nahm ihre Blicke wahr, und ihm schien, als hätte die junge Frau seine Gedanken hören können.

Draußen warteten die Freunde auf ihn. Sean, der die Aufgabe übernommen hatte, die Pferde aus dem städtischen Stall zu holen, kam gerade angelaufen, als Henri vor das Kirchenportal trat. Kurz darauf kam auch Madeleine aus der Kirche und streifte das Tuch von ihren blonden Haaren, das sie in der Kirche übergezogen hatte. Sie lächelte ein unergründliches Lächeln, das bis in die geschwungenen Augenwinkel strahlte.

Die Gefährten saßen auf und wandten die Pferde erneut nach Osten. Bei Abbeville führte eine große Holzbrücke über die Somme. Dorthin wollten sie.

Der Ritt durch das weite Land unweit des Meeres wurde zu einer Prüfung. So karg das Land war, das vor ihnen lag, so sehr bemühten sich die Gefährten, Ordnung und Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Was lag vor ihnen? Was wollten sie erreichen? Und wie würden sie es durchsetzen?

Henri kam immer mehr zu der Überzeugung, dass es sich lohnen würde, für die Versöhnung der Religionen und Kulturen zu streiten. Das wäre ein Weg, den auch die Freunde mit ihm gehen könnten, dachte er. Wir sollten nicht Hass säen, sondern Frieden.

Da hörte Henri plötzlich Uthman sprechen, der zu Madeleine sagte: »Wir haben ein arabisches Schöpfungswort, es heißt *kun*. Es besteht nur aus zwei Buchstaben, denn Vokale kennt unsere Sprache nicht. Die Buchstaben *K* und *N* sind für uns wie das Leben selbst, das aus endlosen Gegensätzen besteht, wie dem Einatmen und dem Ausatmen, dem Tag und der Nacht. In diesem Wechselspiel zeigt sich Gottes Weisheit. Er schenkt das Leben und nimmt es. Er erhöht den Menschen und erniedrigt ihn. Er presst unser Herz zusammen und dehnt es kurz darauf schon wieder vor Freude...«

Uthman lenkte sein Pferd um einen umgestürzten Baumstamm. Dann fuhr er fort: »Er ist der Gewaltige, der Übermächtige ebenso wie der Liebevollste und Stille. Es sind diese göttlichen Eigenschaften, durch die der Mensch Gottes Wesen erahnen kann, das Wesen meines Gottes, der sich im Gesetz des Korans offenbart hat, wo er als Schöpfer und Erhalter, als Herr des Gerichtstages und als der Vergebende gleichzeitig erscheint.«

»Verderbe mir Madeleine nicht«, flachste Joshua. »Madeleine, höre ihm nicht zu, er macht noch eine tief gläubige Anhängerin Mohammeds aus dir!«

»Und? Wäre das falsch?«, fragte Madeleine zurück. »Wenn ich ihn doch liebe?«

»Gewiss nicht«, antwortete Joshua. »Aber prüfe dich, ob du es wirklich willst! Frage dein Herz, bevor du dich entscheidest.«

»Höre nicht auf ihn«, sagte Uthman. »Wir sind eins. Wir glauben an denselben Gott. Es gibt keine Gottheit außer Gott. Und Mohammed – Friede sei mit ihm! – ist sein Gesandter. Dieses Bekenntnis kann jeder unterschreiben, egal, ob er rechtgläubig, Christ oder Jude ist.«

»Jeder, der lesen und schreiben kann«, fügte Joshua munter hinzu. Mittlerweile schien er sich von den Strapazen endgültig

erholt zu haben. »Was Christen bekanntermaßen nicht können.«

Während sie durch das weite Land ritten, sprachen die Freunde über die Geschehnisse in Notre-Dame. Sie überlegten, welche Lehren daraus zu ziehen seien. Auch Sean beteiligte sich an der Diskussion. Eine Frage tauchte dabei immer wieder auf: Was würde ihnen die Zukunft bringen?

Joshua drückte seine Sorgen um die Zukunft so aus: »Gibt es für uns mehr als den Raum zwischen zwei Schlägen unseres Herzens, zwischen zwei Atemzügen? Gibt es mehr als Hell und Dunkel, Spiel der Gezeiten, Wechsel der Jahreszeiten? Gehen wir weiter im Kreis, oder können wir unser Leben selbst in die Hand nehmen? Und wenn wir es können, was werden wir dann damit machen? Werden wir unsere Wünsche erfüllen?«

»Welche Wünsche würden das sein?«, fügte Henri hinzu. »Und welche Kämpfe werden wir austragen müssen, um sie zu verwirklichen?«

Ein großer Teil des Landes, durch das sie hinter Abbeville ritten, war von dichten Wäldern bedeckt. Sie mussten sich mühsam ihren Weg bahnen. Die schmalen Wege durch den Wald boten ideale Angriffsmöglichkeiten für Wegelagerer und Straßenräuber, die in diesem Landstrich überall zu befürchten waren, aber glücklicherweise blieben die Gefährten verschont. Das Gelände wurde hügeliger, die Tannenwälder wurden immer dichter. Madeleine sagte kaum noch ein Wort.

Als die Wälder sich lichteten, ließen sie ihre Pferde galoppieren. Jetzt breiteten sich ausgedehnte Äcker vor ihren Blicken aus. Sie sahen Frauen mit Kopftüchern auf den Feldern. Die Luft war warm und trocken, es roch nach etwas, das der Wind von Norden herüberwehte. Die See war nicht weit.

Dunkle Steinburgen zeigten sich manchmal über winzigen Dörfern, und die Freunde bemühten sich, außer Sichtweite zu bleiben. Am Rand der Dörfer waren zuweilen mächtige Herrenhäuser aus Holz mit kunstvoll verzierten Vorbauten und Terrassen zu sehen, und die Gefährten fragten sich, welche Herren dort lebten. Sie mochten von der Arbeit der Landleute zehren, die ihr Vieh auf die satten Weiden trieben und die Äcker bestellten. Das Land wirkte saftig und fruchtbar.

Die Gefährten jagten Kleinwild, Uthman und Joshua sammelten Kräuter und brietten die Speisen für alle über den täglichen Lagerfeuern. In den Flüssen, die klares, schmackhaftes Wasser führten, konnten sie köstliche Fische fangen. In der Dunkelheit versorgten sie sich mit Obst aus Gärten, die an ihrem Weg lagen, vor allem mit Kirschen und Sommeräpfeln, von denen es eine Überfülle gab. Sie dachten, dass sie alles besaßen, was sie brauchten, und wunderbar friedlich lebten, solange sie auf den Kontakt mit Menschen verzichteten.

»Die Menschen sind immer ein Problem«, sagte Uthman.
»Man muss sie erziehen, damit sie Frieden halten.«

Einmal kamen sie in ein Dorf, dessen Häuser Steinfundamente und kegelförmige Dächer aus Reisig besaßen. Zu ihrer Überraschung trafen sie dort auf eine jüdische Familie. Joshua sprach mit den Leuten. Sie lebten in einem Haus ohne besonderen Schutz. Ein alter Mann, an dem alles grau war, sagte »Shalom!« und lud die Freunde zu sich ein.

Die Gefährten nahmen die Einladung gerne an und wurden in eine bescheiden möblierte Hütte geführt. Ein Feuer brannte, es roch nach Rauch und Kräutern, ein junges Mädchen brachte nasse Tücher, damit sich die Besucher erfrischen und säubern konnten. Sie setzten sich an die Feuerstelle und tranken eine dünne Suppe, zu der ihnen etwas Brot gereicht worden war.

»Wie ist es, hier zu leben?«, fragte Joshua den alten Mann, der sich ihnen als Meier Arras vorgestellt hatte, nach einer Weile.

Dieser legte sein faltiges Gesicht in noch mehr Falten, kratzte sich seinen Bart, rückte die Kippa auf seinem schütterten Haar zurecht und antwortete schließlich mit einer hohen Stimme: »Wir haben Nahrung und Wasser.«

»Und dürft ihr eurer Religion nachgehen?«, wollte Joshua wissen.

»Wenn wir sie nicht vor den Augen der anderen ausüben, ist es erlaubt«, erwiderte Meier Arras.

Erst jetzt sahen die Gefährten, dass die Frau des Alten quer über dem Gesicht eine lange Narbe hatte. Sie versuchte, ihr Gesicht mit einem Tuch zu verdecken, als sie sah, dass die Gefährten sie beobachteten, und wandte sich dann rasch dem Feuer zu.

»Warum zieht ihr nicht fort?«, fragte Joshua. »Nach Süden zum Beispiel. Dort können wir Juden uns freier bewegen.«

»Wir wurden vor zehn Jahren aus dem Süden vertrieben und vor zwei Jahren hier angesiedelt«, erwiderte der Alte. Unwillkürlich begann er, auf seinem Schemel langsam vor- und zurückzuschaukeln. »Wir lebten in Aigues-Mortes, bis die Soldaten des Königs kamen und uns alles nahmen.«

»So war das«, sagte Joshua traurig. »Wir Juden sind überall im Weg.«

»Wir vertrauen hier dem Rabbi, der drei Dörfer weiter lebt. Er sagt uns, was wir tun sollen. Im Moment besteht keine Gefahr. Und ich habe meine Bücher, um nicht vom richtigen Weg abzukommen.«

»Der Herr sei mit euch!«, sagte Joshua. »Und beschütze euch auf all euren Wegen.«

»Und er sei mit dir und deinen Gefährten«, sagte Meier Arras.

Schon bald nach diesem Gespräch brachen die Gefährten auf und ritten weiter. Sie kamen in ein Gebiet, wo es viele kleinere Seen gab, und Madeleine freute sich, dass sie sich hier einmal ausgiebig waschen konnte. Sie zog sich splitternackt aus und sprang ins Wasser. Uthman durfte zusehen, wie sie schwamm und ausgelassen planschte. Ihr Anblick tat ihm so wohl, dass er es ihr schließlich gleich tat und ebenfalls ins Wasser sprang. Die Gefährten lagerten weiter entfernt und vernahmen eine Zeit lang nichts anderes als das Platschen von Wasser. Es war, als ließe sich ein Schwarm von Kormoranen auf dem See nieder.

Bald kamen die Gefährten an einen reißenden Fluss. Sie beschloßen, ihn zu überqueren, mussten allerdings lange nach einer Furt suchen. Als sie dann endlich eine gefunden und ihre Pferde behutsam hindurchgelenkt hatten, erwartete sie am anderen Ufer ein in der Gegend ungewohnter Anblick: Hinter Bäumen erhob sich ein schlankes Minarett.

Die Gefährten ritten näher, und als sie kurz hinter dem Wald ein kleines Dorf erreichten, erkannten sie, dass das Minarett tatsächlich zu einer Moschee gehörte. Im Dorf war aber niemand zu sehen. Uthman ritt allein weiter, die Gefährten warteten am Waldrand. Vor dem weißen, bescheidenen Gotteshaus aus Holz zügelte der Sarazene sein Pferd und saß ab. Nirgendwo zeigten sich Menschen. Er trat in den Hufeisenbogen des Eingangs, er musste sich bücken und blickte in den Innenraum. Er sah Teppiche auf Holzboden und zwei kleine, weiße Säulen, die den Gebetsraum trugen. Der einzige Schmuck war eine blaue Fliese in jeder Säule, die zusammen ein hübsches Band ergaben.

Plötzlich nahm er einen Mann wahr, der neben dem Eingang kniete. Er starrte in einen Würfel, der poliert schien, denn er glänzte.

»Allah ist groß! Er sei gepriesen! Mein Gruß dir!«, sagte Uthman. Der andere nickte, blieb aber stumm.

Uthman ließ sich auf die Knie nieder, wischte mit einer Hand über den Boden und verbeugte sich in die vorgeschriebene Richtung, bis seine Stirn den Boden berührte. Dann setzte er sich mit untergeschlagenen Beinen neben den Fremden. Er sah den anderen an, der einen taubenblauen Turban um den Kopf geschlungen hatte und einen weiten Umhang trug. Er blickte aus braunen, glänzenden Augen, die wie kleine Boote in einem weichen, bleichen Gesicht schwammen.

»Auch ich bin ein Rechtgläubiger«, sagte Uthman. »Und ich bin sehr verwundert, einen Ort wie diesen in dieser Gegend zu finden. Erzähle mir etwas darüber.«

Der andere schüttelte zunächst den Kopf. Doch dann räusperte er sich und legte den glänzenden Würfel, in dem er sich betrachtet hatte, auf den Boden.

»Sie sind alle fort, ich bin der Einzige, der noch hier ist«, sagte er mit brüchiger Stimme.

»Wie ist es möglich, dass hier eine Moschee steht?«

»Abdallah ibn Chatir kam hierher und baute das Bethaus. Dann vertrieb man ihn und seine Sippe. Die christlichen Eselsschwänze duldeten nicht, dass er nachdachte und seinen Kopf nicht nur besaß, um seinem Hut damit Halt zu geben.«

Uthman nickte. Solche Nachrichten kannte er. »Was warf man Abdallah vor?«

»Die Christen hier in Louvrier können nur bis hundert zählen, und selbst das beherrscht nur eine Hand voll. Abdallah ibn Chatir hingegen kannte, wie jeder gute Muslim, die einhundertvierzehn Suren des Koran auswendig. Die Christen hielten ihn deswegen für einen Mann des Teufels.«

»Weil er den Koran kannte?«

»Er konnte auch Licht erzeugen.«

Jetzt war es Uthman, der längere Zeit stumm blieb.

»Erzähle mir davon«, bat er sein Gegenüber schließlich.

Der andere seufzte. Uthman begriff, dass ihm die Erinnerung nicht leicht fiel. Er wollte ihm gerade bedeuten, dass er nicht auf der Erklärung bestand, als der andere zu reden begann.

»Unser Abdallah ist ein kluger Mann«, sagte er. »Er folgte nicht der Lehrmeinung der Christen, dass unsere Augen Lichtstrahlen aussenden, die das Sehen bewirken. Er glaubte, dass die Gestalt des wahrgenommenen Gegenstandes in das Auge hineinstrahlt. Dafür bezichtigte man ihn der Ketzerei.«

»Die Christen haben ihre eigenen Gelehrten, Ptolemäus und Euklid, und die behaupten das Gegenteil«, sagte Uthman. »Wenn man deren Lehrmeinungen, ebenso wie die der anderen großen christlichen Gelehrten, anzweifelt, ist man sofort der Feind der Christen, ich kenne das.«

»Sie vertrieben Abdallah. Sie sagten, es sei Häresie, wenn man die Ausbreitung des Lichtes untersuche. Das Licht käme von Gott, und es breite sich nicht aus. Schon gar nicht habe der Mensch daran Anteil.«

»Unsere arabischen Gelehrten wissen es besser«, sagte Uthman.

»Ja, aber ihr Wissen gilt hier nichts. Im Gegenteil, es erregt Misstrauen und Verdacht. Der große Kamaladdin al-Farisi war vor ein paar Jahren hier, er besuchte Abdallah. Da erkannte ich, dass Abdallah ein bedeutender Mann war. Zusammen mit Kamaladdin al-Farisi bestimmte er die Farben des Regenbogens, die durch zweifache Brechung des Sonnenstrahls im Wassertropfen entstehen. Ich sehe sie noch vor mir, mit ihren Instrumenten. Sie mussten unseren Ort über Nacht verlassen.«

»Immerhin haben die Christen den Bau dieser Moschee erlaubt«, wandte Uthman ein. »Sie waren großzügig, man hätte sie nicht kränken dürfen.«

Der Muslim nickte. »Abdallahs Geheimnisse waren zu groß. Er wusste Dinge von Erde und Himmel, die sie nicht wussten. Er hätte alles für sich behalten sollen, dann wäre er noch hier. Und unsere kleine Gemeinde würde hier noch beisammen sein.«

»Was lehrte Abdallah sonst noch?«

»Er führte die Zahl Null ein, die die Christen nicht kannten. Plötzlich konnten alle rechnen. Aber die Kirchenfürsten vertrieben ihn dennoch.«

»Die Null? Aber die Christen kennen dieses Zahlzeichen doch.«

»Es stimmt, dass Kaiser Friedrich II. seine Einführung schon vor mehr als zwei Menschenleben erlaubte. Aber dieser christliche Kaiser galt als ein Freund des Islam, deshalb halten viele Christen die Null noch immer für ein Zeichen der Ketzer.«

»Aber was ist so schlimm daran, die Zahl Null zu kennen?«, fragte Uthman. »Das verstehe ich nicht.«

Der Muslim beugte sich vor. »Die Null ist in den Augen der Christen Teufelswerk, weil man sie nicht sehen kann. Sie steht vor der Eins, die man sehen, auch anfassen kann. Die Null jedoch befindet sich in einem Abgrund, der dort klafft, wo die Zahlen beginnen – so sagen die Christen –, deshalb glauben sie, dass der Teufel sie geschickt hat.«

»Es ist ein schmaler Grat, auf dem man wandelt, wenn man mit Christen zusammenlebt«, sinnierte Uthman.

»Christen sind Kinder, die sich ängstigen. Vor allem vor Menschen, die Wissen besitzen, das sie selbst nicht haben. Sie glauben, dieses Wissen und diese Menschen könne nur der Teufel geschickt haben.«

»Es sind gefährliche Kinder«, murmelte Uthman, der sich nur an Notre-Dame zu erinnern brauchte.

»Bist du allein, oder hast du Gefährten bei dir?«, fragte der alte Mann plötzlich. »Wenn du noch Freunde in der Nähe hast, dann lass sie herkommen. Sie werden Hunger haben, ebenso wie du.«

»Hab Dank für deine Einladung, mein Freund. Aber was ist mit dem Ort? Droht von dort Gefahr?«

»Die Bewohner verstecken sich überall. Wahrscheinlich belauern sie uns auch in diesem Moment. Bisher haben sie mir nichts getan, denn sie trauen sich nicht in die Nähe der Moschee. Du wirst es kaum glauben, aber sie denken, die Moschee sende ungünstige Dämpfe aus, an denen sie sich anstecken könnten. Solange ich drinnen bleibe, bin ich in Sicherheit.«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Uthman. »Vielleicht solltest du doch besser fortgehen! Wir trafen vor kurzem einen Juden mit seiner Familie ganz hier in der Nähe, der ebenfalls in ständiger Bedrohung lebt. Ihm rieten wir dasselbe.«

»Wohin sollte ich denn gehen?«

»Nach Süden. Ich lebe beispielsweise in Cordoba, wo Rechtgläubige sich frei bewegen können. Ziehe dorthin, wenn es dir möglich ist. Es ist eine schöne Stadt mit einem angenehmen Klima.«

»Und warum bist du dann nicht in Cordoba, sondern hier, wo Gefahr droht?«

»Manchmal hat man Dinge zu erledigen, für die man reisen muss, vor allem, wenn man Freunde hat, denen man helfen möchte und deren Pläne einen zum Reisen zwingen.«

Der Alte nickte. »Freunde sind das Wichtigste im Leben«, sagte er. »Wir sollten sie daher nicht vernachlässigen. Aber wir müssen trotzdem immer auf die Stimme in unserem Inneren hören. Nur dann ist Allah ganz bei uns.«

»Die Wege Allahs – er sei gepriesen – sind unergründlich.«

»Das sind sie.«

Uthman stand auf. »Lebe wohl, mein Bruder. Wir reiten weiter. Wir meiden aus gutem Grund christliche Orte, in denen der Aberglaube wütet.«

»Allah sei mit dir und deinen Freunden!«

»Er sei auch mit dir! Gelobt sei Allah!«

Kurz nach diesem Ereignis erreichten die Gefährten Crécy. Der kleine Ort erwies sich als einer der gefährlichsten. Zwar gab es hier keine Seuchen und auch keine Soldaten, dafür aber einen Priester, der zu den gottesfürchtigsten Kriegern gehörte.

Sie begegneten Abbé Pierre, als sie auf das Kloster der Benediktiner zuritten. Sie wollten nach langer Zeit wieder einmal hinter festen Mauern übernachten und hofften, dort Unterschlupf zu finden. Und da lief ihnen plötzlich Abbé Pierre über den Weg.

Sean hätte den dicken Priester im Büßergewand, der unversehens hinter einem Stall hervorgetreten war, beinahe umgeritten. Er zügelte sein Pferd mit einem kräftigen Ruck, es bäumte sich auf und keilte vorn aus. Der Geistliche mit den in die Stirn gestrichenen fettigen Haaren starrte die Gefährten an, als sähe er einen Höllenspuk. Sein rotes Gesicht mit den fleischigen Lippen entspannte sich nur langsam. Dann lächelte er.

Sean war vom Pferd gesprungen und entschuldigte sich wortreich. Der Priester legte ihm die Hand auf den Kopf.

»Schon gut, schon gut. Ihr seid fremd hier, nicht wahr? Ihr werdet hungrig sein. Ich lade euch ein. Bitte seid meine Gäste, das schuldet ihr mir.«

»Nun, wir wollten eigentlich ins Kloster...«, hob Henri an, doch er kam nicht weit. Abbé Pierre fiel ihm mit einem ausgiebigen Redeschwall ins Wort.

»Wir werden ein kräftiges Mahl zu uns nehmen. Und auf den Schreck trinken wir einen guten Schluck. Ihr könnt auch in meinem Haus übernachten, zumindest die junge Dame wird ein weiches Bett schätzen. Im Kloster schlaft ihr auf dem nackten Boden.«

Henri war diese Einladung nicht ganz geheuer. Der Abbé wirkte auf den ersten Blick ein wenig unzivilisiert auf ihn, aber er konnte die Einladung kaum abschlagen, und so nahm er sie notgedrungen an. Sean war noch immer erschrocken und schuldbewusst. Die anderen ließen sich von der Aussicht auf einen gut gedeckten Tisch überzeugen.

Die Gefährten waren überrascht, zu sehen, wie unbescheiden der Geistliche lebte. Zwei Haushälterinnen und eine Köchin kümmerten sich um ihn. Sein Haus war geräumig, es besaß sogar einen Vorratskeller, was außerhalb eines Klosters äußerst unüblich war. Abbé Pierre ließ am Abend so reich auftragen, dass die Gäste aus dem Staunen nicht mehr herauskamen. Misstrauisch beobachtete der Geistliche unterdessen Joshua und Uthman, die gewisse Speisen mieden. Aber Sean und Henri langten kräftig zu. Und auch Madeleine ließ es sich schmecken.

Besonders an dem Mädchen schien der Priester einen Narren gefressen zu haben. Er ließ sie kaum aus den Augen und schenkte ihr immer wieder roten Wein nach. Henri übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Denn er wollte auf jeden Fall vermeiden, dass der Priester irgendeinen Verdacht schöpfte.

Und auch der Priester erzählte munter einige Geschichten. Die Gefährten erfuhren, dass Crécy für seine Frömmigkeit berühmt war. Von hier aus pilgerten Wallfahrer in alle Teile des Landes, es gab sogar eine Schule für fromme Sünder, in

der man lernen konnte, wie man gottgefällige Buße tat. Die Geißler, die Henri auf den Straßen der Bretagne gesehen hatte, waren von hier aus losgezogen.

Abbé Pierre war bekannt für seine Totengänge. Er übte diese Pflicht für die ganze Region aus.

»Ich sehe die Zeichen des Todes als Erster«, sagte er. »Dann mache ich mich in Begleitung eines Jungen auf den Weg zu dem Sterbenden, um die Sakramente zu spenden. Überall vertraut man mir die Fürbitten für ihr Seelenheil an, denn mitten im Leben sind wir ja vom Tod umgeben.«

Madeleine war anzusehen, dass ihr dieses Gespräch unheimlich war. Sie fürchtete sich vor dem Tod. Als Kind war sie einmal von einem Bären angegriffen worden und nur um Haaresbreite dem Tod entronnen. Uthman legte ihr tröstend die Hand auf den Arm, was der Priester wohl bemerkte.

Er sprach allerdings weiter, als hätte er nichts gesehen. Es bereitete ihm sichtlich Genuss, von seinem Amt zu berichten.

»Wenn ich zu den Versehgängen aufbreche, die mich zu den Sterbenden führen, verkaufe ich gleichzeitig Ablässe. Ich gestehe, dass ein Teil meines Wohlhabens daherrührt. Aber sind wir nicht alle Sünder? Werde ich gerufen, lasse ich die größte Kirchenglocke läuten, damit die gesamte Pfarre hört, dass ihr Seelsorger und Versehgänger unterwegs ist. Das Volk strömt inzwischen aus den Häusern und folgt mir in gebührendem Abstand zum Haus des Sterbenden. In der Nacht lasse ich mich von vier singenden Schülern in Chorröcken mit Laternen und brennenden Kerzen begleiten. So nimmt der Tod, wenn er mich kommen sieht, manchmal Reißaus. Ja, das ist schon vorgekommen. Wenn es zu spät ist, stirbt der Kranke. Aber ich sehe den Tod dennoch, wie er am Sterbebett lauert. Er hat jedoch keine Gewalt mehr über den Verstorbenen. Er folgt uns bis zum Begräbnis auf dem Gottesacker, aber ich

halte ihn auf Abstand. Irgendwann gelingt es mir dann, ihn gänzlich zu vertreiben.«

Dem Christen Henri waren solche Reden über den Tod geläufig. Madeleine fand sie allerdings noch immer unheimlich. Uthman blinzelte ihr aufmunternd zu.

»Natürlich dürfen die Verstorbenen keine eigenen Leichentücher verwenden«, fuhr Abbé Pierre kauend fort. »Meine Pfarre verleiht oder verkauft sie. Auch Totenschilder verkaufe ich allein. Und ich habe durchgesetzt, dass Schwarz die Farbe des Leichenbegängnisses geworden ist – vor bunten Farben schreckt der Teufel nicht zurück. So verdiene ich an allem, Gott möge mir verzeihen. Aber ich sehe die Zeichen des Todes eben auch früher als alle anderen. Es ist eine Gabe, die der Herr mir verliehen hat. Und ich verdiene überaus gut daran.«

»Eher gelangt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Wohlhabender ins Himmelreich«, sagte Henri trocken. Der Priester zuckte zusammen.

»Du kennst die Bibel, mein Sohn«, sagte er dann, »aber heißt es nicht auch: Wer für sein Auskommen sorgt, handelt gottgefällig?«

»So heißt es«, entgegnete Henri knapp.

»Deshalb habe ich die Totenfeiern ausgedehnt. Wir feiern dreißig Tage, dann erreicht die Trauer ihren Höhepunkt. Ich halte Vigilien, Seelenmessen, Grabbesuche ab. Meine Gemeinde soll des Todes eingedenk bleiben. Denn wir alle sind mitten im Leben vom Tod umgeben.«

»Das weiß jeder Christ«, sagte Henri.

»Meine Schäfchen müssen auch erkennen, wie gut und erstrebenswert der Märtyrertod der Heiligen ist. Sie müssen ihnen nacheifern – obschon sie ihre Größe natürlich nie erreichen werden. Ihre Gottesfurcht und Demut werden so nicht nachlassen. Darüber hinaus versuche ich, meiner

Gemeinde vor Augen zu halten, wie nahe uns das Jüngste Gericht ist, jener Tag, an dem sich entscheidet, wer in den Himmel aufsteigt und wer in die Hölle hinabfährt.«

»An diesem Tag wird der Mensch aber auch erkennen, dass seine weltlichen Erfolge und Reichtümer, also all das, was er erreicht hat, nichtig sind«, wandte Henri ein.

»Richtig, mein Sohn! Er wandert zum Himmelstor oder fällt in den Höllenschlund, und dort ist er allen anderen gleich.«

»Er ist ihnen zuvor schon gleich, sobald ein Urteil über ihn gesprochen wird. Schon dann zählt nicht mehr sein weltlicher Reichtum, sondern nur, ob er ein wohlgefälliges Leben geführt hat.«

»Aber Gott kann vergeben! Er wird vergeben! Das ist die Lehre Christi, die frohe Botschaft.«

»Also, ich weiß nicht recht...« Henri hatte das Gefühl, seine Worte drangen gar nicht bis zu Abbé Pierres Bewusstsein vor.

»Jedenfalls«, fuhr der Priester fort, »kommt es darauf an, die Schäfchen ständig in Furcht zu halten. Dem über das Feld gehenden Bauern muss klar sein, dass das Jüngste Gericht jederzeit hereinbrechen kann, er muss stets vorbereitet sein. Er denkt an jedem Ort an mich und denkt daran, dass ich ihn sehe und begleite. Die Qualen im Fegefeuer stehen ihm vor Augen – und ich allein kann sie mindern, wenn er meinen Ablass erwirbt. Denn nicht der ewigen Seligkeit muss er sich allzeit bewusst sein, sondern der höllischen Qualen. Von Teufeln auf ewig beigebrachte Schmerzen sind weit eindringlicher vorstellbar als das Glück, mit Engeln und Heiligen in Ewigkeit vereint zu sein.«

»So erzieht ihr die euch anvertrauten Menschen zu einem gottgefälligen Leben?«, fragte Henri.

»Genau so.«

»Aber wenn sie gottgefällig leben, wird doch nicht die Hölle auf sie warten.«

»Nein, aber wenn sie die Hölle nicht fürchten, werden sie nicht gottgefällig leben. Und nur darauf kommt es an. Daher müssen sie in ständiger Furcht leben. Sie müssen immer den Tod vor Augen haben! Auch auf Abbildungen und Kirchenfenstern. Der Tod muss wie der Teufel allgegenwärtig sein. Auch das schönste Mädchen kann sich dem nicht entziehen.«

»Lasst uns doch einfach essen und trinken«, entgegnete Madeleine daraufhin schüchtern. Abbé Pierre hatte sie bei seinen letzten Worten bewusst eindringlich angestarrt. »Mir vergeht sonst noch der Appetit.«

Abbé Pierre lachte. »Du hast Recht, mein Mädchen. Lassen wir dieses Thema ruhen. Ihr werdet noch Gelegenheit genug haben, darüber nachzudenken.«

Sie atmeten auf und aßen und tranken bis in die Nacht hinein. Der Priester erzählte vom Leben in der Region. Ängstliche Frömmigkeit schien alles zu beherrschen. Es war hier nicht anders als in all den Gegenden, durch die die Gefährten auf ihrem Weg nach Crécy gekommen waren.

Die Kirchenglocke schlug ein Uhr. Man legte sich zum Schlafen nieder. In einem größeren Raum lagen zwölf frisch aufgeschüttete Strohsäcke mit Decken, darauf legten sich die Gäste nieder. Am nächsten Morgen wollten die Freunde entscheiden, ob sie für einige Tage ins Kloster umziehen würden.

Mitten in der Nacht wachte Madeleine auf. Sie verspürte den Drang, sich zu erleichtern. Sie stand leise auf, entzündete eine Kerze, stieg ein paar Stufen hinab und ging hinaus zum Abort. Überall war es still und dunkel. Als sie ins Haus zurückkam, hörte sie allerdings ein Geräusch.

Madeleine lauschte. Etwas, ganz in ihrer Nähe, raschelte. Eine Maus, dachte sie. Dann hörte sie jedoch, wie jemand schwer atmete. Und eine Stimme sagte, nahe an ihrem Ohr:

»Sinnlich, mein Mädchen, sehr sinnlich. Ich habe dir zugesehen.«

Madeleine erschrak und stieß einen leisen Schrei aus. Eine Hand legte sich auf ihren Mund.

»Wer wird denn...?«

»Was wollt Ihr?«

Abbé Pierre kicherte. »Es ist schön, wenn ein entblößtes Mädchen dem Gerippe gegenübersteht. Der Tod nimmt es gern.«

»Was wollt Ihr? Was soll das bedeuten?«

»Das Irdische ist so vergänglich! Denkst du auch oft genug daran, mein Mädchen? Eben, als ich dich halb nackt auf dem Lokus sah, dachte ich mir, ich sollte auch dich einmal die Höllenpforte schauen lassen.«

Madeleine musste schlucken. Ihr wurde kalt. »Lasst mich, ich will wieder schlafen gehen.« Und sie versuchte, sich aus dem festen Griff des Abbés loszureißen.

»Nichts da! Du schläfst, wenn ich es sage. Erwinnere dich, jetzt, wo du deinen prallen, warmen Leib noch spürst und berühren kannst, lieber daran, dass er bald schon von Würmern zerfressen sein wird. So ergeht es uns allen. Willst du dich nicht darauf vorbereiten? Komm schon, entledige dich deiner Kleider.«

»Ihr seid ein Lüstling, Priester!«

»Aber nein! Was denkst du von mir? Du sollst dir lediglich ein Büßergewand überziehen, damit du dich geißeln und deine Sünden bekennen kannst!«

»Wenn Ihr mich nicht augenblicklich gehen lasst, schreie ich um Hilfe!«

»Aber warum denn?« Die Stimme des Abbés klang nun sanft und lieblich. Madeleine konnte ihn im matten Kerzenschein nur undeutlich sehen, doch sie hatte seine wulstigen, feuchten Lippen deutlich vor Augen, als sie sie jetzt genüsslich

schmatzen hörte. »Gehe in dich, schönes Mädchen. Dann wirst du später nicht klagen müssen.«

Madeleine ging wortlos an dem Priester vorbei. Sie trat leise an Uthmans Lager und weckte ihn. Uthman fuhr hoch, sie legte ihm die Hand auf den Mund. Dann erzählte sie ihm, was ihr soeben widerfahren war. Als sie geendet hatte, stand Uthman sofort auf und ging hinunter, um den Abbé zur Rede zu stellen. Doch er konnte den Mann nirgendwo finden. Da Madeleine nichts geschehen war, beschloss Uthman, die Sache bis zum Morgengrauen auf sich beruhen zu lassen.

Nach dem ersten Hahnenschrei standen sie auf. Uthman hatte in der Nacht sein Lager ganz nahe an das von Madeleine gerückt, um dem Mädchen die Angst zu nehmen. Jetzt wollte er mit dem Priester reden.

Während die Gefährten Brotfladen aßen, die sie in Würzwein tauchten, hörte Uthman, wie der Priester vor dem Haus mit jemandem sprach. Er folgte den Stimmen und sah, wie der Abbé gerade einem Glöckner erklärte, dass sich das Sterbegeläut von jedem anderen Glockenläuten in Zukunft deutlicher unterscheiden müsse, als es bisher der Fall war. Am besten wäre es, wenn der Glöckner zwischen den einzelnen Schlägen längere Pausen einlegte, empfahl der Geistliche.

Als der Glöckner ging, musste der Abbé sich einer Nonne annehmen, die über ihre Mitschwester klagte. Abbé Pierre hörte sich ihren Kummer an und erklärte der Frau dann, das Beste wäre, wenn sie ihre Gedanken ganz auf eine bevorstehende Leichenfeier konzentriere.

Uthman wunderte sich indes, wie viele Menschen in diesem Ort zu sterben schienen. Lebten sie vorher eigentlich auch?, fragte er sich. Als der Abbé das Gespräch mit der Nonne beendet hatte, stellte er ihn zur Rede. Der Gottesmann reagierte jedoch nicht auf seine Vorwürfe. Er schob den Sarazenen lediglich mit einer Handbewegung zur Seite und

ging wortlos an ihm vorbei. Uthman packte den Mann daraufhin erzürnt am Arm und hielt ihn fest.

»Antwortet mir! Was hatte Euer Verhalten Madeleine gegenüber in der letzten Nacht zu bedeuten?«

»Wie sprichst du mit mir, mein Sohn? Bist du des Teufels?«

Uthman war versucht, ja zu sagen. Aber er sagte: »Priester, Ihr erschreckt die Menschen! So gewinnt Ihr kein Vertrauen.«

»Bete für die Vergebung der Sünden, mein Sohn. Nur so können die Todgeweihten und ihre Seelen Hilfe im Fegefeuer erhalten. Das Gebet rettet!«

»Rettet Euch selbst, Priester!«, entgegnete Uthman. »Auch Ihr seid der Hölle gefährlich nahe.«

»Der Tod ist unter uns«, flüsterte der Priester und hob den Zeigefinger. »Denn als der schwarze Ritter an die große Brücke kam, wurde der Fluss darunter schwarz, ein übler Geruch ging von ihm aus, und dichter Nebel stieg von ihm empor. Und da er über die Brücke ging, waren auf der anderen Seite liebliche Wiesen mit wohlriechenden Kräutern und Blumen, darauf wandelte eine Schar weiß gekleideter Menschen, die sich am Duft der Wiese erfreuten. Mit dem Fluss verhielt es sich nämlich so: Welcher Ungerechte hinüberwollte, der glitt in den schwarzen, stinkenden Fluss, allein die Gerechten gelangten sicheren Schritts zu dem lieblichen Ort. Die anderen starben und fuhren augenblicklich zur Hölle hinab.«

»Christen reden viel und so manchen Unsinn«, sagte Uthman nach einem prüfenden Blick in das Gesicht des Eiferers, der sein Gegenüber gar nicht richtig wahrzunehmen schien.

Abbé Pierre predigte weiter. »Elftausend Jungfrauen sind mit der heiligen Ursula gestorben und zehntausend mit dem heiligen Achaz. In Erfurt starben vor zwei Jahren bei einer Hungersnot achttausend Menschen. Bei der Pest im

Bretonischen starben vor kurzem dreitausend. Mein Sohn, hörst du die Stimme? Bete! Bete!«

»Beruhigt Euch, Priester, und kommt zu Euch! Hier leben doch alle gottgefällig.«

»Das ist nicht genug. Nur durch das Gebet können wir den Teufel daran hindern, seine Henkersknechte auszusenden, die uns in der Nacht holen. Sagt das auch Eurer schönen Begleiterin, denn sie ist eine Gefangene ihres sinnlichen Leibs, hochmütig und ahnungslos sitzt sie in der Falle. Und dabei kann sie schon morgen sterben!«

Uthman wandte sich zum Gehen. An diesen Priester war jedes Wort verschwendet, dachte er. Mit schnellen Schritten eilte der Sarazene ins Haus zurück, und als er sah, dass die Gefährten ihr karges Mahl beendet hatten, bat er sie, das Haus des Abbés sofort zu verlassen.

»Es wäre nicht ratsam, länger hier zu bleiben«, sagte er. Und das blieb seine einzige Erklärung.

Henri blickte den Freund forschend an, fragte ihn aber nicht nach seinen Beweggründen. Da auch Joshua und Sean nicht unbedingt länger beim Abbé bleiben wollten, entschlossen die Gefährten einstimmig, Uthmans Bitte nachzugeben. Dieser legte Madeleine den Arm um die Schultern. Dann ließen die Gefährten ihre Pferde kommen, und bald darauf ritten sie bereits davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Schon kurze Zeit später war von Crécy nichts mehr zu sehen, und das weite Land nahm sie wieder auf in seinen Schutz.

Anfang Juli 1318. Der Gehilfe

Je näher sie dem Meer kamen, desto beschwingter wurden sie. Die Gefährten waren sich allerdings nicht im Klaren darüber, ob sie bis zur Küste reiten wollten oder nicht. Sie sprachen in letzter Zeit kaum über ihre Reiseziele, es genügte ihnen, unterwegs zu sein. Daher folgten sie der Laune ihrer Pferde, die unbeirrbar gegen den Wind galoppierten und sie nach Nordosten führten. Irgendwann überquerten sie einen Fluss, dessen Namen sie nicht kannten. Und dann standen sie an der Küstenlinie der Straße von Boulogne.

Auf ihrem Weg erlebten die Gefährten, wie Aberglauben und Todesfurcht das Denken und Handeln der Menschen der Region bestimmten. Seit sie das letzte Mal in Nordfrankreich gewesen waren, hatte sich viel verändert. Die Furcht vor Teufel und Höllenspuk hatte wie eine Seuche um sich gegriffen. Es war, als hätten ähnlich eifrige Glaubensbrüder wie Abbé Pierre überall ganze Arbeit geleistet.

Madeleine seufzte während der Reise immer wieder auf, man spürte deutlich, dass sie insgeheim etwas bedrückte. Uthman ahnte, dass dem schönen Mädchen schon jetzt klar geworden war, dass sie in Begleitung der Männer immer auf der Flucht sein würde. Vielleicht hielt sie dies auf die Dauer doch nicht so gut aus, wie sie anfangs vermutet hatte. Auch Sean spürte, dass sie solche Gedanken beschäftigten. Er trieb sein Pferd oft neben das von Madeleine und plauderte munter mit der Reisegefährtin. Diese zeigte sich dankbar für die Unterhaltung und wurde heiterer.

So vergingen die Tage. Aber die Reisenden wurden das Gefühl nicht los, in unsicheren Zeiten zu leben.

Sie passierten mehrere Richtstätten, an denen Hingerichtete im Wind schaukelten. Am Rand einer Ortschaft taufte ein Priester junge Mädchen, die nackt im Wasser eines Flusses standen, mit Piken bewaffnete Soldaten hielten währenddessen Wacht. Manchmal tauchten Friedhöfe vor den Reisenden auf, deren Gräber frisch aufgeschüttet waren. Diese und andere Dinge bestätigten ihren Eindruck, dass in Nordfrankreich mehr gestorben als gelebt wurde, immer nachhaltiger.

Dass die Priester uneingeschränkte Gewalt über ihre Gemeinden besaßen, war nicht zu übersehen. Wo immer man sie antraf, ermahnten sie die Menschen, den Tod anzunehmen und sich auf ihn vorzubereiten, der Liebe zu gedenken, die sie auf Erden von Gott und der Kirche erfuhren, den weltlichen Freuden zu entsagen und die Sakramente anzunehmen. Nur wenn sie so handelten, würde sich am Jüngsten Tag die Himmelspforte für sie öffnen.

Uthman wurde immer schweigsamer. Er spürte, wie Madeleine sich von ihm entfernte. Das Mädchen zog sich zurück, sie schien zunehmend an ihrem Heimweh zu leiden und gab wohl insgeheim Uthman die Schuld daran, dass sie ihr Elternhaus verlassen hatte.

Uthman hatte gehofft, Madeleine weitere Geschichten von Mohammed und Aischa erzählen zu können, doch sie zeigte daran kein Interesse. So gab Uthman seinem Pferd die Hacken und ritt weit vor der Gruppe her. Als die Gefährten das Meer erreichten, trieb Uthman sein Ross in die Wellen. Dann sprang er ab und stürzte sich in voller Montur ins salzige Wasser. Das kalte Wasser erinnerte ihn nachdrücklich daran, dass auch die Liebe zwischen ihm und Madeleine zu erkalten drohte. Und

die feinen, weißen Salzkristalle auf seiner gebräunten Haut begannen zu jucken.

Auch die Gefährten erkannten, was mit Uthman und Madeleine geschah, sprachen aber nicht darüber. Sie ließen ihre Pferde im Ufersand dahintraben. Es war warm, und es ging eine milde Brise, am endlos weiten Himmel war keine Wolke zu sehen. Es hätte ein schöner Moment sein können, in dem die Gedanken dahinglitten und die Sorgen sich im Meereswind auflösten.

Weiter hinten am Ufer sahen die Freunde Fischer bei ihrer Arbeit. Sie ruderten mit Reusen und Netzen hinaus, um sich dann von der Flut an den Strand treiben zu lassen. Dabei machten sie reiche Beute.

Als die Gefährten absaßen und sich in den Ufersand setzten, sagte Henri: »Wir müssen uns langsam dafür entscheiden, in welche Richtung wir reiten wollen. Wir müssen uns darüber klar werden, wie es weitergehen soll. Was meint ihr? Sonne, Wind und Meer sind nicht unsere Elemente.«

Madeleine seufzte. Uthman blickte sie stumm an. Joshua kratzte sich den Bart und meinte: »Die Zeit ist bis an den Rand gefüllt mit Zeichen. Im Moment nehmen wir sie aber nicht wahr.«

»Wir bewegen uns im Kreis«, stellte Henri fest. »Wir lassen uns treiben. Ich habe nicht das Gefühl, dass wir von irgendwoher eine Botschaft erhalten, die uns sagt, welchen Sinn das Ganze hat.«

»Oho, meine Freunde, so pessimistisch?« Uthman deutete auf das Meer. »Schaut den Fischern zu. Ihr Sinn ist offenkundig. Ihre Zeit ist eingeteilt zwischen dem Hinausfahren auf See, dem Einholen des Fangs und der sicheren Rückkehr ans Ufer.«

»Genau so etwas fehlt uns!«, sagte Henri. »Wir bringen keinen Fang ein, aber nur, weil wir auch keine Netze auswerfen.«

»Und? Ist das so schlimm?«, meldete sich Sean zu Wort.
»Lasst uns doch einfach hier verweilen. Es ist Sommer, und wir können hier vielleicht ein wenig Ruhe haben.«

»Das ist für meinen Geschmack reichlich wenig, mein Knappe«, sagte Henri. »Wir sind nicht auf der Welt, um der Sonne beim Scheinen zuzuschauen und uns dabei den Pelz wärmen zu lassen.«

»Ich weiß. Aber trotzdem...«

»Wir stecken in einer Krise, das ist wahr«, meinte Joshua.
»Wir erleben nur noch den beliebigen Fluss der Zeit, der an kein Ufer schlägt.«

»Was also sollen wir tun?«, fragte Uthman.

Ihre Aufmerksamkeit wurde von einem Geschehen weit draußen auf See gefangen genommen. Ein junger Fischer schien über Bord gegangen zu sein. Die Boote wurden an den Ort des Unfalls gerudert, man rief um Hilfe. Die Gefährten konnten nur undeutlich sehen, was geschah. In einem Netz, inmitten von zappelnden Fischen, zogen die Fischer ihren Gefährten wieder an Bord. Hurrarufe schallten ans Ufer.

»Stellen wir uns eine Aufgabe«, schlug Henri vor, nachdem sich alle wieder von dem Geschehen auf See abgewandt hatten.

»Wir könnten damit beginnen«, überlegte Joshua, »dass wir den Weg, den wir gehen, nicht mehr als ein wahlloses Kreisen begreifen, sondern als zielgerichteten, unumkehrbaren Vorgang. Unser fernstes Ziel ist es, eines Tages an die Pforte des Todes zu gelangen, wo wir das Leben verlassen müssen. Das ist unwiderruflich. Was fangen wir mit dieser Tatsache an? Ich schlage vor, wir fällen eine Entscheidung.«

»Du liest zu viel in alten Büchern«, flachste Uthman.

»Das mag sein«, gab Joshua zu. »Doch du weißt, dass das, was ich gesagt habe, nicht einfältig war. Wir alle müssen uns entscheiden, ob wir unserem Leben einen Sinn geben wollen oder nicht. Ein zweites Leben haben wir nicht. Wenn wir vor

der Todespforte stehen, können wir nicht umkehren und noch einmal von vorn beginnen. Daher sollten wir unsere Entscheidungen jetzt treffen.«

»Ich schlage vor, wir bleiben hier am Meer«, sagte Henri. »Und zwar so lange, bis wir unsere Ziele bestimmen können. Wir warten ab, bis wir eine klare Entscheidung getroffen haben. Und bis dahin beklagen wir uns nicht darüber, dass wir tatenlos sind, denn jede Entscheidung braucht Zeit, um zu reifen.«

»Wohl gesprochen«, sagte Joshua. »Suchen wir uns einen Ort am Meer, wo wir uns einquartieren können. Vielleicht können wir von den Fischern lernen.«

Im Osten ragte die Küste steil in die Höhe. Dort oben lag ein Ort namens Menache. Es war ein schlichtes, aber freundliches Dorf, in dem Fischer und Schnapsbrenner zu Hause waren. Es kam den Freunden so vor, als spielten hier religiöse Überzeugungen eine geringere Rolle als die Übereinstimmung mit der Natur. Das Spiel der Gezeiten bestimmte das Denken und Handeln der Bewohner. Der Ort besaß keine Kirche.

Nachdem die Gefährten eine Herberge bezogen hatten, in der es jeden Tag frischen Fisch zu essen gab, bemerkten sie allerdings, dass in dem Ort eine ansteckende Krankheit aufkeimte. Sie brach auf unerklärliche Weise aus und zeigte Symptome, denen die Einwohner machtlos gegenüberstanden. Ihre Auswirkungen schienen unvorhersehbar.

Joshua war überzeugt, dass die Pest sie eingeholt hatte. Aber Uthman beruhigte ihn. Die Krankheit, die hier kursierte, hatte keinen Namen, aber es war nicht die tödliche Seuche, die in Quimper und einigen anderen Orten der Bretagne so viel Leid ausgelöst hatte. Sie befiel nur die Frauen von Menache. In jeder Woche starb mindestens eine der Unglücklichen.

Madeleine wollte sofort den Ort verlassen, und auch die anderen dachten daran, weiterzureiten.

Uthman gab jedoch zu bedenken: »Es gibt keinen Ort, an dem alles nur gut ist. Bleiben wir, wie wir es beschlossen haben. Wohin sollten wir auch gehen?«

Die Fischer kümmerten sich nicht um die Fremden. Als sie sich aber einmal auf dem kleinen Markt umsahen, auf dem Fischhändler aus Boulogne große Mengen des Fangs vom Tag einkauften, bemerkten sie eine kranke Frau. Ihr Gesicht und ihre Arme waren stellenweise gerötet, und innerhalb der Rötungen waren grüne Punkte zu sehen. Der Mann der Erkrankten lamentierte über sein Unglück. Wenn seine Frau starb, fiel eine wichtige Arbeitskraft für ihn weg.

»Was hat deine Frau?«, fragte Joshua.

»Es ist etwas im Gehirn«, sagte der Fischer. »Die halbe Welt leidet daran.«

»Hat die Krankheit einen Namen?«

»Warum sollte sie? Uns genügt es zu wissen, dass sie zum Tod führt. Wenn ihre Augen dunkel werden und die Hände kalt, dann stirbt sie.«

»Gibt es keinen Medicus im Ort?«

»Keinen Medicus und keinen Priester. Wir sind allein auf uns gestellt.«

»Dann geht nach Boulogne und sucht einen Medicus auf.«

»Die Krankheit ist vorherbestimmt. Da hilft auch kein Medicus. So haben wir es hier immer gehalten.«

Joshua nahm die Kranke genauer in Augenschein. Er sprach sie an. »Ich bin kein Arzt«, sagte er. »Aber ich kann dir gewiss ein wenig helfen, wenn du mir sagst, was dir fehlt. Ich kann dir Kräuter geben.«

»Mit Kräutern weiß ich mir selbst zu helfen, ich trage immer einen gefüllten Bisamapfel am Hals«, erwiderte die Frau. »Wir dürfen nichts gegen die Krankheit tun.«

»Unsinn«, sagte Joshua. »Jeder darf sich selbst helfen.«

»Nein. Wir dürfen uns nur Blut entziehen, damit die Körpersäfte ins Reine kommen.«

»Aber wer bestimmt das?«

»Der Teufel.«

Joshua glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Er fragte noch einmal nach.

»Der Teufel. Er legt auch das Schröpfen fest, bestimmt die Mondphasen und den Planetenstand, damit Blut entzogen werden kann. Du gleichst ihm übrigens, Fremder.«

»Gibt es deshalb keinen Priester und keinen Arzt im Ort? Hat der Teufel, von dem du sprichst, sie vertrieben? Oder könnt ihr freiwillig auf Priester und Ärzte verzichten?«

»Sie sind fortgegangen. Und jetzt lasst mich weiter meinen Fisch verkaufen.«

Joshua überdachte das Gehörte. Meinte die Frau des Fischers wirklich den Leibhaftigen? Wurde hier am Ort ein Teufelskult betrieben? Alleine würde er das kaum herausfinden können. Er musste die Angelegenheit später mit den Gefährten besprechen.

Der Gehilfe des Teufels verordnete betrübtes Herz, häufigen Zorn und freudloses Gemüt. Es sollte lebensverkürzend wirken. Denn warum sollte ein Mensch lange in diesem Jammertal verweilen? Daher empfahl der Gehilfe des Teufels auch, ohne Kopfbedeckung in die Sonne zu gehen, und riet zu Mittagsschlaf, der Schüttelfrost, Schnupfen, Trägheit und Kopfschmerzen auslöse. Da Anfang Juli war, sollten die Fischerfrauen nicht baden und wenig schlafen, Kümmel empfahl er, es fördere die Geilheit und beruhige Blähungen. Wer am Abend trank, der sollte auch am nächsten Morgen trinken. Sie sollten sich Alraunewurzeln unter die Kopfkissen legen. Alles, was schlecht war und aufstachelte, galt für den armen Bewohner des Ortes Menache als gut. Der Gehilfe des Teufels wusste, dass sie ihm dann bald in die Arme liefen.

Denn wer sündigt, der ist dem Herrgott verloren.

Als Uthman den Gehilfen des Teufels am zweiten Tag ihres Eintreffens in Menache zu Gesicht bekam – einige Frauen hatten ihm den Weg zu ihm gewiesen –, erkannte er ihn sofort: Er war der Nachfahre eines Mameluck aus Aleppo. Ein großer, hagerer Mann mit einem mächtigen Schnauzbart. Sein Name war Hassan, und er betrachtete sich selbst als Diabolus, der das Leben aufwühlte, indem er alles durcheinander brachte.

Uthman hatte noch nie einen verantwortungsloseren Menschen getroffen. Hassan war ein lüsterner Pan, der sich in Gestalt eines Baders harmlos gab. Er hatte sich darauf spezialisiert, kleine Schandtaten zu begehen, die in seinen Augen dem Teufel dienten.

Uthman stellte den Mann zur Rede.

»Wie hast du es geschafft, auf die Bewohner dieses Orts einen solchen Einfluss auszuüben? Schämst du dich nicht, sie derart schändlich zu behandeln? Du solltest sie in Ruhe lassen, sie sind verwirrt genug. Sie glauben den Unsinn, den du ihnen erzählst, und schützen sich gegen keine Krankheit mehr. Was hast du nur von einem solchen Treiben, Hassan?«

»Ich sehe die Köpfe, die reif sind«, antwortete Hassan mit einem gehässigen Blitzen in den Augen. »Und manchmal habe ich Lust, sie abzumähen. Das ist nun mal meine Natur. Und da ich glaube, dass es die Natur aller Menschen ist, sehne ich mich danach, dass sich die Menschen zu ihr bekennen.«

»Die wahre Natur des Menschen kennt nur Gott. Aber wenn du sie entdeckt zu haben meinst, dann erkläre mir doch genauer, worin sie besteht.«

»In Feigheit, Lüsternheit und Gemeinheit! Das ist recht leicht zu erkennen. Ich halte es auch nicht für schlimm. Die Menschen sollten sich öffentlich dazu bekennen.«

»Sei vorsichtig, Hassan! Wenn die Leute hier in Menache begreifen, welches Spiel du mit ihnen treibst, könnte sich das Schicksal bald schon böse gegen dich wenden.«

»Keine Angst, mein Bruder. Mich drückt man nicht zusammen wie eine Feige. Und man trommelt mir nichts vor auf alten Schläuchen. Ich habe eine Mission. Allah hat seinen Köcher ausgeschüttet und in die Hölzer desselben gebissen, da hat er mich gefunden. Ich war das härteste Stück Holz, das er zu beißen bekam und das am schwersten zu zerbrechen war. Verstehst du mich? Ich war schon in Aleppo so.«

»Warum bist du nicht dort geblieben? Aleppo ist eine schöne Stadt!«

»Allah schickte mich zu euch, seine Ratschlüsse sind weise. Denn hier im Abendland sind die Menschen zu lange schon den Weg der Verblendung gegangen. Und bei Allah, ich werde euch schälen, so wie man Bäumen die Rinde abschält. Ich werde euch binden, so wie man Mimosen bindet. Und ich werde euch prügeln, so wie man ein fremdes Kamel prügelt.«

»Nimm den Mund nicht so voll, mein Freund! Schon viele haben in ihrer Phantasie große Dinge vollbracht. Aber in Wirklichkeit waren sie nichts als klein und unbedeutend. Die Priester der Christen reden oft ähnlich wie du. Du unterscheidest dich also nicht von ihnen.«

»Mich unterscheidet alles von ihnen.«

»Warum tust du all dies? Hat dir ein Christ Unrecht getan?«

»Ganz im Gegenteil, mein Bruder, ich mag die Christen, ich mag sie alle! Und ich tue ihnen auch überhaupt nichts. Ich will nur, dass sie sich bekennen.«

»Ein Mensch wie du ist mir noch nie begegnet! Du scheinst wirklich der Gehilfe des Teufels zu sein! Bist du sicher, dass du aus Aleppo stammst und nicht aus der Hölle?«

»Ganz sicher, mein Freund! Und bei Gott, ich verspreche nichts, außer ich halte es, und ich plane nichts, ohne es zu

vollenden. Ich sehe, wie all die Menschen hier ständig von Gott und seinen Geboten reden, doch sie halten sich nicht daran. Müssen wir uns nicht unbedingt an die Gesetze des Himmels halten? Aber sie halten sich an nichts, also muss ich sie zügeln!«

»Du sprichst wirklich wie ein Priester. Es ist eines Rechtgläubigen nicht würdig, solche Reden zu führen.«

»Bei Allah, sie werden schon noch auf den rechten Weg gelangen, oder ich werde sie alle strafen müssen. Ich bin die Geißel Gottes auf Erden! Der wahre Höllenhund! Denn ich habe nicht die Absicht, zu vergeben, bevor die Menschen bedingungslos glauben.«

»Alles, was du sagst, scheint mir sinnlos zu sein, Hassan. Du maßt dir ein Recht an, das dir nicht zusteht. Lass die Leute in Menache einfach in Ruhe, hörst du?«

»Wer glaubst du zu sein, dass du meinst, mir raten zu dürfen?«

»Ich bin Uthman ibn Umar, ein Niemand, genauso ein Niemand wie du, Hassan.«

»Und woher kommst du?«

»Aus Cordoba. Meine Familie allerdings kommt aus dem Land, das uns so heilig ist wie den Christen und den Juden.«

»Und was tust du in Cordoba?«

»Ich studiere.«

»Erzähle davon.«

»Cordoba ist die Hauptstadt der gelehrten Welt. Vielleicht solltest du dorthin gehen, um zu lernen. Denn du scheinst mir mehr Talent zu haben als Wissen, und zu geringes Wissen fördert die Unduldsamkeit.«

»Gibt es in Cordoba eine Universität?«

»Die beste. Kalif al-Hakam II. hat sie gegründet, er war ein großer Freund der Bücher. Man kann dort Astronomie, Mathematik, Medizin und Sprachen lernen. Die

hervorragendsten Gelehrten Arabiens haben dort gelehrt. In Cordoba werden Studenten aus Europa, Asien und Afrika unterrichtet. Fünfhunderttausend Bücher warten dort auf dich, wenn du studieren willst. Jeder Rechtgläubige in Cordoba kann lesen und schreiben und spricht viele Sprachen. Auch Frauen werden dort unterrichtet, und sie dürfen Bücher abschreiben, wie es einst Aischa tat, die Lieblingsfrau unseres Propheten. Gehe nach Cordoba, Hassan! Dann wird es dir kein Bedürfnis mehr sein, den Christen in Menache zu schaden.«

»Ich würde dort frei von Rachsucht, meinst du?«

»Sicher!«

»Das glaube ich nicht. Ich bin, wie ich bin. Wir alle sind so, auch du, du willst es nur nicht zugeben.«

»Ich kann nicht glauben, dass es jemanden wie dich gibt!«, sagte Uthman.

»Wir alle sind so«, entgegnete Hassan. »Glaube mir, die meisten von uns wollen es nur nicht zugeben. Sie wollen es vertuschen. Sie sind rachsüchtig und gemein, wie wahre Teufel, erscheinen aber wie Engel.«

»Allah verbot, den Menschen übel mitzuspielen wie ein Dschinn. Dieses Geschäft bleibt den Teufeln überlassen. Aber du bist kein Teufel, auch keiner seiner Gehilfen. Du hast nur Spaß am bösen Schabernack.«

»Ganz richtig, Uthman. Aber wenn ich genug herumgetobt habe, werde ich ganz sanft. Dann verehren mich die Menschen von Menache.«

»Was hast du ihnen zu bieten? Du verdirbst sie.«

»Ach, Uthman, mit den Menschen in Menache hat es eine ganz eigene Bewandnis! Maße dir nicht an, sie zu kennen. Ich allein kenne sie, denn ich lebe seit zehn Jahren unter ihnen. Sie sind das, was sie sind.«

»Zweifellos. Tue ihnen aber Gutes, dann lieben sie dich wirklich!«

»Du hast keine Lebenserfahrung, mein Freund! Die Menschen schätzen dich nur, wenn sie Furcht vor dir haben!«

»Schon wieder nimmst du den Standpunkt eines Christen ein. Ich will es nicht hören. Du bist genauso geworden wie sie. Höre also auf, dich über sie zu erheben, Hassan! Du bist nicht besser, und daher kannst du sie auch nicht belehren.«

»Wenn mein Brunnen versiegt, dann sprudelt in diesem Ort nichts mehr. Ich mache also weiter. Besser ich als die Priester, denn diese leiten die Menschen auf falsche Wege. Die Leute hier sind nicht unglücklich, glaube mir.«

»Im Abendland scheinen alle verrückt zu sein. Meine Geduld ist zu Ende. In diesen Ländern hier ist jeder wert, unterzugehen.«

»Siehst du, jetzt hast du meinen Standpunkt begriffen! Wir könnten zusammen das Unsrige tun!«

»Nein, wir werden abreisen.«

»Aber wohin, mein Freund? Wohin? Es ist überall so wie in Menache!«

Am Abend nach diesem Gespräch dachte Uthman darüber nach, wie es möglich war, dass der Teufel in diese Welt kommen konnte. Was sagte der Koran darüber? Und was stand in der Bibel?

Doch Uthman kam nicht dazu, lange nachzudenken. Madeleine unterbrach ihn in seinen Gedanken. Sie kam in sein Zimmer, als er die Schrift von Abdallah ar-Rumi las, der aus den Ländern des Goldstaubs berichtete. War der Teufel auf den Pfaden des Reichtums und des Prassens in die Welt gekommen? Hatte alles Böse damit begonnen, dass reiche arabische Kaufleute in der Mitte des 10. Jahrhunderts ihren Kunden *Schakks* ausstellten, gegen die ihre Filialen oder Vertreter in anderen Städten Geld auszahlten? Mohammed

hatte Wucher verbieten lassen, aber als die Straßen der Händler unsicherer und gefährlicher wurden, war man auf diese modernen Zahlungsmittel verfallen, mit denen man Gelder gefahrlos transportieren konnte. Und am Auszahlungsort wurden Zinsen erhoben. So hatten es auch die Templer gehandhabt. Sie hatten es von den Muslimen im Heiligen Land gelernt. War dieses Handeln des Teufels?

Gerade als er dies dachte, riss Madeleine die Zimmertür auf. Sie stellte sich schwer atmend vor ihn hin und sagte:

»Ich verlasse dich, Uthman! Dich und diesen Teufel Henri!«

»Aber was redest du denn da? Komm zu dir, Mädchen!«

»Ich weiß genau, was ich sage! Alles Unglück hat mit euch begonnen! Ich gehe zurück nach Notre-Dame. An eurer Seite gibt es für mich kein Glück. Ihr seid von nichts als Unheil umgeben!«

»Ich traf heute einen Mann, der...«

»Ach, hör auf zu reden! Deine Geschichten interessieren mich nicht mehr!«

»Madeleine...«

Die junge Frau verzog ihr schönes Gesicht zu einer Fratze.
»Madeleine! Madeleine! Darauf bin ich lange genug hereingefallen! Ich will nichts davon hören.«

»Was ist los mit dir, Madeleine? Bist du diesem Hassan begegnet mit seinem unheilvollen Einfluss?«

»Welchem Hassan? Wovon redest du?«

»Er hält sich für den Gehilfen des Teufels. Die Leute im Ort, denen er Anweisungen gibt, sagen sogar, er sei der Leibhaftige persönlich.«

»Oh, mein Gott, schon wieder redest du vom Teufel. In eurer Gegenwart wird nur vom ihm geredet! Gibt es nichts anderes? Fröhlichkeit, Tanzen, Musik oder Liebe!«

»Natürlich gibt es das alles.«

»Warum strebt ihr dann nicht danach, du und deine Freunde? Ihr vergrabt euch in Kummer und Trübsal und lauft von einer Falle in die andere. Und irgendwann werdet ihr dabei sterben!«

»Wir werden alle sterben, Madeleine, auch du...«

»Schluss damit! Ich will nichts mehr hören. Ich verlange, dass du mich nach Notre-Dame zurückbegleitest! Denn allein kann ich nicht reisen.«

»Gut.«

»Was ist gut? Nichts ist gut!«

»Ich meine, ich tue, was du verlangst, ich bringe dich zurück. Es war ein Missverständnis.«

»Nenne es, wie du willst. Ich will so schnell wie möglich reiten.«

»Ich bespreche es mit den Freunden, sie müssen zustimmen.«

»In Ordnung. Aber beeile dich.«

Madeleine rauschte hinaus. Uthman stand von seinem Stuhl vor dem Tisch, an dem er gelesen hatte, auf und ging zum Fenster. Von dort aus ließ er seinen Blick über den Ort gleiten. Dabei verspürte er einen leichten Schauer. Er schüttelte sich und begann, stumm zu beten. Dabei blieb er regungslos am Fenster stehen. *Ich nehme meine Zuflucht beim Herrn der Morgendämmerung, vor dem Übel dessen, was Er erschaffen.* Uthman machte eine Pause. Er fuhr sich mit einer fahrigen Geste über die Augen. Dann betete er weiter. *Am Tage wenn die bebende Erde schwanken wird und ein zweites Beben darauf folgt, an jenem Tage werden Herzen zittern, und ihre Augen werden niedergeschlagen sein...*

Uthman hatte Henri erzählt, wozu Madeleine ihn aufgefordert hatte, und Henri hatte ihm geraten, den Weg nach Notre-Dame anzutreten und binnen sieben Tagen wieder nach Menache zurückzukehren. Anschließend hatte sich Uthman auf die

Suche nach dem Mädchen begeben. Doch wo er auch suchte, er fand sie nicht. Noch seltsamer war, dass niemand sie gesehen haben wollte. Uthman erkaltete innerlich. Dann wurde er wütend.

»Aber ihr müsst sie gesehen haben, ihr blöden Kamele! Sie ist schön wie eine Huri, überirdisch schön, sage ich, blond und zart! Sie fällt in diesem hässlichen Ort jedem auf! Wo ist sie?«

»Hör auf, hier herumzuschreien«, ermahnte ihn einer der Fischer von Menache, »geh zum Teufel!«

Als Uthman das hörte, kam ihm plötzlich eine Idee. Er suchte Hassan auf.

Der Araber empfing ihn mit einem seltsamen Glitzern in den Augen. Auf Uthmans Frage, ob er Madeleine gesehen habe, schüttelte er allerdings stumm den Kopf. Nein, ein hübsches blondes Mädchen habe er schon lange nicht mehr gesehen.

Uthman rannte in den Gasthof zurück. Er alarmierte Henri und Joshua. Sean saß in seinem Zimmer und improvisierte einige sanfte Melodien auf seiner Flöte; Uthman wollte ihn nicht stören. Henri schlug vor, den Ort noch einmal systematisch abzusuchen. Joshua meinte, man müsse den Dorfbüttel benachrichtigen. Sean, den die aufgeregten Stimmen der Männer aus seinem Spiel gerissen hatte, vermutete, Madeleine sei bereits auf eigene Faust zurückgeritten.

Aber ihr Pferd stand immer noch in dem Stall, in dem man es bei der Ankunft untergestellt hatte.

Die Freunde durchsuchten also noch einmal zu viert den gesamten Ort, doch wie schon Uthman allein, erhielten sie nirgendwo einen hilfreichen Hinweis. Nicht wenige Einwohner wandten sich ab, als sich die Gefährten ihnen näherten. Uthman erinnerte sich an die Marktfrau, die ihm von den Krankheiten berichtet hatte. Er sah sie vor sich, mit den Rötungen im Gesicht und auf den Armen, die in der Mitte

grüne Punkte zeigten. Da auch an diesem Tag wieder Markt war und die Fischhändler eintrafen, beschloss er, zu ihr zu gehen und sie zu fragen.

Aber als sie an ihrem Stand eintrafen, sahen sie, dass ihr Mann in tiefer Trauer war. Seine Frau war in der Nacht gestorben. Die Gefährten waren erschrocken über diese Nachricht und sprachen dem Mann ihr Beileid aus. Bei alledem, was Menache geschah, beschlichen sie unguete Gefühle, doch das äußerten sie dem Trauernden gegenüber nicht.

Die Freunde waren ratlos. Alles, was sie tun konnten, war, weiter zu suchen. Doch die Suche blieb erfolglos. Mittags saßen sie dann in der Sonnenwärme und wussten nicht mehr, was sie tun sollten.

»Vielleicht kannst du wieder zaubern«, schlug Joshua mit säuerlicher Stimme vor. »Hole deine Dschinn hervor, sie sollen Madeleine herschaffen oder diesem Hassan eine Lektion erteilen.«

»Hassan!«, sagte Uthman. »Ich vermute, er hat etwas mit Madeleines Verschwinden zu tun, nur leider kann ich es nicht beweisen.«

»Du weißt doch, wo er wohnt«, meinte Henri. »Beobachte ihn. Er darf keinen unbeobachteten Schritt mehr machen. Vielleicht kommen wir ihm auf die Schliche.«

»Heißt es nicht, in Menache sterben die Frauen an einer geheimnisvollen Krankheit?«, fragte Sean. »Vielleicht ist ja auch Madeleine daran gestorben.«

»Innerhalb eines halben Tages?«, entgegnete Henri ungläubig. »Das kann ich kaum glauben.«

»Und wenn doch?«, fragte Uthman verzweifelt.

»Man könnte zum Totengräber gehen«, schlug Henri vor. »Er müsste es wissen. Die Toten müssen aus den Häusern herausgebracht und begraben werden. Gerade dann, wenn es sich um eine Seuche handelt.«

»Dann werde ich den Totengräber aufsuchen«, bot sich Joshua an.

»Und ich reite einmal um den Ort herum und suche nach Spuren in den angrenzenden Wäldern«, sagte Sean. »Vielleicht ist Madeleine ja auch verschleppt worden.«

»Tue das, mein Sean, du kannst ja jetzt Spuren lesen«, meinte Henri. »Aber halte dich von den Wildschweinen fern. Ich werde inzwischen beim Dorfbüttel vorsprechen.«

»Und ich gehe zu Hassan«, erklärte Uthman. »Ich werde ihn noch einmal eingehend befragen. Und wenn ich nichts aus ihm herausbekomme, hänge ich mich an seine Fersen. Ich bin sicher, er führt mich zu Madeleine. Ich ahne es.«

Der Gehilfe des Teufels ließ Uthman vor, er gab demonstrativ den Anschein, als habe er nichts zu verbergen. Er zeigte dem Sarazenen sein Haus, das einzige im Ort, das aus Stein gebaut war. Im Keller befanden sich Kisten und Fässer mit Vorräten, die Hassan von dankbaren ›Gläubigen‹ bekommen hatte.

»Ich bin ein freier Mann. Verantwortlich bin ich nur meinem einzigen Auftraggeber gegenüber. Und wer das ist, kannst du dir ja denken, Uthman ibn Umar.«

»Führe mich zu Madeleine.«

Hassan blickte ihn überrascht an und schien für einen Moment keine Antwort zu finden. »Wie sollte ich das?«, fragte er dann.

»Du hast sie verschwinden lassen, Hassan! Ich weiß es!«

Hassans Augen glitzerten böse. »Sei vorsichtig, Sarazene! Was du da sagst, führt dich geradewegs in die Hölle!«

»Dich mag es in die Hölle führen, Hassan, mich führt es lediglich zur Wahrheit. Wenn du ein Unrecht begangen hast, und du hast dich an dem Mädchen vergriffen, dann gnade dir Gott!«

Hassan starrte Uthman neugierig an. »Du bist ein mutiger Mann, Sarazene! Noch nie hat jemand so zu mir gesprochen. Was begründet solch einen Verdacht? Sage mir ruhig, was du denkst, aber hüte dich davor, anderen gegenüber davon zu sprechen, dann töte ich dich!«

»Du bist ein Rechtgläubiger, Hassan. Aber so, wie du dich verhältst, bestätigst du nur die Vorurteile, die viele Christen gegen uns haben. Du führst dich auf wie ein ungläubiger Teufel. Das geht nicht gut. Sie werden eines Tages mit Soldaten und Priestern kommen und dich in Stücke reißen!«

»Mein Auftraggeber ist kein Schwächling, Uthman!«, entgegnete Hassan mit lautem Gelächter. »Glaubst du, du hast es mit einem Taschenspieler zu tun? Er ist der heimliche Herr der Welt!«

»Erzähle mir davon!«

»Wenn ich davon erzähle, verliere ich seine Gunst. Kein Wort kommt über meine Lippen.«

»Das dachte ich mir. In Wirklichkeit hast du nämlich überhaupt keinen Auftraggeber. Du lügst, damit dir deine Schandtaten leichter von der Hand gehen.«

»Denke darüber, was du willst! Und spüre meine Macht! Das genügt.«

»Gib Madeleine heraus!«

»Damit sie überall herumzieht und mich anschwärzt? Bist du dumm, oder bist du verrückt?«

»Sie ist also in deiner Gewalt?«, fragte Uthman gespannt.

Hassan zögerte. Die gebannte Spannung auf dem Gesicht des Sarazenen faszinierte ihn. Doch dann sagte er: »Natürlich habe ich sie nicht. Wo denkst du hin?«

Uthman glaubte seinem Gegenüber nicht. »Ich bringe sie nach Notre-Dame, einem kleinen Ort in der Normandie. Er liegt drei Tagesreisen von hier entfernt. Madeleine wird während der Reise keine Gelegenheit haben, etwas

auszuplaudern. Und in Notre-Dame haben die Menschen ihre eigenen Sorgen.«

Mit diesen Worten schien Uthman Hassan geködert zu haben.

»Ich muss sie erst holen«, sagte dieser.

»Sie ist nicht hier?«

»Natürlich nicht.«

»Wo hast du sie also versteckt?«

»Ich habe sie weder hier noch sonstwo. Sie ist in anderen Händen.«

»Hassan, bei Gott, versündige dich nicht!«

»Was bekomme ich als Gegenleistung dafür?«

»Was willst du?«

»Dich!«

Sean ließ sein Pferd laufen. Er war wachsam und hielt nach allen Seiten Ausschau. Er erinnerte sich an die täglichen Lektionen, die Henri ihm im Wald von Notre-Dame erteilt hatte. Er konnte Spuren nun hervorragend lesen, und er sah viele. In den Wäldern rings um Menache gab es einiges zu sehen. Spuren von Tieren und Menschen gleichermaßen.

Sean kam plötzlich auf eine Idee. Er zog seine Flöte aus dem Umhang und begann, ein Lied zu spielen. Vielleicht hatte sich Madeleine irgendwo im Wald versteckt und hörte ihn. Dann würde sie sich vielleicht bemerkbar machen, weil sie begriffe, dass er, Sean of Ardchatten, ihr wahrer Held war und nicht dieser Sarazene.

Mit einem Ruck zügelte Sean bei diesem Gedanken sein Pferd und erschrak vor sich selbst. Was war denn das?, fragte er sich. Waren dieser Neid und diese Missgunst wirklich seinen eigenen Gedanken entsprungen? Wie war das passiert? Bisher war er von solcherlei Gefühlen frei gewesen.

Sean gönnte Uthman doch das Mädchen! Sie sollten glücklich werden für alle Zeiten! Er würde schon bald eine andere finden. Aber wenn Madeleine wirklich weggelaufen war, war dann nicht seine Zeit gekommen? Sollte er dann nicht die Stelle des Sarazenen einnehmen?

Nanu, dachte Sean. Da war ihm doch schon wieder ein solch hämischer Gedanke durch den Kopf gegangen. War er etwa verhext? Hatte dieser Teufel Hassan dabei seine Finger im Spiel? Sean gab dem Pferd die Hacken. Doch schon nach einem kurzen Stück Wegs riss er wieder an den Zügeln.

Er holte die Flöte hervor und begann, darauf zu spielen. Dabei fiel ihm ein, dass Uthman ihm einmal erzählt hatte, Musikinstrumente seien des Teufels. So hatte es der Prophet Mohammed gesagt. Und so würden die Musiker, zusammen mit den anderen Künstlern, am Tag des Jüngsten Gerichts als Erste bestraft werden, denn sie verwirrten die Herzen und Seelen mit süßer Sinnlichkeit.

Madeleine, dachte Sean sehnsüchtig, dies ist unsere Stunde! Wenn du in der Nähe bist und mein Lied hörst, dann gib mir ein Zeichen! Es wäre der Beweis dafür, dass wir zusammengehören.

Das Bild der schönsten und verführerischsten aller jungen Frauen stand Sean so deutlich vor Augen, dass er erschrak. Ja, es gewann eine solche Gewalt über ihn, dass er nicht mehr auf seinen Weg achtete.

Henri stieß beim Dorfbüttel auf taube Ohren. Der Mann wollte von Madeleines Verschwinden nichts wissen. Junge Mädchen waren seiner Meinung nach äußerst flatterhaft und nicht ernst zu nehmen. Nach ein paar Tagen würde die Vermisste sicher wieder auftauchen, sagte er. Wahrscheinlich trieb sie gerade eine heftige, aber ebenso kurze Affäre mit einem

hergelaufenen Knecht oder Schafhirten um. Das sei für ihn nichts Neues und nichts, wogegen er einschreiten könne.

Da Henri einsah, dass er hier nichts erreichen konnte, kehrte er dem Büttel den Rücken und ging.

Als er auf die Dorfstraße trat, glaubte er, endlich am Ziel zu sein. In einer jungen Frau, die einen Korb mit Reisig über die Straße trug, meinte er Madeleine zu erkennen. Er lief zu ihr und fasste sie am Arm. Daraufhin drehte sie sich überrascht zu ihm um und wich dann ängstlich einige Schritte rückwärts. Henri hatte sich getäuscht.

Menache war in der Mittagsstunde wie ausgestorben. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte stark. Es war seltsam, dass keine Kirchenglocke zu hören war. Das ist ein schlechtes Zeichen, dachte Henri. Das Dorf wirkte ohne das vertraute Geläut auf ihn merkwürdig schutzlos.

Diesem Dorf fehlte ein behütendes Dach. Es fehlten die Dämonen am Kirchenportal, die abschreckenden Geister am Tympanon. So schien es, als könne das Böse ungehindert eintreten.

Als Joshua den Friedhof betrat, fand er den Totengräber beim Ausheben eines frischen Grabes. Joshua ging zu ihm hinüber. Der Mann blickte ihm aus tief liegenden Augen entgegen, anscheinend witterte er Unheil. Joshua fragte ihn ohne Umschweife, für wen dieses neue Grab bestimmt sei. Mit einer Stimme, die klang, als schlürfe er die Worte, antwortete der Totengräber: »Für eine junge Frau natürlich. Hier sterben die Frauen wie die Fliegen.«

»Woran starb sie?«, wollte Joshua wissen.

»Die Krankheit rafft alle dahin.«

»Welche Krankheit?«

»Fragt den Gehilfen des Teufels, fragt den Leibhaftigen selbst, er wird es Euch erklären. Die Krankheit hat keinen Namen, und ich kann Euch auch nichts dazu sagen.«

»Ich hörte schon von der Seuche, die hier bei euch kursiert. Warum untersucht kein Medicus die Erkrankten?«

Der Totengräber schaufelte weiter. Die Erde, die er aus dem Loch warf, fiel Joshua direkt auf die Füße. Er ging daher ein paar Schritte um das Grab herum, um geschützter zu stehen.

»Wie hieß die Verstorbene?«, versuchte er eine neue Frage.

»Sie hatte keinen Namen. Sie war eine Fremde.«

»Wo starb sie?«

»Im Haus des Teufels.«

»Du meinst, in Hassans Haus?«

»Ich weiß nicht, ob sie bei ihm starb, aber er gab das Grab in Auftrag.«

»Aha«, entgegnete Joshua, und ihm fiel ein, dass Uthman Hassan hatte aufsuchen wollen. Vielleicht befand sich der Freund in Gefahr! Er musste unbedingt mehr von dem erfahren, was der Totengräber wusste. »Was ist dieser Hassan für ein Mensch?«

»Keine Ahnung. Am besten, man denkt nicht darüber nach.«

»Meint Ihr, er ist von dieser Welt?«

Der Totengräber musste so stark lachen, als er diese Frage hörte, dass ihm der Spaten aus der Hand fiel, sein ganzer Körper zitterte. »Er ist so sehr von dieser Welt, dass es zum Fürchten ist.«

»Er hat diese junge Frau auf dem Gewissen«, sagte Joshua aufs Geratewohl.

»Da habt Ihr wohl Recht«, erwiderte der Totengräber zu seiner Überraschung. »Und viele andere auch. Er verdirbt uns alle.«

»Warum verjagt ihr ihn nicht?«

»Aber wir brauchen ihn doch!«

»Unsinn! Wofür denn?«

»Das würdet Ihr doch nicht begreifen, Fremder!«

Hassan erhob sich schwerfällig, dann richtete er sich mit einem Ruck auf. Uthman hatte plötzlich das Gefühl, dass sein Gegenüber etwas im Schilde führte. Und als Hassan plötzlich blitzschnell auf ihn zuflog, sodass er nicht mehr ausweichen konnte, begriff Uthman, dass er zu leichtsinnig gehandelt hatte. Hassan fiel über ihn her und schlug nach ihm. Uthman spürte nur noch einen scharfen Schmerz an der Schläfe und etwas, das kräftig seinen Hals umfasste. Dann wurde es dunkel um ihn herum.

Hassan zog den reglosen Uthman an den Beinen aus der Stube, über einen langen Gang in ein benachbartes Zimmer. Dort ließ er ihn achtlos auf den Dielen liegen. Er zog einen Schrank zur Seite, der zwei schwarze Eisenbänder trug. Hinter dem Schrank kam eine niedrige Tür zum Vorschein. Hassan schob einen Riegel zur Seite und öffnete sie. Dann packte er Uthman an den Beinen und zog ihn durch die Tür hindurch. Dort ließ er den Sarazenen liegen. Er selbst ging wieder in sein Haus zurück, schloss die geheime Tür und schob den Schrank wieder davor.

Befriedigt ging der schwere, aber zugleich merkwürdig hager wirkende Mann hinüber in seine Stube. Dann zog er einen Gebetsteppich hervor. Er legte ihn aus, fiel auf die Knie und beugte sich vor, bis seine Stirn den Teppich berührte. Dann richtete er sich wieder auf, breitete die Arme aus, drehte die Handflächen nach außen und hob den Blick zur Decke.

»Wie du befohlen hast«, sagte er mit belegter Stimme.

Anfang Juli 1318. Umgeben vom Tod

»Wir besaßen genaue Karten, und wir hatten die Instrumente, die uns halfen, zu navigieren. Unsere Steuermänner konnten sich mit einem Kompass orientieren, dessen nach Norden weisende Magnetnadel uns stets anzeigte, in welche Richtung wir fuhren. Es war schön zu wissen, dass die See endlos weit ist und man auf dem Schiff hätte dahin segeln können, wohin man wollte, ohne sich zu verirren. Man muss sich das vorstellen. Es gibt keine Menschen, die dir Böses wollen, und niemand kann dich aufhalten.«

»Was ist ein Kompass?«, fragte eine schwache, ängstlich klingende Stimme durch das Dunkel.

»Anfangs war es eine Schale mit Wasser, in der ein Stück Holz schwamm, das die Magnetnadel trug. Wir konnten bei bedecktem Himmel sicher den Kurs halten. Die hohe See verlor so ihren Schrecken, die Fahrtstrecken konnten verkürzt werden, und die Schifffahrt wurde sicherer. Ich selbst war so oft auf hoher See, dass ich die Angst völlig verlor.«

»Die Angst ist wohl eher jetzt da!«

»Ja. Jetzt packt sie uns. Bei völliger Flaute, auf sicherem, festem Boden. Weil da jemand ist, dem man sich ausgeliefert glaubt.«

»Wärst du auf See geblieben, wäre ich da geblieben, wo ich zu Hause bin.«

»Dann hätte ich dich nicht kennen gelernt. Ich musste das Risiko eingehen. Und es hat sich gelohnt, ich bin glücklich.«

»Erzähle doch weiter, so zieht sich die Angst vor dem Ungewissen ein Stück zurück, und die Dunkelheit ist nicht so schlimm. Es ist dann, als würde sie ein Fenster bekommen, in dem Licht scheint.«

»Wir segelten auch mit dem Jakobsstab über die Wellen. Wir stellten damit den Höhenwinkel der Sterne fest.«

»Damit ihr nicht mit dem Mast gegen die Sterne stoßt und sie aus ihrer Himmelsverankerung löst?«

»Aber nein! Oder vielleicht doch? Ja, doch, du hast ganz Recht. Deshalb taten wir es.«

»Was konntet ihr denn anfangen mit euren Beobachtungen?«

»Wir peilten über zwei bewegliche Querhölzer Stern und Horizont gleichzeitig an und verschoben sie so lange hin und her, bis unsere Visierlinie über beide Hölzer lief. So bestimmten wir den Winkel. Und wir fuhren sicher dahin, weil wir wussten, wo wir uns aufhielten. Wir kannten auch das Astrolabium aus Messing. Damit errechneten wir den Sonnenstand und die Punkte, an denen die Gestirne auf- und untergingen. Wir konnten sagen, wo die Küsten lagen. Und das konnten wir auch auf dem dunkelsten Meer und in der finstersten Nacht. Draußen auf See kannten wir keine Furcht.«

»Wird er uns töten?«

»Ja.«

»Es war schön, dich kennen gelernt zu haben. Ich habe nur solche Furcht.«

»Wenn er kommt, werde ich versuchen, ihn mitzuziehen. Ich will seine Todesangst sehen, wenn er meine sieht. Das immerhin kann ich erreichen. Er soll nicht triumphieren.«

»Wozu?«, fragte die schwache, mutlose Stimme. »Das macht alles nur schlimmer. Wir sollten uns ergeben.«

»Nicht, solange ich mich noch an den Phönix erinnere! Wie könnte ich mich ergeben, wenn dieser Vogel in Freiheit ist und fliegt und vielleicht nach uns sucht?«

»Ich habe nie von einem solchen Vogel gehört.«

»Er wird nur ganz selten gesehen und ist der einzige seiner Art auf der ganzen Erde. Er ist so groß wie der größte Adler, goldglänzend um den Hals und im Übrigen purpurfarben, sein Schwanz vereint Federn, die blau und rosa sind, er trägt einen Kamm am Hals und einen Federbusch auf dem Kopf. Kannst du ihn dir so vorstellen?«

»Ich sehe ihn jetzt vor mir!«

»Noch nie hat jemand gesehen, wie der Phönix gefressen hat. Er lebt Hunderte von Jahren, dann baut er sich ein Nest am Altar, ein Nest aus Weihrauchzweigen, und darin stirbt er dann. Daraufhin entsteht aus seinen Knochen und dem Mark zuerst ein kleiner Wurm, aus dem dann ein junger Vogel wird. Dieser übergibt seinen Ahn feierlich der Erde und trägt dann das ganze Nest in die Sonnenstadt Heliopolis, wo er es auf einem Altar niederlegt. Mit dem Leben dieses jungen Vogels hängt die Rückkehr des großen Jahres zusammen, in dem alles besser wird.«

»Eine schöne Vorstellung. Ich sehe den Phönix deutlich vor mir, ganz nahe in der Dunkelheit.«

»Und dann die Schiffe, siehst du die Schiffe vor dir?«

»Ich kann sie sehen!«

»Die Schiffe, mit denen wir aufbrachen! Kannst du dir das vorstellen? Versuche es, es hilft!«

»Ja, ich sehe die Schiffe!«

»Wie die weißen Segel sich blähen, wenn der Morgenwind aufkommt? Riechst du ihn? Wie die Sonne aufgeht und um die Wolken spielt, siehst du diese Farben?«

»Ja.«

»Der Ozean macht dich frei, er führt dich um die ganze Welt, und nirgendwo gerätst du an eine Grenze. Es gibt nirgendwo Häuser oder Türen, hinter denen man dich einsperrt, keine Keller. Diese Weite! Dieses gleißende Licht! Siehst du es?«

»Ja. Horch! Er kommt.«

Die beiden Stimmen bleiben eine Weile still.

»Nein«, sagt dann die stärkere von beiden, »es war etwas anderes, wir haben noch Zeit...«

»Ach, es hat doch keinen Zweck...«

»Halte durch! Versuche es zumindest. Es gibt immer einen Ausweg.«

»Diesmal nicht. Ich kann es nicht glauben.«

»Die Schiffe! Stell dir die Schiffe vor. Mächtige Vögel im Wind! Unser kleines, wendiges mit dem schmalen, länglichen Bug und dem gestutzten Heck ist auch dabei. Es hat zwei Masten, an denen man riesige Lateinersegel mit langer Bambusrahe sieht. Das Schiff ist damit sehr schnell. Ein langer Schwertbalken, der unter dem Kiel über die gesamte Rumpflänge verläuft, verleiht ihm einen großen Seitenwiderstand. Auf diesem Schiff können wir fliehen! Es bringt uns auf ewig fort von hier! Es kann hart am Wind segeln, die Piraten greifen damit an, und sie sind die Schnellsten. Mit diesem Schiff holt uns niemand ein, nicht einmal der Teufel.«

»Wenn er kommt, um uns zu holen, sind wir schon weit draußen!«

»Ganz weit draußen! Uneinholbar! Wir können auch ein Schiff der Perlenfischer nehmen, Liebste.«

»Erzähle mir mehr davon.«

»Die Perlenfischer segeln mit Zweimastern. Sie kreuzen weit draußen bis hin zu den Sandbänken, wo sie vor Anker gehen. Dort stürzen sich dann die Mutigsten ins Meer und tauchen so tief, dass nicht mehr der geringste Lichtstrahl zu ihnen dringt. Ganz tief unten sind sie allein, aber auch in völliger Sicherheit!«

»Perlenfischer! Wenn ich doch nur einmal einen von ihnen mit eigenen Augen sehen könnte!«

»Es sind schöne Menschen. Der kurze, schmale Kiel ihrer Schiffe und der hohe Rumpf, auf den ein massiges Deck mit Aufbauten gesetzt ist, eignen sich aber nicht für weite Reisen. Nur für das Segeln in Ufernähe, für die Fahrt zu den glitzernden Perlen.«

»Auf einem solchen Schiff kannst du mich zwischen die beiden Masten spannen, wie du es im Wald von Notre-Dame getan hast. Du kannst mich fliegen lassen.«

»Du fliegst im Sommerwind! Ich sehe es vor mir!«

»Mit welchen Schiffen können wir noch fliehen?«

»Wir könnten ein großes Schiff nehmen, das besonders gut für weite Reisen geeignet ist. Die drei Masten solcher großen Schiffe nennt man Fock-, Groß- und Besanmast. Hoch oben auf dem Großmast befindet sich das Krähenest, von wo aus die Geschehnisse auf See beobachtet werden. Dort kannst du es dir bequem machen, bis ich am Abend zu dir komme, wir schaukeln dann gemeinsam in den Sonnenuntergang, und die ganze Nacht gehört uns. Wir ankern weit draußen vor der Küste. Aber der Anker besteht nicht, wie bei den anderen Schiffen, aus einem langen, schweren Stein mit einem Holzsplint, sondern aus Eisen, und er hat vier Zacken mit Widerhaken. Dieses Schiff hat aber auch an Bug und Heck ein Deck und besitzt mit Lederüberzügen verschlossene Luken.«

»Wie schön! Ich kann es alles deutlich vor mir sehen!«

»Im hinteren Kastell auf dem Heck, gleich neben dem Steuer, steht ein Zelt. Es gehört dem Steuermann, aber wir werden es entern. Nur so haben wir Ruhe, wenn wir uns in der Nacht lieben, denn an Bord sind zwanzig raue Seeleute und vielleicht auch noch Kaufleute mit ihren Handelsgütern.«

»Still! Da geht eine Tür. Er kommt!«

»Er geht nur hin und her. Er überlegt. Was kann er schon mit uns anstellen? Wenn wir tot sind, nützen wir ihm nichts mehr.«

»Er genießt es, uns zu quälen. So einer ist er.«

»Damit hast du wohl Recht. Aber noch ist er nicht da. Wenn ich mich nur näher zu dir hinbewegen könnte, um dich zu spüren! Aber die Fesseln sind zu fest. Ich möchte noch einmal deinen Körper ganz nahe fühlen!«

»Und ich den deinen!«

»Wie wäre es, wenn wir mit einem Viermaster hinausführen?«

»Das wäre wunderbar!«

»Warum konntest du mich nicht mehr leiden?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht erklären. Es kam über mich wie ein Fluch.«

»Die Viermaster fahren über alle Meere. Mit ihnen ist keine Küste unerreichbar. Sie fahren bis in die chinesischen Häfen. Ein solches Schiff trägt uns schnell fort, denn sein volles Segelwerk hilft ihm, so rasch voranzukommen, dass kein Teufel uns einholt. Am Rumpf hat das Schiff zwei Decks, unten Laderäume, darüber Kajüten für Passagiere. Die Kajüten haben Türen und Schlösser. Hinter ihnen lieben wir uns nach Herzenslust. Das Schiff wird von Sklaven geführt, denen Matrosen befehlen. Mit einem einzigen Messerschnitt kann das ganze riesige Segelwerk gerefft werden!«

»Ich sehe es vor mir! Welch ein schöner Anblick!«

»Das schönste Schiff jedoch ist ein anderes, von dem schon im Koran berichtet wird. Es ist so schnell wie ein Vogel im Wind, und es gleitet sanft über die Wellen. Der schmale Rumpf, der lange, breite Kiel und das riesige dreieckige Lateinersegel machen es zu einem Traumschiff.«

»Wir nehmen genau dieses, Geliebter! Nichts kann uns aufhalten. Ich sehe uns, wie wir...«

»Jetzt kommt er wirklich, Liebste! Er steht schon vor der Tür. Hörst du es?«

Als Hassan den richtigen Zeitpunkt gekommen sah, fiel ihm ein, dass dieser Uthman, der so tat, als wäre er sein Bruder, zum Herrn der Morgendämmerung gebetet hatte. Hassan versuchte, sich an die Worte aus dem Koran zu erinnern. Er hatte sie in der Schule von Aleppo gelernt, er hatte sogar einen Lehrer gehabt, der allein für ihn da gewesen war. Als ihm die Worte wieder ins Gedächtnis kamen, betete er, wie Uthman es getan hatte. Aber von der anderen Seite kam keine Antwort. Hassan erreichte niemanden.

Daran war er allerdings gewohnt. Er war schon immer allein gewesen und von niemandem gehört worden, daher brach er das Gebet bald ab und erhob sich.

Er lauschte in die Stille hinein, doch alles blieb ruhig.

Hassan verfügte über zahlreiche Kellerräume. Und wen er einmal darin eingesperrt hatte, der erblickte das Sonnenlicht nie mehr. Genau das hatten diese Frevler allerdings auch verdient. Es war die gerechte Strafe für all diese Sonnenbeschmutzer, die das Auge des Herrn der Morgendämmerung beleidigten.

Hassan erinnerte sich an den Tag, an dem er nach Menache gekommen war. Am Ende einer langen, ziellosen Wanderung hatte ihn irgendetwas hierher geführt, er wusste selbst nicht, was es war – der Zufall, er selbst, der Auftraggeber? Gewiss, er war zum Mörder geworden, doch Gewissensbisse hatte er nie verspürt. Seine Opfer hatten ihre Berechtigung zu leben selbst verwirkt, weil sie nicht fest genug glaubten, und er erfüllte nur den Auftrag seines Herrn, des Höllenmeisters.

So nannte sich zumindest jenes unsichtbare Wesen, das Tag und Nacht mit ihm sprach. Seine Stimme hatte ihm eingeflüstert, dass er ein Auserwählter sei. Und dass er zu tun habe, was man ihm auftrüge. Die ganze Welt wartete darauf, dass er seiner Bestimmung folgte.

Hassan wusste, dass es nur einen Leibhaftigen gab, der mit immer nur einem Gehilfen arbeitete. Und dieser Gehilfe war er. Die kleinen Dschinn aus den Flaschen, die er in die silbernen Kugeln der Bisamäpfel gepresst hatte, die inzwischen jede Frau im Ort um den Hals trug, dienten nur ihm allein. Die Menschen waren aus trockenem Lehm erschaffen, die Dschinn aus dem Feuer des heißen Windes. Und er gebot über sie alle. Er war der Herr über den teuflischen Zauber. Und weil die Priester das geahnt hatten, waren sie geflüchtet.

Warum kamen sie nicht mit Feuer und Schwert zurück?

Hassan wusste es nicht. Er hatte von den glühenden Eisen der Inquisition gehört, von den Zangen und den Streckbänken, und er fürchtete sich davor. Es schüttelte ihn bereits der bloße Gedanke daran, der kleinste Schmerz ließ ihn zusammenzucken und trübte seinen Verstand. Und wenn er an die schrecklichen, barbarischen Taten dachte, die sich, wie man ihm erzählte, im Heiligen Land zugetragen hatten, konnte es vorkommen, dass er das Bewusstsein verlor.

Er hoffte, die Priester, die er und sein Meister vertrieben hatten, würden niemals zurückkommen. Falls doch, musste er allerdings gerüstet sein. Er müsste über so starken Abwehrzauber verfügen und so viele Krankheiten in Kräuterkugeln gesammelt haben, dass er die Bewohner des ganzen Ortes dazu zwingen konnte, auf seiner Seite zu kämpfen. Gegen schwer bewaffnete Soldaten wäre er dann aber immer noch machtlos. Solche dürften nicht hier erscheinen, dann wäre er am Ende.

Er lauschte. Aus seinen Kellerräumen ertönte kein Laut. Zufrieden fuhr seine Hand über all die magischen Symbole, die er vor sich ausgebreitet hatte – die Medaillons, die Pentagramme, die Haken. All diese Dinge zeugten von der Gegenwart des Meisters. Wenn er sie berührte, sprach dieser zu ihm.

»Höre, Satan! Ich will dir dienen, bis in den Tod«, murmelte Hassan. »Hilf mir, dass ich meine Feinde überwinde. Ich gehöre dir, daher lass mich auch Anteil haben an deiner Stärke.«

Dann hörte er die Stimme.

»Töte sie«, flüsterte sie ganz deutlich in seinem Ohr. »Sie sind gefährlich, daher töte sie sogleich!«

Hassan erzitterte ehrfürchtig wie immer, wenn er die Stimme hörte. »Ja, Meister!«, antwortete er, »ja, ich will es tun, sogleich!«

Schwer und langsam erhob er sich daraufhin, bis plötzlich ein Ruck durch seinen Oberkörper fuhr, der ihn sich jäh aufrichten ließ.

»Lob sei Allah, dem Herrn der Welten, dem König am Tag des Gerichts, dem Allbarmherzigen, dem Allerbarmer. Dich beten wir an, und zu Dir flehen wir um Hilfe. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen du gnädig bist, nicht derer, denen du zürnst oder die irgehen.«

Als Uthman sein Gebet beendet hatte, weinte Madeleine. Dann flüsterte sie: »Das Schlimmste ist das Warten. Wenn er endlich käme und allem ein Ende machte, wäre ich fest im Glauben. Aber dieses Warten in der Dunkelheit, diese Angst, ertrage ich nicht länger.«

»Ich weiß nicht, warum er wieder umgekehrt ist«, sagte Uthman. »Er hatte die Tür ja schon halb geöffnet. Etwas Wichtiges wird ihn wohl abgehalten haben. Aber so bleibt uns noch Zeit, Madeleine. Nutzen wir sie.«

»Wofür denn?«

»Gib nicht auf, Liebste, ich bitte dich! Denn wer sich aufgibt, der hat wahrhaft verloren. Erst wenn wir aufgegeben haben, sind wir wirklich in seiner Gewalt.«

»Ich will es versuchen.«

Uthman versuchte verzweifelt, das Gespräch in Gang zu halten. »Wie hat er dich eigentlich gefangen genommen?«

»Ich war wütend. Ich wollte einfach losreiten, ohne noch einmal mit euch zu reden. Ich dachte nur noch an die Heimat. Ich ging also zum Stall, und dort traf ich ihn. Er sagte, er könne mir etwas zeigen, das ich für eine sichere Reise brauchen könne, etwas, das eine Frau, die allein unterwegs sei, unantastbar mache. Er führte mich zu seinem Haus, und dort gab er es mir.«

»Was gab er dir?«

»Ich trage es am Hals. Es ist eine kleine, silberne Kugel, die aus zwei Hälften besteht und sich in der Mitte öffnen lässt. Oben hat sie einen Haken und unten eine Verzierung. Auf der oberen Hälfte ist zudem ein bärtiger Kopf abgebildet. Der Inhalt der Kugel duftet, riechst du es nicht?«

»Doch, es sind Wermut und Alraune und noch andere, mir unbekannte Substanzen. Ich wusste nicht, dass der Geruch von dir kommt. Hat Hassan dir diese Kugel verkauft?«

»Nein, er schenkte sie mir. Er band sie mir um, und dann schlug er mich unvermittelt nieder. Als ich erwachte, lag ich gefesselt in diesem dunklen Loch. Dann verging einige Zeit, ich weiß nicht wie viel, und dann wurdest du hier hereingeworfen.«

»Vielleicht ist die Kugel schuld daran, dass du dich plötzlich von mir abgewendet hast. Ich konnte zuerst gar nicht begreifen, was geschehen war, aber jetzt ist es mir klar, Hassan muss dich verhext haben.«

»Ich weiß nicht. Ich hatte die Kugel doch noch gar nicht, als ich zu dir kam. Ich konnte dich nur plötzlich nicht mehr leiden. Du warst mir auf eine Weise zuwider, die ich mir selbst nicht erklären konnte. Ich wollte nur noch fort.«

»Da musst du schon in seinem Bann gewesen sein. In diesem Ort scheinen sich alle Frauen im Bann dieses Mannes zu befinden. Und alle werden krank. Du musst diese Kugel, die er dir gegeben hat, loswerden, Madeleine. Solange du sie trägst, stehst auch du in Hassans Bann. Wahrscheinlich wird sie auch dich krank machen. Rücke näher an mich heran, dann versuche ich, das Band, an dem die Kugel hängt, durchzubeißen.«

»Es ist ein Silberkettchen.«

»Nun gut. Schaffst du es, noch ein wenig näher zu rücken? Ja, so ist es gut. Wenn ich mich jetzt noch etwas vorbeuge, müsste es gehen. Ich kann deinen Hals mit meinen Zähnen erreichen. So ist es gut. Noch ein Stückchen, noch ein kleines Stückchen...«

Je näher Uthman dem Hals seiner Geliebten kam, desto intensiver wurden nicht nur der Geruch der Kräuter in Hassans Bisamapfel, sondern auch der Duft, den Madeleines Haut verströmte. Der Sarazene schloss die Augen; auch wenn es in dem Loch, in dem sie gefangen waren, stockfinster war, brauchte er das, um sich zu konzentrieren. Er streckte die Zunge aus und berührte mit deren Spitze ganz leicht den Hals seiner Liebsten. Ganz vorsichtig ertastete er die Kette, an der der Bisamapfel hing. Sie entglitt ihm einige Male, doch nach einer Weile gelang es ihm, sie zwischen die Zähne zu bekommen und durchzubeißen.

Sofort rollte die Kugel auf den Boden. Uthman versetzte ihr mit den gefesselten Händen einen Stoß. Er hörte, wie sie weiterrollte und schließlich in einiger Entfernung gegen eine Wand stieß. Das Kellergewölbe schien größer zu sein, als er zunächst gedacht hatte.

Uthman genoss die Nähe zu Madeleine. Und auch sie schien die Nähe zu dem Sarazenen zu schätzen, denn sie bemühte sich, noch ein wenig näher zu rücken, so nah, wie es die Armfesseln in den Eisenringen, die in die Wand eingelassen

waren, erlaubten. Es war tröstlich, die Wärme eines anderen Menschen zu spüren. Uthman küsste ihren Hals, er wusste, dass es Madeleine gut tun würde, spürte dabei aber auch, dass die junge Frau vor Angst zitterte. Wenn er nicht zur Härte erzogen worden wäre, hätte er aus Mitleid mit ihr weinen können.

Voller Wut zerrte Uthman an seinen Fesseln. Wie um alles in der Welt konnte er sie befreien? Es fiel ihm nichts ein. Die Fesseln schienen sich nicht lösen zu lassen, Hassan hatte sie mit viel Sorgfalt verknüpft. Und Uthmans Glieder begannen langsam zu schmerzen.

»Als wir in Notre-Dame waren, rottete sich das ganze Dorf mitsamt den Bütteln und Soldaten gegen uns zusammen, weil man uns für Teufel hielt. Jetzt ist das Gegenteil der Fall. Wir bitten um Hilfe gegen den Teufel in Menschengestalt, und niemand hilft uns. Dieser Ort ist wahrhaft verhext, das ist keine Einbildung. Ob dieser geheimnisvolle Hassan dafür verantwortlich ist?«

Henri war in großer Sorge. Madeleine und Uthman waren verschwunden, und niemand im Ort wollte etwas über ihren Verbleib wissen.

»Lass uns den Ort noch einmal durchkämmen«, sagte Sean. »Die beiden können nicht weit sein, ihre Pferde stehen ja noch im Stall. Wenn die Menschen im Ort sich gegen uns stellen, müssen wir sie zwingen! Uthman und Madeleine zu retten ist wichtiger, als mit den Hiesigen Frieden zu halten.«

»Das sehe ich auch so«, meinte Joshua. »Allerdings glaube ich ebenso wie Henri, dass dieser Ort verhext ist. Daher müssen wir vorsichtig vorgehen.«

Joshua verstummte. Er schien über etwas nachzudenken.

»Was hast du?«, fragte Henri.

»Ich dachte gerade daran«, entgegnete Joshua, »wie Uthman mir nach seinem ersten Besuch bei Hassan erzählte, dass es in dessen Haus intensiv nach Kräutern röche. Er glaubte, es handelte sich um eine Mischung aus Wermut, Bockskraut, Schierling und Frauenmantel. Es waren noch andere Gerüche darunter, die er nicht identifizieren konnte, aber die genannten waren seiner Meinung nach die Hauptbestandteile. Das bereitet mir etwas Sorge, auch damals schon, denn mit einer solchen Mischung kann man Menschen recht einfach betäuben und verwirren. Wenn Hassan sie dazu benutzt...«

»Kannst du einen Gegenzauber herstellen?«, fragte Sean, der gar nicht lange darüber nachdenken wollte, wozu Hassan verwirrte Menschen zu benutzen dachte. »Wir könnten versuchen, ihn im Ort zu verteilen und die Leute hier immun dagegen zu machen.«

»Ich kann es zumindest versuchen«, sagte Joshua. »Um den Zauberbann zu brechen, benötige ich spezielle Kräuter, die gegen jene aus Hassans Mixtur wirken, und die muss ich dann verbrennen.«

»Willst du dich daranmachen, die entsprechenden Kräuter zu suchen?«, fragte Henri.

»Sicher«, entgegnete Joshua. »Ich mache mich sofort auf. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät!«

Entschlossen durchkämmten Henri und Sean den Ort. Sie nahmen dabei keine Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Bewohner. Sie betraten jedes Haus, ohne darauf zu warten, dass jemand sie bat, einzutreten. Sie öffneten alle Türen und schauten in jeden Winkel. Da die Häuser meist aus nur einem größeren Raum bestanden und die Katen der Fischer nicht einmal feste Mauern hatten, war kaum zu befürchten, dass sie dabei etwas übersahen.

Die Einwohner von Menache verfolgten stumm und schicksalsergeben das Treiben der beiden Fremden. Henri begriff rasch, dass sie in einem Bann standen, aus dem sie sich selbst nicht mehr befreien konnten. Wer ihnen gegenüber bestimmt genug auftrat, den mussten sie anscheinend gewähren lassen. Diesen Umstand machten sich Henri und Sean zunutze.

Aber von Uthman und Madeleine fand sich keine Spur. Daher durchsuchten Henri und Sean auch die Schuppen und Ställe am Ortsrand. Dass die Vermissten in den Booten der Fischer, die am Strand lagen, versteckt sein konnten, hielt Henri für wenig wahrscheinlich. Dennoch suchten sie auch dort. Doch so lange und intensiv sie auch suchten, Uthman und Madeleine blieben verschwunden.

Sie konnten sich nur noch in Hassans Haus befinden. Es war das einzige, das Henri und Sean noch nicht betreten hatten.

Nach Einbruch der Dunkelheit gaben sich die beiden dorthin. Sean sollte kurz vor dem Haus Wache halten, Henri schlich sich ganz nahe heran. Durch ein Fenster konnte er beobachten, wie Hassan ständig hin- und herging. Manchmal verschwand er auch gänzlich aus Henris Blickfeld, es schien dann, als würde er sich auf den Boden legen. Henri versuchte, sich vorzustellen, womit Hassan wohl beschäftigt war. Angesichts der Emsigkeit, die er an den Tag legte, musste es etwas Wichtiges sein.

Mit einem Mal öffnete sich die Tür des Hauses, und Hassan trat heraus. Er blieb eine Weile auf der Schwelle stehen und blickte ziellos umher. Er schien über etwas nachzudenken. Schließlich schaute er noch einmal nach rechts und nach links und ging dann wieder ins Haus zurück. Die Tür ließ er jedoch offen stehen. Kurz darauf trat Hassan erneut heraus, diesmal trug er einen Sack über der Schulter. Henri glaubte, einen starken Geruch wahrzunehmen, der bis zu seinem Versteck

hinüberdrang. Hassan zog die Tür hinter sich zu und ging in Richtung Meer davon.

Als Henri sich gerade entschieden hatte, in das verlassene Haus einzudringen, kam Hassan zurück. Den Sack hatte er nicht mehr dabei, er wirkte allerdings sehr zufrieden.

»Er lässt sich Zeit, er will uns zappeln lassen«, sagte Uthman. Er spürte, wie seine Kräfte langsam nachließen. Durst und Hitze setzten ihm zu. Madeleine schwieg. Schließlich begriff Uthman, dass sie das Bewusstsein verloren hatte.

Uthman versuchte, sich erneut in ihre Richtung zu bewegen, und rief ihren Namen. Das Mädchen antwortete nicht, gab aber einen stöhnenden Laut von sich. Da wurde Uthman plötzlich von rasender Wut übermannt.

»Hassan! Komm endlich her und mach allem ein Ende!«, schrie er. »Du verfluchter Huf eines räudigen Kamels! Tritt mir gegenüber! Sieh den Hass in meinen Augen und kämpfe mit mir! Verkrieche dich nicht wie ein Feigling in der Dunkelheit!«

Doch es kam keine Antwort. Im Haus blieb alles ruhig. Dann glaubte Uthman, eine Tür zuschlagen zu hören. Er lauschte. Dann stöhnte er auf und zerrte erneut an seinen Fesseln. Plötzlich erstarrte er. Er hörte ein leises Geräusch, ein Kratzen. Dann wurde irgendetwas gegen eine Wand geschlagen. Es schien in einem Nebenraum zu geschehen.

Uthman verhielt sich ruhig. Jetzt klopfte etwas in einem bestimmten Rhythmus gegen die Wand. Was war das? Es waren in jedem Fall kein Zweig, der vom Wind geschüttelt wurde, kein Marderhund und keine Maus, die zwischen den Wänden steckte.

Uthman rückte auf die Wand zu, von der das Geräusch zu kommen schien, und setzte sich so hin, dass er sein Knie

dagegen stemmen konnte. Dann klopfte er damit rhythmisch gegen die Wand. Als er aufhörte, ertönte der gleiche Rhythmus auf der anderen Seite.

Uthman brach der Schweiß aus. Er klopfte erneut, und prompt erhielt er eine Antwort. So ging es eine Weile hin und her. Dann hielt Uthman erschöpft inne. Inmitten der Dunkelheit schien es ihm plötzlich, als sei die Wand seines Gefängnisses durchlässig geworden und als fiele von der anderen Seite Licht herein. Dort musste ein Mensch sein! Handelte es sich um einen weiteren Gefangenen? Unterhielt dieser Teufel in seinem Keller ein Gefängnis?

Wieder stöhnte Madeleine auf. Uthman versuchte, sie mit dem Kopf anzustoßen. Er flüsterte ihren Namen. Er versuchte, sich vorzustellen, wie Madeleine aussah. Aber es gelang ihm nicht, und er erschrak darüber.

In diesem Moment schwor sich Uthman, nicht aufzugeben. Er würde bis zum letzten Atemzug kämpfen! Er würde dieses Ungeheuer zurück in die Hölle schicken, wo es hingehörte!

Joshua war in den Wald gegangen und sammelte alle Kräuter ein, die er seines Wissens nach für einen guten Abwehrzauber benötigte. Während er sie schnitt, überlegte er, was ihm wohl drohte, wenn ein christlicher Priester ihn bei dieser Arbeit beobachtete. Sicher der Feuertod, dachte er, denn Kräuterkundler galten als Zauberer und ungläubige Hexer.

Joshua nahm Mispeln von einem Strauch. Diese wollte er mit gestampfter Myrrhe verbinden und in geschmolzenes Wachs tauchen, um einen Docht herzustellen. Damit konnte er dann ein Licht entzünden. Ein junges Mädchen, das noch nicht befleckt war, sollte ihn mit diesem Licht in der Hand zu verschwundenen Personen führen können. Das hatte Joshua einmal irgendwo gelesen. Er wusste nicht, ob es stimmte, aber

er musste es versuchen. Dort, wo die Vermissten sich befanden, würde das Licht verlöschen. Und der Geruch, den das verlöschte Licht verströmte, würde anzeigen, wer sich in der Nähe befand. Meist roch das Licht nach Schwefel, meist war es der Teufel.

Wenn er die Wirkung des Wachses verstärken wollte, musste er noch geriebenes Schöllkraut sowie zerdrückte Walderdbeeren und Holunderbeeren hinzufügen. Alchemisten benutzten diese Mixtur, um Ton in Silber zu verwandeln, und jedes Mal, wenn sie das taten, erklang ein schriller Laut, der einer menschlichen Stimme ähnelte.

Blut und Ausscheidungen wollte Joshua nicht benutzen. Er hielt nichts von Nornenblut, Urin von Waldfrauen oder Drachenhorn, und er verarbeitete auch keine Teile getöteter Tiere oder Weihwasser. Wer mit solchen Zutaten hantierte, hatte schnell einen Inquisitor am Hals, und Joshua hatte auch kein Verständnis dafür, wenn vermeintliche Kräuterheiler die nachweisbare Wirkung von Pflanzen mit solcherlei Blendwerk verdarben. Denn Kräuter besaßen zweifelsohne ihre eigenen Wirkungen. Joshua hatte schon viele Menschen gesunden sehen, nachdem sie einen gut zubereiteten Kräutersud getrunken hatten. Selbst gegen die Pest und das rote, fliegende Feuer sollten Kräuterdämpfe helfen.

Joshua glaubte nicht an das, woran viele Christen glaubten. An geheimnisvolle Mächte, Dämonen und Teufel, an Tierverwandlungen, Teufelsbuhlschaften und Hexensabbat. Wenn Menschen von Dämonen besessen waren, hatte das seiner Erfahrung nach immer körperliche Gründe. Entweder hatten die Besessenen zuvor etwas Verdorbenes gegessen, oder ihnen war ein falsches Medikament verabreicht worden. Einige hatten auch nur große Angst, und diese ließ sie dann in allem und jedem Teufel und Feinde sehen, sodass Außenstehende meinen konnten, die eigentlich ängstliche Person sei besessen.

Niemand konnte vom Teufel verführt werden, wie es die christliche Rechtsprechung annahm, das stand für Joshua fest, aber es gab Menschen, die glaubten, sie hätten Anteil an der Macht des Teufels. Solche Menschen waren gefährlich. Und Hassan war ein solcher Mensch.

Joshua sammelte und sammelte. Hier pflückte er weiße Brennnessel, dort eine Silberdistel. Kalmuswurzel gab es in dieser Gegend zwar nur selten, aber auch davon fand er ein Exemplar. Die schwarze Rinde entfernte er bereits vor Ort, später würde er die Wurzel dann schaben und ihren Saft herausaugen.

Joshua beeilte sich, denn er ahnte, dass bald schon etwas geschehen würde. Sein Gegenzauber musste unbedingt gelingen. Hoffentlich war es noch nicht zu spät.

Madeleine sprach wie im Fieber, sie schien nicht mehr bei Verstand zu sein. Doch plötzlich hörte Uthman sie ganz klar und ruhig sprechen.

»Wenn er kommt«, sagte sie, »soll er mich zuerst töten. Denn ich will nicht mit ansehen, wie du getötet wirst, Uthman.«

»Sag so etwas nicht, Liebste«, flehte Uthman. »Du bist noch so jung, du musst noch lange leben. Ich werde mich opfern! Dich wird dieser grauenhafte Sklaventreiber dann laufen lassen. Du hast ihm ja nichts getan.«

»Du hast ihm doch auch nichts getan. Und darum geht es ihm auch gar nicht. Dieser Hassan ist besessen. Siehst du das denn nicht? Er wird uns beide töten, ohne jeden Grund, einfach nur, weil er meint, es tun zu müssen. Wenn er mich tötet, dann soll er es schnell machen. Ich will nicht leiden.«

»Ach, Madeleine!...«

Beide schwiegen. Uthman schlug noch einmal mit dem Knie gegen die Wand. Doch er erhielt keine Antwort mehr.

Vielleicht war der andere inzwischen zu geschwächt, um zu reagieren. Uthman riss sich zusammen. Henri und die anderen hatten sich bestimmt auf die Suche nach ihm begeben. Wie oft hatten sie sich schon gegenseitig aus solch aussichtslosen Lagen befreit!

»In meiner Heimat ist es anders, weißt du?«, sagte Uthman, der sich bemühte, seine Stimme fest klingen zu lassen. »Dort quält man die Menschen nicht, man liebt sie. Der Islam ist eine Religion der Liebe.«

Madeleine sagte leise: »Ich weiß nicht, wovor ich mehr Angst habe, ob davor, dass er kommt, oder davor, dass er nicht kommt.«

»Wie meinst du das?«, wollte Uthman wissen.

»Wenn er nicht kommt, werden wir hier elendig verhungern und verdursten. Das ist vielleicht sogar noch schlimmer als der schnelle Tod, den Hassan uns bereiten könnte.« Madeleine begann zu schluchzen. »Vielleicht hat er sich schon längst aus dem Staub gemacht, und niemand wird uns hier suchen! Wir werden jämmerlich krepieren!«

»Beruhige dich, Madeleine. Niemand vergisst uns. Wenn Hassan uns aufgegeben hat und geflohen ist, finden uns die Freunde. Sie suchen uns, und sie werden uns finden, ich verspreche es dir. Ich weiß ganz genau, dass sie uns retten werden.«

Joshua trug seine Kräuter zu Henri. Gemeinsam beeilten sie sich, die stark duftenden Gewächse so zuzubereiten und zu mischen, wie Joshua es geplant hatte. Er richtete alles so her, wie er es sich im Wald vorgestellt hatte. Er flocht einen Docht und tauchte ihn in Wachs. Jetzt mussten sie eine Jungfrau finden, die die fertige Kerze tragen würde. Zu diesem Zweck wurde Sean ins Dorf geschickt. Er sollte Yanne, die Tochter

eines Schnapsbrenners, holen, die er inzwischen kennen gelernt hatte. Sie würde gewiss noch Jungfrau sein, denn ihr Vater bewachte ihre Keuschheit streng.

Nachdem die Kerze fertig war, hatte Joshua noch zahlreiche kleine Kräutersträußchen gebunden, die überall verteilt werden konnten. Mit ihrem Duft sollte versucht werden, die von Hassans Haus ausströmenden Gerüche, die mittlerweile über dem ganzen Ort lagen, zu verdrängen.

Als Sean mit Yanne zurückkam, waren Henri und Joshua gleich davon überzeugt, dass sie die Richtige war, um die Kerze zu tragen. Joshua erklärte ihr vorerst nicht zu viel von ihrem Vorhaben. Er drückte ihr lediglich die Kerze in die Hand und bat sie, dorthin zu gehen, wohin das Licht sie führe. Yanne schaute die Männer mit großen Augen an und ging dann ohne ein weiteres Wort los. Henri und Sean folgten ihr.

Joshua verteilte unterdessen seine Kräutersträuße im Ort.

Wie ein Spürhund gelangte Yanne mit der Kerze ohne Umwege zu Hassans Haus. Hatte das wirklich mit der Wirkung von Joshuas Zauber zu tun, oder wusste das Mädchen – wie vielleicht jeder Einwohner von Menache –, dass Hassan heimlich Gefangene hielt und sich Uthman und Madeleine nur bei ihm aufhalten konnten? Yanne schwieg sich darüber aus. Henri und Sean sahen von außen nicht, dass sich in Hassans Haus etwas bewegte. Sie vermuteten daher, dass der Besitzer nicht da war, und schickten Yanne näher an das Haus heran.

Als sie vor die Haustür trat, erlosch die Kerze. Yanne wandte sich enttäuscht um, doch Henri, der sich zusammen mit Sean hinter ein paar Bäumen versteckt hielt, signalisierte ihr, dass alles in Ordnung sei. Er winkte sie zurück in die Deckung.

»Ich gehe hinein«, sagte Henri, als sie zurückgekehrt war. »Ich werde ihn zur Rede stellen. Wenn er Uthman und Madeleine wirklich gefangen hält, werde ich es erfahren.«

»Und wenn Yanne sich täuscht?«, fragte Sean.

»Wenn ihr mir sagt, worum es geht«, meinte das Mädchen, »kann ich euch vielleicht helfen.«

Henri blickte Yanne forschend an. Sie schaute ihm ihrerseits fest in die Augen. Henri entschied, dass sie vertrauenswürdig sei, und erklärte ihr in knapper Form alles, was es zu wissen gab.

Yanne nickte nur, wusste aber nichts zu sagen.

Henri zog sein Schwert. »Ihr beiden bleibt zurück. Sean, du folgst mir nur, wenn ich das Zeichen dazu gebe. Bring dich nicht unnötig in Gefahr. Und achte auf das Mädchen.«

Im Haus schien sich jetzt etwas zu bewegen. Die Beobachter glaubten, hinter einem der Fenster einen Lichtschein zu sehen. Vielleicht beobachtete Hassan, was draußen vor sich ging. Henri musste also äußerste Vorsicht walten lassen, denn er traute diesem Mann alles zu.

Henri warf einen letzten Blick zurück. Sean lächelte ihm angespannt und aufmunternd zu. Henri wollte soeben aufspringen und die kurze Entfernung bis zum Haus in wenigen ausholenden Sätzen zurücklegen, da geschah etwas, womit er nicht gerechnet hatte.

Hassan kam zurück. Es war jetzt dunkel geworden. Er wusste nun genau, was zu tun war. Die Fischer hatten es ihm gezeigt, als sie die gefangenen Meerestiere im Kreis ausgelegt hatten. Der dunkle Manuel kannte sich mit solchen Dingen besonders gut aus. Die Fischer legten einen Kreis aus Krebsen, Krabben, Seesternen und Muscheln in den Sand. Manuel fuhr mit der Hand darüber. Mitten im Kreis war dann das Zeichen zu sehen gewesen, auf das Hassan gewartet hatte. Es war das Haus des Todes.

Hassan stand ohne ein Wort auf und ging davon. Das Zeichen war offensichtlich, er wusste nun, dass er noch im Auftrag

seines Meisters handelte. Er stand in seiner Gunst. Und er wollte sich seiner würdig erweisen.

Joshua lief, so schnell er konnte, im Ort umher und verteilte seine Kräutersträuße. Er war ungeduldig.

Einige Leute aus dem Dorf beobachteten ihn bei seiner Arbeit. Stumm blickten sie aus ihren Häusern und Katen hinaus. Manche von ihnen schienen feindselig zu blicken, doch sie unternahmen nichts, als sie sahen, wie Joshua seine Sträuße auslegte und sogleich in Brand steckte. Die Flammen züngelten empor, und die Kräuter verbrannten – nicht schnell, aber gründlich –, wobei sie vor allem viel Rauch und ein markantes Aroma entfalteten.

Joshua bemerkte verblüfft, dass jeder, der in die Nähe des Rauchs kam und ihn einatmete, abrupt stehen blieb, zu stöhnen begann, sich an den Kopf fasste und umhertorkelte. Eine Frau fiel auf die Knie und riss sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die Kette mit dem silbernen Bisamapfel vom Hals. Ein Mann begann zu schreien und rannte davon.

Joshua war zufrieden, sein Zauber schien die erhoffte Wirkung zu zeitigen. Er bemerkte, wie die Menschen von allen Seiten her aufeinander zuzogen. Sie kamen aus ihren Häusern, als folgten sie einem geheimnisvollen Aufruf.

Plötzlich streckte jemand die Hand nach Joshua aus.

»Hey, Fremder, wer bist du? Was tust du hier?«, fragte ihn der Mann, der ihn berührt hatte.

Joshua nutzte die Gelegenheit, um die Wirkung der Kräutersträuße noch zu verstärken. »Befreit euch von dem Teufelszauber!«, rief er den Leuten auf der Straße zu. »Nehmt die Ketten mit den Bisamäpfeln ab und werft sie fort!«

Zu seiner Verwunderung taten alle ohne Widerrede wie er ihnen geheißen. Alle Ketten lagen nun mitten auf der Straße.

»Zertretet sie!«, rief Joshua.

Und wieder folgten die Leute seinem Rat. Es sah aus, als würden sie einen seltsamen Tanz vollführen, während sie auf die Ketten sprangen und sie zertrampelten. Joshua war so erleichtert darüber, dass sein Gegenzauber wirkte, dass er laut auflachte. Schließlich hatten sich alle des Zaubers entledigt.

»Und was tun wir nun?«, wollten die Leute wissen.

»Ihr seid frei! Der Zauber wirkt nicht mehr! Jetzt geht zu Hassans Haus und befreit die Menschen, die dort gefangen sind!«

Einige murrten. Doch bald schon setzten sich die Leute langsam in Bewegung. Joshua blickte ihnen nach. War es möglich, dass diese Menschen immer taten, was man ihnen sagte, ohne zu fragen, worin der Sinn ihrer Taten bestand und ob sie sie wirklich ausführen wollten? Man hatte sie offenbar zu lange daran gewöhnt, keinen eigenen Willen zu haben.

Aus der Ferne rückte eine Menschenmenge auf sie zu. Henri sah sie kommen und richtete sich beunruhigt auf. Was geschah dort? Waren es die Dorfbewohner? Hatte Hassan sie herbeigerufen, damit sie ihn schützten?

Henri zog sein Schwert und hielt es in der ausgestreckten Hand. Er war bereit zum Kampf.

Die Leute kamen immer näher und ließen sich von nichts aufhalten. Im Nu war Henri von ihnen umzingelt. Er hielt den Atem an und musste dann verblüfft, aber vor allem erleichtert feststellen, dass sie ihn in Ruhe ließen, sie zogen einfach an ihm vorbei. Die Prozession erreichte das Haus, und jeder suchte sich einen Platz. Henri überlegte flüchtig, ob dies ein Effekt von Joshuas Abwehrzauber sein könnte, den der Freund, wenn alles gut gegangen war, mittlerweile sicherlich würde eingeleitet haben. Die Menschen aus Menache hielten jetzt

inne, machten eine Gasse frei und richteten ihre Blicke auf Henri und Sean. Noch immer sprach niemand.

Da begriff Henri plötzlich.

Er gab Yanne, die noch immer die Kerze in den Händen hielt, die sie zu Hassans Haus geführt hatte, in die Obhut einer nahe beistehenden Frau. Dann zog er Sean mit sich.

»Ich brauche dich jetzt, mein Knappe«, sagte er. »Du musst die Tür zu Hassans Haus aufreißen und dann sofort zur Seite treten. Mit Hassan werde ich schon fertig. Während wir kämpfen, musst du nach Uthman und Madeleine suchen. Gib mir ein Zeichen, wenn du sie gefunden hast, in Ordnung?«

»In Ordnung«, erwiderte Sean.

»Dann los!«

»Viel Glück, Herr Henri!«

Die beiden Männer machten es genau so, wie Henri es vorgeschlagen hatte. Sean stieß die Tür nach innen auf, und Henri sprang an ihm vorbei. Im Haus selbst war es dunkel. Henri musste sich erst einmal orientieren, er wusste nicht, was ihn erwartete.

Er drückte sich mit dem Rücken gegen eine Wand und blieb vollkommen ruhig stehen. Dann lauschte er in das Haus hinein, hörte aber nichts.

Schließlich rief er: »Hassan! Wo bist du? Komm her und kämpfe, wenn du kein Feigling bist.«

Doch nichts geschah.

Henri atmete aus, dann tastete er sich vorwärts.

Er durfte keine Zeit mehr verlieren. Vom Flur aus gelangte er zunächst in einen größeren Raum. Da hier niemand war, machte Henri auf dem Stiefelabsatz kehrt. Die beiden übrigen Räume waren klein und karg möbliert, ein Versteck bargen sie nicht. Henri kam wieder in den Flur zurück. Sean stand noch immer an der Eingangstür.

Sean deutete nach oben. »Die Leute sagen, das Haus hat nach hinten keinen Ausgang und keine Fenster. Er muss im oberen Stockwerk sein.«

Henri nickte. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Auf dem oberen Treppenabsatz blieb er stehen. Hier oben roch es seltsam. Henri versuchte herauszufinden, was für ein Geruch ihm hier in die Nase stieg, doch so angestrengt er auch überlegte, er kam nicht darauf, also setzte er seine Jagd auf Hassan fort.

Im oberen Stockwerk gab es zwei Türen. Henri trat sie mit den Stiefeln ein. Hinter einer befand sich eine mit Fässern, Ledersäcken und Körben voll gestopfte Kammer. Die Gegenstände mussten über eine moderne Zugvorrichtung außen am Haus hierher gebracht worden sein; vieles davon war zu sperrig, als dass es über die Treppe hätte getragen werden können. In dem zweiten Raum sah Henri eine Art Altar, geschmückt mit einem ziegenbärtigen Gesicht über einem Kerzenständer. Und einen großen Bisamapfel, silbern glänzend, der an einer Kette sachte hin- und herschaukelte, als habe ihn gerade erst jemand berührt.

Jetzt hörte Henri ein Geräusch hinter sich. Er fuhr herum. Etwas sprang auf ihn zu, eine Gestalt in einem schwarzen Umhang. Ehe er sich's versah, hatte sie ihn überwältigt. Henri sah noch, wie ein langer, glitzernder Gegenstand auf ihn zuraste. Er verspürte nur einen unerträglichen Schmerz, und dann wurde alles um ihn herum dunkel.

Henri de Roslin konnte keine Abwehrbewegung mehr ausführen und keinen Warnschrei ausstoßen. Er sackte von einem Moment auf den nächsten zusammen und fiel auf die harten Steinfliesen.

Als er kam, schrie Madeleine auf. Uthman versuchte, sich so herumzurollen, dass er den Eingang blockierte. Die Tür war niedrig genug, dass Uthman sie mit seinem Körper notdürftig versperren konnte. Er hatte sich ausgerechnet, dass er Hassan so eine Weile hinhalten konnte.

Von außen hörte Uthman knurrende Laute. Hassan war wie von Sinnen, nachdem er Henri so erfolgreich niedergestreckt hatte. Uthman war klar, dass Worte hier zwecklos waren. Dennoch sprach er seinen Gegner an.

»Hassan«, sagte er. »Lass Madeleine gehen. Hörst du? Lass das Mädchen in Frieden. Dann kannst du mich töten.«

Doch der Teufelsanbeter antwortete nicht. Er versuchte nur mit allen Mitteln, die Tür zu öffnen. Er warf sich dagegen, er drückte und schob. Die Laute, die er dabei ausstieß, klangen immer bedrohlicher. Stück für Stück ging die Tür auf. Uthman wurde nach drinnen geschoben. Er stemmte sich dagegen, doch es fiel ihm immer schwerer, den Widerstand zu halten. Warum kam Henri nur nicht?

Mit einem großen Kraftakt gelang es Hassan plötzlich, den Eingang so weit zu öffnen, dass er sein linkes Bein hineinschieben konnte. Er rammte es in den Spalt der Öffnung. Dann drückte er mit seinem ganzen Gewicht gegen das Türblatt. Schließlich erblickt Uthman sein Gesicht.

Hassan war wie verwandelt. Er hatte sich seines Schnauzbarts entledigt. Sein Gesicht war weiß geschminkt, und die Augen waren schwarz umrandet. Er trug ein rotes Band um den Kopf, von dem Blut auf die Stirn zu tropfen schien. Uthman konnte sich nicht daran erinnern, dass Hassan bei ihren ersten Begegnungen so groß gewesen war wie jetzt. Er füllte den Türrahmen vollkommen aus, sodass man sich kaum vorstellen konnte, wie er hindurchpassen sollte. Nach und nach gelang es ihm, seinen großen, knöchigen Leib durch die Öffnung zu zwängen. Schließlich musste er sich sogar ein wenig

zusammenkrümmen, damit auch sein Kopf durch den Eingang passte.

Hassan streckte den Hals vor wie ein Raubvogel, der zum Angriff überging. Er blickte sich nach allen Seiten um. Dann trat er mit einem letzten kräftigen Ruck gegen die Tür, und sie gab endgültig nach.

Madeleine schrie auf. Hassan hatte Uthman vollständig zur Seite gedrückt und betrat die dunkle Kammer.

Joshua hatte sein Werk vollendet. Zufrieden betrachtete er die vielen kleinen Rauchwolken, die ringsum aufstiegen. In der Ferne, vom Meer her, beobachteten die Fischer die Vorgänge.

Joshua sah von weitem, dass sich die Leute aus Menache vor einem Haus versammelt hatten. Dort mussten Uthman und Madeleine zu finden sein, dachte er.

Joshua rückte sich die Brille zurecht. Sie saß wie immer schief. Er warf die restlichen beiden Kräutersträuße, die er noch in den Taschen trug, achtlos fort und rannte los.

Hassan erstarrte. Hinter sich, aus seinem geheimen Ritualzimmer, hörte er Schritte. Er fluchte leise vor sich hin. Dann wandte er sich um und presste mühsam seinen großen Körper durch den Türrahmen in sein Haus zurück, wo er dem frechen Eindringling sofort gegenüberstand.

Er riss einen schweren Kerzenleuchter vom Sockel seines Altars und hob ihn über seinen Kopf. Als der Eindringling ihn bemerkte und sich zu ihm umwandte, war es schon zu spät. Hassan schlug kräftig zu.

Der Getroffene stürzte zu Boden. Hassan trat ihm noch einmal kräftig in die Seite, doch er blieb bewegungslos liegen.

Aber damit war die Gefahr noch nicht vorüber. Hassan hatte bemerkt, dass sich unten im Haus etwas tat. Offenbar drang noch jemand in sein Haus ein.

Was geschah hier? Alles geriet in Unordnung! Hassan wandte sich von seinem reglosen Opfer ab, das für ihn keine Gefahr mehr darstellte, und stürzte auf den Hausflur hinaus.

Ganz oben am Ende der Treppe, dort, wo kurz zuvor Henri verschwunden war, erblickte Sean die mächtige, knorrige Gestalt. Sofort ahnte er, was im Raum hinter dem Treppenabsatz geschehen war.

Sean wusste nicht, dass der Mann dort oben Hassan war, doch er vermutete es. Der Mann sah ganz anders aus, als Uthman ihn beschrieben hatte, doch er wirkte äußerst dämonisch, wie er so stocksteif am oberen Treppenabsatz stand. Er hielt etwas metallisch Glänzendes in der Hand. Sean warf noch einen Blick zurück zu den Leuten aus dem Ort, die reglos herumstanden, ganz so, als gingen sie die Vorgänge im Inneren des Hauses nichts an. Dann zog er mutig sein Kurzschwert.

Das ist meine Feuertaufe, dachte er. Ich muss sie bestehen, wenn wir alle hier wieder lebend rauskommen sollen.

Sean wusste später selbst nicht mehr, wie es ihm gelungen war, die Stufen so schnell empor zu springen. Er spürte seine Kräfte wachsen. Es gelang ihm, den Schlag, den der andere führte, abzuwehren, aber er konnte selbst nicht zuschlagen.

Sean warf sich gegen seinen Gegner. Beide fielen zu Boden. Sean versuchte, den Feind zu packen. Dabei rollten sie auf die Treppe zu und stürzten hinunter. Keinem von beiden gelang es, sich während des Falles einen Vorteil zu verschaffen. Schließlich konnte Sean seinen Arm um den Hals des anderen legen, doch der schlug mit seinen langen Armen wild um sich,

sodass Sean ihn nicht gänzlich unter seine Kontrolle brachte. Immer wieder versuchte Hassan, den Leuchter über seinen Kopf hinweg nach hinten zu stoßen. Sean spürte, wie er an der Schulter getroffen wurde und eine Faust des Gegners ihn in der Seite traf. Nach und nach spürte Sean, wie der Schmerz seine Wut besiegte und seine Kraft erlahmte. Und noch immer war es ihm nicht gelungen, den anderen mit seinem Kurzsword zu bedrohen.

Dieser schlug weiterhin mit den Fäusten auf ihn ein. Und dann traf der Sockel des schweren Leuchters Sean an der Hüfte. Sogleich verspürte er einen irrsinnigen Schmerz. Seans Mut sank noch weiter. Doch er wusste, dass das Leben aller nun von ihm abhing, daher kämpfte er mit letzter Kraft weiter.

Sean ging durch den Kopf, dass er noch nie einen Menschen getötet hatte, er hatte höchstens den ein oder anderen während eines Kampfes verletzt. Jetzt aber konnte er nicht anders handeln. Er musste diesen Teufel auslöschen.

Sean hörte sich selbst keuchen und knurren. Er packte mit seiner rechten Hand, die für einen Moment frei war, den Kopf des anderen. Die Hand rutschte an dessen Stirnband ab. Sean hatte das Gefühl, er berühre etwas Feuchtes. Wieder spürte er das Hämmern der gegnerischen Fäuste auf seinem ganzen Leib. Da ergriff Sean die Haare des Feindes. Er verkrallte sich darin. Er versuchte, den Kopf zu sich heranzuziehen, was ihm auch gelang. Dann begann er, den Kopf zu drehen. Er wollte dem Feind das Genick brechen. Doch seine Kräfte reichten dazu nicht aus.

Hassan begann nun langsam, aber sicher wieder die Oberhand zu gewinnen. Jetzt konnte er sich schon zur Seite drehen. Wenn es ihm gelang, den Arm mit dem Leuchter frei zu bekommen, war es um Sean geschehen.

Der Knappe spürte, wie sich die Hand des anderen an seinem Hals entlangtastete, wie sie sein Kinn, sein Gesicht erreichte.

Er besaß lange Fingernägel. Sean hörte förmlich, wie die Nägel über seine Wangen kratzten. Die Wunden, die sie hinterließen, schmerzten fürchterlich, und Sean spürte, wie Blut über sein Gesicht rann. Da merkte er plötzlich, wie seine linke Hand mit dem Kurzsword von einer Last befreit wurde. Er konnte sie bewegen. Der andere drehte sich herum und war im selben Augenblick über ihm.

Sean schrie auf. Hassan hob beide Fäuste.

Sean konzentrierte sich jetzt nur noch auf die linke Hand mit dem Kurzsword. Er schlug dem auf ihm Sitzenden von hinten den Griff ins Genick. Hassan brüllte auf, hielt einen Herzschlag lang inne und griff nach hinten, als wolle er lästige Insekten verscheuchen. Sean nutzte diesen Moment. Er rollte sich unter dem Angreifer zur linken Seite, konnte so seinen Oberkörper befreien, griff mit beiden Händen sein Schwert und holte weit aus. Die Kälte des Griffes durchströmte seine Hände, als er zuschlug.

Die Gewalt des Schlags reichte allerdings nicht aus, Hassan sofort zu töten. Das Schwert verletzte nur die äußeren Hautschichten seines Halses, ein dünner Blutfaden rann daraus hervor, aber Hassan regte sich noch. Er war jedoch so sehr geschwächt, dass es Sean gelang, sich aus seinem Griff zu befreien. Er kam auf die Knie, hob sein Schwert über den Kopf und hieb zu. Es gab ein grässliches Geräusch, als sich die scharfe Klinge in Hassans Genick bohrte.

Es knirschte. Hassans Kopf wogte hin und her. Sean zog das Schwert heraus. Jetzt stand er über dem anderen, der ganz langsam zu Boden sank. Da stieß Sean noch einmal zu. Diesmal zielte er auf Hassans Brust. Als die Klinge eindrang, ertönte ein seltsam schmatzender Laut. Dann blieb der Besiegte liegen und rührte sich nicht mehr.

Sean stützte sich schwer atmend auf den Toten. Er berührte den weichen, nachgiebigen Leib nur widerwillig, er konnte

seine Hände aber nicht wegziehen, er war wie gebannt. Dann spürte er, wie ihm jemand unter die Arme griff und hochzog. Eine Stimme drang wie von fern an sein Ohr. Langsam kam er wieder zu sich. »Steh auf, mein Junge«, drang Joshua in ihn ein.

»Hassan war kein Rechtgläubiger«, sagte Uthman nüchtern. Es lag kein Hass in seiner Stimme. »Mohammed hätte ihn aus seiner Umgebung verstoßen. Ein Muslim tötet nicht, um einen persönlichen Vorteil zu erlangen, er vergießt Blut höchstens, um sich zu verteidigen. Hassan hat mindestens zwei Gefangene gehalten, für deren Tod er verantwortlich ist.«

»Vielleicht braucht Menache jetzt doch wieder einen Priester«, meine Henri. »Zumindest, um die beiden in der Gefangenschaft Verstorbenen christlich zu beerdigen. Es sind übrigens zwei Fischerjungen, Adoptivkinder des dunklen Manuel. Warum der Gehilfe ausgerechnet sie festhielt, werden wir wohl nie erfahren.«

»Er war verrückt«, sagte Joshua.

»Verrückt ist allerdings auch, dass man uns in Notre-Dame verfolgte, weil man uns für Teufel hielt«, bemerkte Uthman, »und hier in Menache gab es einen wirklichen Teufel, und die christliche Einwohnerschaft folgte ihm bedingungslos.«

»Er hat sie mit seinen Kräutern verhext«, erklärte Joshua.

»Das hättest auch du machen können, Uthman«, meinte Henri. »Im Wald von Notre-Dame hast du einen ganz beachtlichen Teufelszauber hervorgebracht. Wenn Hassan deine Kenntnisse des Schwarzpulvers gehabt hätte, wäre vielleicht noch größerer Schaden entstanden.«

»Es wundert mich, dass er es offensichtlich nicht kannte oder zumindest nicht anwendete. Eigentlich kennen alle Araber diese Substanz. Wir benutzten sie schon im Jahr 1249

erfolgreich gegen die christlichen Ritter von König Ludwig IX. als diese den Kreuzzug gegen Kairo führten.«

Sean war nach der Befreiung Uthmans und Madeleines noch immer mit den Gedanken bei dem Kampf mit Hassan. Er war ganz in sich gekehrt. Seinen ersten Toten vergisst man nie, hatte Henri einmal gesagt, und Uthman hatte ihm zugestimmt. Sean schien jetzt herauszufinden, was das bedeutete.

Madeleine war bleich. Sie lehnte sich an Uthman und schwieg. Der erste Satz, den sie nach geraumer Zeit von sich gab, schien Klarheit in ihre Gedanken zu bringen.

»Ich gehe nach Notre-Dame zurück.«

»Es ist deine freie Entscheidung«, nickte Uthman. »Jetzt, wo Hassan tot ist, steht niemand mehr unter seinem Einfluss. Also wird jeder das für ihn Richtige tun können.«

»Es ist todtraurig«, sagte Madeleine. »Aber ich kann nicht so leben wie ihr. Es würde mich auf die Dauer tief unglücklich machen.«

»Überlege es dir noch einmal«, bat Uthman. »Wenn du es wirklich willst, begleite ich dich zurück. Ein sicheres Geleit nach Hause ist das Mindeste, was ich für dich tun kann.«

»Ach, ich weiß nicht, was ich tun soll«, seufzte Madeleine. »Ich bin so hin- und hergerissen. Mein Herz und mein Verstand streiten miteinander.«

»Wenn du Madeleine zurückbegleiten willst, Uthman, dann warten wir hier im Ort auf deine Rückkehr«, sagte Joshua.

»Ich brauche Zeit, ich muss mir alles noch einmal in Ruhe überlegen«, sagte Madeleine.

»Vielleicht gibt es für uns noch etwas zu tun«, sagte Joshua. »Mir scheint, die Leute in Menache werden nur langsam wieder zur Normalität zurückkehren können, nachdem sie so lange unter Hassans Gewalt gestanden haben. Vielleicht können wir ihnen helfen, sich wieder an ihr übliches Leben zu gewöhnen.«

»Etwas müssen wir noch klären«, sagte Henri und wandte sich seinem Knappen zu. »Du hast deine Feuertaufe bestanden, Sean. Ich müsste dich nun zur Schwertleite führen. Aber ich kann es nicht. Du würdest kein vollgültiger Ritter sein, denn ich bin geächtet.«

»Ich weiß, Herr Henri.«

»Bleibst du dennoch bei uns?«

»Was ich getan habe, tat ich nicht, um den Ritterschlag zu erlangen, Herr Henri. Ich tat es allein, um dich und unsere Freunde zu retten.«

Henri rieb sich seinen von Hassans Schlag noch immer schmerzenden Schädel. Er nickte. »So bleiben wir also alle zusammen?«

»Bis zum Jüngsten Gericht«, sagte Uthman. »Aber wer weiß, ob wir es erleben. Sicher nicht, wenn in jedem Ort, durch den wir künftig ziehen, ein Gehilfe des Teufels auf uns wartet.«

»Das Jüngste Gericht erleben wir fast jeden Tag«, gab Joshua zu bedenken. »Das scheint unser Los zu sein.«

Madeleine seufzte. Uthman sah, dass sie schwankte. Er stützte sie. Dann führte er das Mädchen hinaus, damit sie sich ausruhen konnte.

Die Gefährten blickten den beiden nach. Jeder hing seinen Gedanken nach. Wie immer sich Madeleine entscheiden würde, etwas war auf jeden Fall zu Ende. Ein neuer Weg begann für alle. Aber sie konnten nicht sehen, wohin er führte.

Historische Nachbemerkung:

Arabische Wissenschaft und Technik

»Die Wissenschaft gibt dir nichts von sich, es sei denn, du gibst dich ihr ganz hin.
Doch auch, wenn du dich ihr ganz hingibst, bleibt es ungewiss, ob sie dir etwas gibt«
[an-Nazzam, 9. Jh.].

Im Zuge der Expansion des Islam im 7. Jahrhundert entdeckten die Gelehrten des Kalifenreichs – Muslime wie Anhänger anderer Glaubensrichtungen – das Wissen der antiken Kulturen neu. Sie beschäftigten sich in erster Linie mit griechischen Schriften und übernahmen daraus vor allem die philosophischen und naturkundlichen Auffassungen der Autoren. Die erste Phase des Sammelns und Sichtens war nach zwei Jahrhunderten weitgehend abgeschlossen. Im 9. und 10. Jahrhundert begannen arabische Gelehrte, auf den Grundlagen des neu erworbenen Wissens eigene Forschungen zu betreiben.

Die Möglichkeit dazu verdankt sich in erster Linie den politisch-religiösen Eroberungszügen der Kalifen, die das antike Wissen dem arabisch-islamischen Kulturkreis überhaupt erst zugänglich machten. Während der Expansionsphase wurden zahlreiche Zentren der antiken Welt erobert, mit ihnen auch die Bestände der bedeutenden klassischen Bibliotheken. Darüber hinaus traten zahlreiche Gelehrte, die in den eroberten Städten lebten, in den Dienst der neuen Herren, darunter auch etliche christliche und jüdische Ärzte.

Von zentraler Bedeutung für die Neuerschließung der antiken griechischen Wissenschaft war Kalif al-Mamun (Klf. 813-833). Zwar hatten sich arabische Gelehrte auch in den zwei Jahrhunderten vor seiner Regentschaft intensiv mit dem antiken Wissen auseinandergesetzt, doch erst durch al-Mamun erfuhr dieses Interesse eine gezielte Unterstützung. Auslöser dafür war laut einer Legende ein Traum des Kalifen, in dem diesem Aristoteles erschien. Al-Mamun habe sich daraufhin entschlossen, die Übersetzung wissenschaftlicher Werke ins Arabische zu fördern – wobei zu beachten ist, dass von zahlreichen antiken Werken zu diesem Zeitpunkt bereits Übersetzungen vorlagen. Weiter wird berichtet, der Kalif habe mit dem Kaiser von Byzanz, Michael II. (Ks. 820-829), Briefkontakt aufgenommen und ihn um Hilfe bei seinem Vorhaben gebeten. Michael II. sollte arabischen Gelehrten Zugang zu den Bibliotheken Konstantinopels gewähren, damit diese dort griechische Bücher ausleihen und eine arabische Übersetzung davon anfertigen konnten. Nach anfänglichem Zögern, so heißt es, habe Michael II. diesem Ansuchen zugestimmt. Damit fand die Philosophie des Aristoteles Eingang in das Denken der Araber. In den Grenzgebieten zwischen christlichem und islamischem Machtbereich entstand in der Folge ein reger wissenschaftlicher Austausch, der dem Erhalt des antiken Wissens ähnlich förderlich war wie die politischen Eroberungszüge der Kalifen.

Am Ende des 10. Jahrhunderts gründete Kalif al-Hakam II. in Cordoba eine Universität, an der Astronomie, Mathematik und Medizin gelehrt wurden. Doch nicht jeder begrüßte diese Blüte der arabischen Wissenschaften, von der auch Christen profitierten. So klagte Alvara, der Bischof von Cordoba: »Viele meiner Glaubensgenossen lesen die Gedichte und Märchen der Araber, sie studieren die Schriften der muslimischen Theologen und Philosophen, nicht, um sie zu

widerlegen, sondern, um zu lernen, wie man sich auf korrekte und elegante Weise im Arabischen ausdrückt. Wo findet man heute einen Laien, der die lateinischen Kommentare über die Heiligen Schriften liest? Wer unter ihnen studiert die Evangelien, die Propheten, die Apostel? Ach, alle jungen Christen, die sich durch ihr Talent bemerkbar machen, kennen nur die Sprache und die Literatur der Araber! Sie lesen und studieren aufs Eifrigste die arabischen Bücher, legen sich [...] große Bibliotheken davon an und sprechen überall laut aus, diese Literatur sei bewunderungswürdig! Redet man ihnen dagegen von christlichen Büchern, so antworten sie mit Geringschätzung, diese Bücher verdienten nicht ihre Beachtung! O Schmerz! Die Christen haben sogar ihre Sprache vergessen, und unter Tausenden von ihnen findet man kaum einen, der einen erträglichen lateinischen Brief zu schreiben versteht; dagegen wissen Unzählige sich aufs Eleganteste im Arabischen auszudrücken und Gedichte in dieser Sprache mit noch größerer Kunst als die Araber selbst zu verfertigen« [zit. n. Meissner, 1980, S. 10]. An diesem geradezu verzweifelten Ausruf des Bischofs lässt sich der Einfluss, den islamisch-arabische Schriften und in deren Gefolge die arabische Sprache um das 10. Jahrhundert herum gewannen, sehr gut ablesen. In Spanien übernahm das Arabische zu dieser Zeit die Funktion, die im restlichen Europa das Lateinische besaß: die der Gelehrtensprache. Dies wiederum bedeutet: Obgleich Schriften im islamischen Kulturbereich bevorzugt in Arabisch abgefasst wurden, waren die Autoren und Forscher nicht ausschließlich Muslime arabischer Herkunft. Sie stammten vielmehr aus so unterschiedlichen Gebieten wie Ägypten, Persien, Syrien und sogar Indien und waren Hindus, Juden, Kopten, Christen oder Zoroastrier.

Die westeuropäischen Herrscher erkannten früh, dass im islamischen Kulturkreis Kenntnisse vorhanden waren, über die

man selbst nicht, oder nicht mehr, verfügte. Und es hat den Anschein, als seien den islamischen Herrschern die überragenden Errungenschaften ihrer Kultur durchaus bewusst gewesen. So zeichnete der Chronist Einhard unter dem Jahr 807 in seinen Jahrbüchern auf, welche Geschenke eine Gesandtschaft aus dem Orient Karl dem Großen mitbrachte, darunter »ein höchst kunstvoll aus Messing gearbeitetes Uhrwerk [...], in dem der Lauf der zwölf Stunden nach einer Wasseruhr sich bewegte mit ebenso viel ehernen Kügelchen, die nach Ablauf der Stunden herunterfielen und dadurch ein darunter liegendes Becken erklingen machten; ferner waren darin zwölf Reiter, die am Ende der Stunden aus zwölf Fenstern herauskamen und durch ihre Bewegung ebenso viele zuvor geöffnete Fenster schlossen; noch vieles andere befand sich in dieser Uhr« [Einhard, Annalen 807]. Der mächtige Kalif Harun al-Raschid (Klf. 786-809) wird dem Christen Karl die Uhr wohl kaum aus reiner Höflichkeit allein geschenkt haben, vielmehr steht zu vermuten, dass er damit vor allem auch die herausragenden Fähigkeiten der Araber und die Überlegenheit der arabisch-islamischen Kultur demonstrieren wollte. Und dieses Ziel hat er in jedem Fall erreicht, denn – wie die Darstellung Einhards eindrucksvoll belegt – die Uhr war für die Christen eines der Wunder des Orients, der trotz aller gegenseitigen Kontakte fremd und geheimnisvoll blieb.

Im Umgang mit den antiken Wissenschaften verhielt man sich im arabisch-islamischen Kulturkreis nicht viel anders als in den christlichen Gebieten. Hier wie dort waren die Meinungen der antiken Autoren nahezu unantastbare, nicht zu hinterfragende Grundsätze. Neue, oder gar von diesen Grundsätzen abweichende Gedanken konnten sich, wenn überhaupt, nur schwer durchsetzen. Dennoch gab es einige Denker, die sich von den Lehrmeinungen der Autoritäten freizumachen suchten: »Wer die Wahrheit sucht, geht nicht so

vor, dass er die Schriften der Vorgänger studiert und sich dabei leichthin der guten Meinung überlässt, die er von ihnen hat. Der Wahrheitssucher misstraut vielmehr seiner angestammten Meinung. Er stützt sich ausschließlich auf sein Verständnis des Textes, indem er den Kriterien der Logik folgt, nicht den Aussagen von Autoren, die ja Menschen sind, zu deren Wesen Fehler und Mängel gehören. Wer wissenschaftliche Werke studiert, muss, wenn er die Wahrheit erkennen will, sich selbst zum Widersacher all dessen machen, was er liest. Er muss Texte und Erläuterungen genauestens überprüfen und von allen Seiten und unter allen Aspekten in Frage stellen. Sich selbst aber betrachte er ebenfalls kritisch bei diesem Prozess, damit er weder zu streng noch zu nachsichtig urteile. Folgt er dem Weg, so offenbaren sich ihm die Wahrheiten, und mögliche Unzulänglichkeiten und Unklarheiten in den Werken der Vorgänger treten zutage« [Ibn al-Haitan; zit. n. Sezgin, 2004, S. 11].

Auch in der praktischen Forschung gab es Wissenschaftler, die diesen Weg beschritten. Hielt Avicenna (arab. Ibn Sina, 980-1037) weiterhin daran fest, einen von vornherein feststehenden Satz durch Experimente lediglich bestätigen zu wollen, so ging sein Korrespondenzpartner al-Biruni (973-1048) schon einen Schritt weiter. Er machte Experimente, um die Allgemeingültigkeit eines behaupteten Satzes zu beweisen oder aber zu widerlegen. Infolge eines solchen Experiments widersprach er beispielsweise der Ansicht Avicennas, ein Gefäß zerspringe, wenn das darin befindliche Wasser gefriert, weil es sich zusammenziehe, unter Hinweis auf die Beobachtung, dass das Gefäß nicht in sich zusammenfiele, sondern nach außen zersprengt würde [Alas'ila; zit. n. Al-Biruni, 1988, S. 65]. Ebenso überprüfte al-Biruni die Behauptung verschiedener arabischer Autoren, den Schlangen liefen die Augen aus, wenn ihr Blick auf einen Smaragd falle:

»Ich habe es mit einer solchen Hingabe auszuprobieren gesucht, wie man es nicht gewissenhafter machen kann. Ich habe Schlangen eine Halskette aus Smaragden umgelegt, ich habe ihren Korb damit ausgestattet, ich habe vor ihnen eine Schnur hin und her bewegt, und das im Verlauf von neun Monaten bei warmem und kaltem Wetter. Es blieb mir schließlich nichts übrig, als ihnen etwas pulverisiert an die Augen zu bringen. Es zeitigte da überhaupt keine Wirkung, falls es ihnen nicht den Blick geschärft hat« [Mineralogie; zit. n. al-Biruni, 1988, S. 242]. Hier steht die sorgfältige Beobachtung der vorgefassten Meinung gegenüber. Al-Biruni blieb allerdings mit seiner Methode der experimentellen Überprüfung weitgehend allein.

Einer der wenigen weiteren Experimentalforscher der damaligen Zeit war der ägyptische Arzt und Naturforscher Abd al-Latif (1162-1231/2). Er untersuchte 2000 menschliche Schädel, bevor er es als bestätigt ansah, dass der Unterkiefer tatsächlich aus nur einem Knochen besteht und nicht, wie es der berühmte römische Arzt Galen geschrieben hatte, aus zwei Teilen.

Das Wissen vom Himmel und der Erde

Die rasche Ausbreitung des Islam über ein derart großes Gebiet – Mesopotamien, die Levante, Nordafrika und Spanien – brachte die Notwendigkeit mit sich, die neu eroberten Räume auch geografisch zu erfassen. Zahlreiche Autoren verfassten ausführliche Reisebeschreibungen, die weitgehend auf eigener Anschauung beruhten. Ihre Darstellungen zeugen von einem wachen Interesse auch an ethnographischen Details. Man wollte das neue Land und die neuen Leute kennen lernen, zu denen die Wege nun offen waren. Wichtig war dies vor allem für den arabischen Handel, der sich von Ostasien bis zur Straße von Gibraltar erstreckte. Die Seefahrer benötigten genaue Seekarten und zuverlässige Instrumente für die Navigation. Auf diesen Gebieten leisteten arabische Wissenschaftler und auch Handwerker Erstaunliches. Besonders ihre Beobachtungsinstrumente für die Navigation wurden von den Christen begierig übernommen.

Eine der größten Leistungen der arabisch-islamischen Geografie ist die von Kalif al-Mamun in Auftrag gegebene Weltbeschreibung mit Weltkarte. Von diesem gewaltigen Werk, zu dessen Erarbeitung ein ganzer Stab von Astronomen und Geografen berufen wurde, blieb bis heute eine Abschrift aus dem Jahr 1340 erhalten. Als Grundlage ihrer Arbeit dienten den Autoren die Weltkarte des Marinus aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts und die acht Bücher der Geographica des griechischen Astronomen und Naturforschers Klaudios Ptolemäus. Die dort gefundenen Informationen ergänzten die vom Kalifen beauftragten Wissenschaftler immens. Sie ließen das gesamte geografische Wissen ihrer Zeit in ihr großes Werk einfließen. Daten über Süd- und Zentralasien, aber auch über Ost- und Nordafrika gewannen sie zum Großteil aus eigenen

Beobachtungen und Messungen. Die so erzielten Fortschritte waren beachtlich.

Basierend auf dieser Weltkarte, schuf der Kartograf al-Idrisi (um 1100-1166) am Hof des normannischen Königs von Sizilien, Roger II. (Kg. 1130-1154), im Jahr 1154 eine kreisförmige Weltkarte sowie ein erläuterndes Werk, zu dem siebzig rechteckige Teilkarten gehörten, die den Verlauf der nordeuropäischen Küsten, der Küsten Nord- und Nordostasiens, aber auch die Gestalt des Mittelmeeres detailliert wiedergaben.

Die unter al-Mamun angefertigten Karten basierten auf exakten geografischen Messungen. Einem Bericht al-Birunis zufolge beauftragte al-Mamun, der bei den antiken Autoren keine genauen Angaben über die Länge eines Grades auf der Erdoberfläche finden konnte, da das den griechischen Längenangaben zugrunde liegende Stadion keine einheitliche Maßeinheit war, seine Gelehrten, eine eigene Messung des Erdumfangs durchzuführen. Das Verfahren war aufwändig, und es musste eine geeignete Landschaft dafür gefunden werden. Al-Biruni schreibt: »Man wählte in der Wüste von Singar in der Umgebung von Mossul einen Ort, der von der Distrikthauptstadt 19 Parasangen [114 km] und von Samarra 43 Parasangen [258 km] entfernt war. Sie waren mit der ebenen Beschaffenheit des Bodens zufrieden und brachten die Instrumente dorthin. An einer bestimmten Stelle maßen sie zur Mittagszeit die Sonnenhöhe. Dann teilten sie sich in zwei Gruppen, und Halid wandte sich mit seinem Trupp von Landvermessern und Technikern in Richtung auf den Himmelsnordpol, während Ali ibn Isa al-Asturlabi und Ahmad ibn al-Buhturi, der Wegemesser, mit ihrer Gruppe die Richtung auf den Himmelssüdpol zu einschlugen. Jede Abteilung maß zur Mittagszeit die Sonnenhöhe, bis sie fand, dass sie sich um einen Grad verändert hatte, außer der Veränderung, die von der

Deklination herrührt. Dabei hatten sie den zurückgelegten Weg gemessen und mit Pflöcken markiert. Auf dem Rückweg überprüften sie die Vermessungen ein zweites Mal. Die beiden Abteilungen trafen sich dort wieder, wo sie sich getrennt hatten. Sie ermittelten als Wert für einen Grad des Erdumfangs 56 Meilen [112 km].«

Für die Durchführung der Messungen mussten neue Instrumente entwickelt werden. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Sternwarten mit ihren teils riesigen Sextanten – wie dem in Alt-Teheran, der einen Radius von 20 Metern aufweist – oder die Armillarsphären, mit denen die Koordinaten der Fixsterne bestimmt werden konnten – beispielsweise jene, die 1260 für die Sternwarte von Maragha errichtet wurde. Nur mit solchen Geräten war es möglich, die gewünschte Genauigkeit bei der Vermessung des Himmels zu erreichen.

Von großem Interesse für die arabischen Astronomen war auch die Bestimmung der geografischen Länge einzelner Orte. Da es noch keine präzisen Chronometer gab, griffen die Araber zu diesem Zweck auf die aufwändige Methode der Beobachtung von Mondfinsternissen zurück. Sie gingen zu Recht davon aus, dass sich aus dem zeitlichen Abstand zwischen dem Eintreten der Finsternis an zwei verschiedenen Orten deren Entfernung voneinander berechnen lässt. So konnten sie Karten erstellen, die wesentlich genauer waren als all jene, welche die Antike hervorgebracht hatte oder welche die Geografen des christlichen Mittelalters erstellen konnten oder wollten: Kolumbus beispielsweise verzichtete wider besseren Wissens auf die Chance, anlässlich einer Mondfinsternis die Entfernung der von ihm entdeckten Küsten von Spanien zu berechnen.

Neben genauen Karten entwickelten arabische Wissenschaftler und Handwerker hoch entwickelte

Instrumente zur Navigation. Schon im 11. Jahrhundert, so ist es in chinesischen Aufzeichnungen nachzulesen, nutzten arabische Steuerleute Kompass. Das Prinzip der nach Norden weisenden Magnetnadel war damals auch den Chinesen schon bekannt, doch hatten sie bis dahin keinen praktischen Nutzen daraus gezogen. In den erhaltenen arabischen Quellen ist zu lesen, dass anfangs mit Wasser gefüllte Schalen als Kompass genutzt wurden, in denen ein Stück Holz schwamm, das die Magnetnadel trug. Ihren Weg nach Europa fand diese wichtige Erfindung über das Heilige Land. 1269 beschrieb Peter von Maricourt den Magnetismus und die Funktionsweise des Kompasses in den *Epistola de magnete*. Und kurz darauf verhalf der aus Amalfi stammende Flavio Gioja, der den Kompass im Orient kennen lernte, dem Instrument zum Durchbruch in Europa. Der Kompass sollte die Seefahrt revolutionieren. Mit seiner Hilfe war es endlich möglich, auch bei bedecktem Himmel, wenn man sich weder an der Sonne noch an den Sternen orientieren konnte, den Kurs sicher zu halten. Die hohe See verlor so einen Teil ihres Schreckens, die Fahrtstrecken konnten verkürzt werden, und die Seefahrt wurde insgesamt sicherer.

Ein weiteres wichtiges Instrument, das die christliche Seefahrt entscheidend beeinflussen sollte, war der so genannte Jakobsstab. Diese ursprünglich arabische Erfindung diente zur Feststellung des Höhenwinkels von Sternen. Die Konstruktion selbst ist denkbar einfach: An einem langen Stab befinden sich zwei bewegliche Querhölzer. Will man die Gestirnhöhe über dem Horizont bestimmen, so peilt man über die Querhölzer Stern und Horizont gleichzeitig an und verschiebt sie so lange, bis die Visierlinie über beide Hölzer läuft. Anschließend kann der gemessene Winkel auf dem Instrument abgelesen werden. Der Jakobsstab ist eine vereinfachte Version des schon seit Klaudios Ptolemäus bekannten Astrolabiums. Auch dieses

Instrument war von den Arabern weiterentwickelt worden. Bis man in Europa in der Lage war, solche Präzisionsinstrumente selbst herzustellen, griffen auch die christlichen Seefahrer häufig auf die von arabischen Handwerkern hergestellten Geräte aus Messing zurück. Mit einem Astrolabium war es möglich, nicht nur den Sonnenstand zu messen, sondern auch die Auf- und Untergangspunkte der Gestirne oder die Dauer von Tag und Nacht zu bestimmen. Es war damit ein universell einsetzbares Messinstrument.

Papier, Papyrus, Pergament

Unsere moderne Schriftkultur ist ohne Papier nahezu undenkbar, daran haben selbst elektronische Speichermedien nichts geändert. Heutzutage kann sich Papier jeder leisten, im Europa des Mittelalters gehörte sein damaliges Äquivalent – das Pergament – zu den beinahe unerschwinglichen Luxusgütern. Nach dem Ende der römischen Herrschaft hatte dieser nur mit großem Aufwand herzustellende Schreibgrund das in der Antike in Ägypten massenhaft produzierte und in alle Teile des Römischen Reichs exportierte Papyrus fast völlig verdrängt. Als die Europäer im 11. Jahrhundert erstmals das einfach und billig herzustellende Papier kennen lernten, setzte es sich als neuer Schreibgrund daher vergleichsweise rasch durch. Hieran hatten die Araber einen nicht unwesentlichen Anteil.

Das Papier wurde von den Arabern zwar nicht erfunden, doch waren sie es, die das Verfahren seiner Herstellung auch in Europa bekannt machten. Im Jahr 100 hatte der Chinese Ts'ai Lun mit der Produktion von Papier begonnen. 650 Jahre später kauften sich in Samarkand angesiedelte Chinesen aus der arabischen Kriegsgefangenschaft frei, indem sie dort eine Papierproduktion aufbauten. Kalif al-Mansur (Klf. 754-775) erkannte die Bedeutung des Papiers, für dessen Einführung in der Verwaltung seines Reichs er sich einsetzte. In Bagdad wurde die erste Papiermühle 794 in Betrieb genommen, und die Papierherstellung verbreitete sich rasch nach Westen, zunächst nach Syrien, Palästina, Ägypten, Tunesien und Marokko, und im 11. Jahrhundert auch nach Sizilien und Spanien.

Nach der Eroberung Siziliens lernten die Normannen das Papier kennen und verwendeten es sogleich in ihren Kanzleien.

Doch sie wussten noch nicht, wie das empfindliche Material dauerhaft aufbewahrt werden konnte. So war es beispielsweise erforderlich, eine im Jahr 1190 auf Papier ausgefertigte Urkunde schon 25 Jahre später auf dem wesentlich unempfindlicheren Pergament zu erneuern. Wahrscheinlich war die mangelhafte Haltbarkeit des Papiers einer der Gründe, warum dieser Schreibgrund in Europa nur langsam angenommen wurde. Erst 1276 gibt es eine Papierproduktionsstätte in Italien, 1320 wurde die erste deutsche Papiermühle am Rhein errichtet, und 1389 gründete der Nürnberger Gewürzhändler Ulman Stromer, der das Geheimnis der Papierherstellung in Spanien kennen gelernt hatte, eine Papiermühle bei Nürnberg. Am Beispiel der Papierherstellung kann man gut nachvollziehen, wie von den Arabern ein – gewollter oder ungewollter – Kulturtransfer ausging: Im 11. Jahrhundert war China für die Europäer ein noch weitgehend unbekanntes Land, eine chinesische Erfindung nutzte man hier, vermittelt durch den islamischen Kulturkreis, zu dieser Zeit allerdings schon.

Die Welt der Zahlen

Das wahrscheinlich wertvollste Geschenk der Araber an die Welt war die Verbreitung der aus Indien stammenden Zahlzeichen. In der Antike und im frühen Mittelalter wurde im Abendland nur wenig mathematische Forschung betrieben, weil ein zum bequemen und schnellen Rechnen geeignetes Zahlensystem fehlte. Juden, Griechen und Römer stellten Zahlen mithilfe einer alphabetischen Buchstabenschrift dar, die zum Rechnen in *extenso* allerdings ungeeignet war. Die Inder besaßen ein Ziffernsystem, das diesem Zweck weitaus dienlicher war, es hatte sich zwischen 300 v. Chr. und 600 n. Chr. entwickelt und basierte auf dem bis heute von uns verwendeten Dezimalsystem mit den Zahlzeichen von null bis neun. Der entscheidende Aspekt dieses Systems war die Einführung der Null, denn erst mit ihr konnte ein Stellenwertsystem der Dezimalzahlen entwickelt werden, das ermöglichte, auch große Zahlen mit nur wenigen Zahlsymbolen – nämlich 0 bis 9 – darzustellen. Erst damit wurde die Voraussetzung für die Entwicklung der modernen Mathematik geschaffen.

Die Vorzüge der indischen Zahlensystematik wurden rasch erkannt. Schon im 7. Jahrhundert verwendete man sie auch in Syrien, und innerhalb von einhundert Jahren hatte sich das Rechnen mit indischen Zahlen im gesamten islamischen Kulturbereich durchgesetzt. Ibn al-Adami berichtet in seinem Werk *Die Perlenschnur*. »Im 156. Jahr der Hedschra erschien vor dem Kalifen al-Mansur [Klf. 754-775] ein Mann aus Indien, welcher in der unter dem Namen Sindhind bekannten Rechnungsweise, die sich auf die Bewegung der Sterne bezieht, sehr geübt war. Das Buch wollte er aus den Kardagas ausgezogen haben, die den Namen des Königs Figar tragen.

Al-Mansur befahl, dieses Buch ins Arabische zu übersetzen und danach ein Werk zu verfassen, das die Araber den Planetenbewegungen zugrunde legen könnten. Mit dieser Arbeit wurde Muhammed ibn Ibrahim al-Fasari beauftragt, der danach ein Werk verfasste, das bei den Astronomen der große *Sindhind* heißt« [zit. n. Hunke, 1975, S. 45-46]. Wieder war es ein Kalif, der sich um die Verbreitung einer wichtigen Innovation verdient machte. Das von dem indischen Gelehrten Brahmagupta verfasste Lehrbuch *Sindhind* gewann sofort großen Einfluss, denn bis zu seinem Erscheinen hatten die Araber in Spanien noch immer die griechischen Zahlzeichen verwendet. Bearbeitet wurde der *Sindhind* von dem arabischen Gelehrten al-Charismi, dem die Nachwelt übrigens auch die Algebra verdankt. Der Begriff selbst geht auf den Titel einer seiner Abhandlungen *Algabar w'almuqabalah* (dt. *Wiederherstellung und Ausgleich*) zurück, die von der Umformung von Gleichungen handelt.

Der Siegeszug der arabischen Zahlen in Europa begann mit Gerbert von Aurillac, dem späteren Papst Silvester II. (PM 999-1003). Er benutzte als Erster die von den Arabern eingeführten Zahlzeichen. Allerdings verzichtete er noch auf die Verwendung der Null, sodass die Wirkung der neuen Ziffern zunächst begrenzt blieb. Für den Durchbruch der neuen Zahlzeichen in Europa sorgte schließlich der Pisaner Leonardo Fibonacci. Ihm wurde die große Ehre zuteil, Kaiser Friedrich II. (Ks. 1220-1250) von seinem beim Handel mit den Arabern erworbenen Wissen zu berichten. In seinen mathematischen Werken schuf Fibonacci die Grundlage für die Verbreitung der neuen, nun »arabisch« genannten Zahlzeichen in Europa.

Wie weit die arabische Mathematik im Mittelalter entwickelt war, zeigt sich an den Arbeiten Ibn al-Haitams (965-1039). Er berechnete bereits Paraboloide, die durch die Rotation einer Parabel um einen beliebigen Durchmesser entstehen. Dabei

fand er einen Lösungsweg, der der Berechnung eines Integrals gleichkam. Und auch in der Geometrie beschriftete Ibn al-Haitam Wege, die erst im 18. Jahrhundert wieder aufgegriffen und weiterverfolgt wurden.

Arabische Technik

Das Uhrwerk, mit dem Kalif Harun al-Raschid Karl den Großen beschenkte, zeigte schon sehr früh, wie hoch die arabische Mechanik entwickelt war. Eines der mechanischen Wunderwerke der Araber beschreibt der Arzt Ibn Rabban at-Tabari: »Vor der Sternwarte in Samarra habe ich einen von den Brüdern Muhammed und Achmed ben Muða, die beide Sternkundige und Mechaniker sind, erbauten Apparat gesehen, der die Gestalt einer Kugel hat und die Sternbilder und die Zeichen des Tierkreises abbildet.

Angetrieben wird er durch Wasserkraft. Wenn am wirklichen Himmel ein Stern untergeht, verschwindet im selben Augenblick auch sein Abbild auf dem Apparat, in dem er unter eine Kreislinie, die den Gesichtskreis darstellt, hinabsinkt. Geht in der Natur das nämliche Sternbild wieder auf, so erscheint auch auf dem Apparat sein Abbild über der Horizontlinie« [zit. n. Hunke, 1975, S. 75].

Dass für den Betrieb dieses Planetariums Wasserkraft verwendet wurde, wundert nicht, denn die arabischen Mechaniker konnten gerade auf diesem Gebiet auf einen reichhaltigen Erfahrungsschatz zurückgreifen. Schon frühzeitig entwickelten sie komplizierte wassergetriebene Schöpfanlagen zur Bewässerung von Feldern oder zur Wassergewinnung für ihre Hospitäler. Eine um das Jahr 1200 von al-Gazari beschriebene Kolbenpumpe konnte Wasser bis zu elf Meter hoch fördern, wahrscheinlich basierte sie auf dem Prinzip der aus der Antike überlieferten Archimedischen Schraube, die noch heute oft zum Einsatz kommt. Ganz in griechischer Tradition standen wasserbetriebene Figurentheater, wie sie von al-Muradi in seinem Automatenbuch beschrieben werden. Der Ruf solcher Automaten gelangte bis ins Abendland, wo die

wunderlichsten Geschichten darüber berichtet wurden. Von eher praktischem Nutzen waren wiederum die schon im 9. Jahrhundert entwickelten Greifbagger der Araber.

Die Chemie der Araber

Die Handwerker der Antike besaßen einige wenige chemische Grundkenntnisse, die sie für die Herstellung von Glas, die Erzeugung von Farben aus pflanzlichen oder mineralischen Grundstoffen sowie das Mischen von Medikamenten benötigten. Eine wissenschaftliche Chemie im engeren Sinne bestand jedoch nur insoweit, als dass griechische Naturphilosophen chemische Prozesse bereits theoretisch verallgemeinert hatten. Erst als Gnostiker im 2. und 3. Jahrhundert in Ägypten mit den bis dahin von den ägyptischen Priestern betriebenen chemischen Beschäftigungen Bekanntschaft machten, nahm die praktische Beschäftigung mit chemischen Vorgängen in Form der Alchemie ihren Anfang. Von deren Versuch, mittels chemisch-magischer Praktiken die Verwandlung von einem Stoff in einen anderen zu bewirken, hin zur theoretisch begründeten Wissenschaft war es allerdings ein weiter Weg. Und auch an diesem haben die Araber einen nicht unwesentlichen Anteil. Sie verlagerten den Interessenschwerpunkt der Gelehrten weg von dem alchemistischen Traum, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, hin zur Lösungsfindung für alltägliche Probleme.

Der im 9. Jahrhundert lebende Dschabir war, wie so viele andere arabische Forscher seiner Zeit, ein Universalgelehrter. Er befasste sich vor allem mit der chemischen Veränderung von Metallen. So gelang ihm die Darstellung von Quecksilberoxid, Zinnober, Arsenik, Salmiak, Silbernitrat, Alaun, Kupfervitriol und anderen Verbindungen. Dschabir und seine Schüler kannten Säuren und Laugen, sie wussten um die Gewichtszunahme beim Oxidieren, und sie entwickelten die für das Experimentieren notwendigen grundlegenden Techniken wie Destillieren, Filtrieren und Kristallisieren. Ihre

Erkenntnisse hielten sie in zahlreichen Schriften fest, in denen sie auch die von ihnen verwendeten Apparate beschrieben, etwa einige Destillationsanlagen, mit deren Hilfe im 13. Jahrhundert bereits Rosenwasser hergestellt wurde.

Ein weiterer Gelehrter war Ar-Rasi, dem es gelang, Schwefelsäure und reinen Alkohol herzustellen. Ar-Rasi war es auch, der die Chemie zur Herstellung von Heilmitteln nutzte. Schon er setzte auf Versuche mit Tieren, um die Wirksamkeit von chemisch erzeugten Medikamenten zu überprüfen. Auf diesem Weg entwickelte er Betäubungsmittel auf der Basis von Opium und Haschisch. Er kann als Begründer der arabischen Pharmakologie bezeichnet werden, die schon damals zwischen den Medikamente verordnenden Ärzten und den diese Mittel herstellenden Apothekern, die bereits seit den 80er Jahren des 8. Jahrhunderts im Kalifenreich bekannt waren, unterschied.

Die arabische Chemie brachte allerdings nicht nur Heilmittel hervor. Eine weitere arabische Erfindung von großer Tragweite war die Entwicklung des Schießpulvers, das die Kriegstechnik revolutionierte. Mit der Einführung von Sprengstoffen und Feuerwaffen änderten sich Strategie und Taktik, und auch Kriegsmedizin und Festungsbau wurden nachhaltig beeinflusst. Hintergrund dieser Entwicklungen waren die Kreuzzüge, unter deren Druck sich die Araber mit Waffentechnik und Festungsbau auseinander setzen mussten. Der Einsatz des so genannten Griechischen Feuers – einer brennbaren Substanz in bis heute nicht vollständig geklärter Zusammensetzung – im Verlauf des Ersten Kreuzzugs zur Verteidigung Jerusalems bildete den Auftakt zu einer Reihe innovativer Waffentechniken.

Bis heute ist die Frage umstritten, ob das Schwarzpulver ursprünglich eine chinesische oder eine arabische Erfindung war. Historisch belegt ist, dass die Chinesen in der Schlacht

von Pienking im Jahr 1232 gegen die Mongolen Pfeile einsetzen, die mit salpeterhaltigen Brandsätzen ausgestattet waren. Die Mongolen lernten schnell und setzten bei der Belagerung von Fantsching ihrerseits Feuerwaffen ein. Der arabische Historiker Raschid ad-Din berichtet, Kublai Khan hätte um arabische Hilfe nachgesucht. »Der Kublai Khan wandte sich hierher, man solle ihm einen Ingenieur, der aus Baalbek und Damaskus gekommen war, senden. Die Söhne dieses Ingenieurs, Abu Bekr, Ibrahim und Muhammed, erbauten mit den Leuten, die sie begleitet hatten, sieben große Maschinen und gingen nach der belagerten Stadt ab« [zit. n. Hunke, 1975, S. 36]. Vielleicht waren es diese Männer, die den Mongolen das Geheimnis des Schwarzpulvers verrieten. Denn wenn es heißt, der Ingenieur sei aus Baalbek gekommen, muss bedacht werden, dass in dieser syrischen Stadt auch das Griechische Feuer erfunden und weiterentwickelt worden war. Bei der Eroberung Baalbeks waren den Arabern große Bestände des verheerenden Brandmittels in die Hände gefallen, das bis dahin das größte militärische Geheimnis des Byzantinischen Reichs gewesen war. Bei seiner Weiterentwicklung könnten arabische Chemiker ohne weiteres auf die Sprengwirkung des Schwarzpulvers gestoßen sein. Jedenfalls verwendeten die Araber im 13. Jahrhundert Schießpulver als Treibmittel für Raketen. Wahrscheinlich wurden Feuerwaffen bereits im Jahr 1249 gegen die christlichen Ritter eingesetzt, die mit König Ludwig IX. dem Heiligen, zum Kreuzzug gegen Kairo ausgezogen waren. In zahlreichen arabischen Abhandlungen, wie zum Beispiel den Büchern des Hassan ar-Rammah, wurden Explosivgeschosse und Raketen aller Art beschrieben, von ersten Handgranaten bis hin zu raketentriebenen Torpedos. Die christlichen Heere Spaniens sahen sich im Lauf des 14. Jahrhunderts wiederholt mit den Kanonen der Araber konfrontiert. Aber die Europäer

waren gelehrige Schüler. Schon die Schlacht bei Crécy im Jahr 1346, die einen Anfangspunkt des hundertjährigen Kriegs markiert, wurde durch die englischen Feuerrohre entschieden, denen die französischen Ritter nichts entgegenzusetzen hatten. Wie das Wissen um die Pulverherstellung zu den Christen gelangte, ist nicht genau bekannt. Es heißt, der bedeutende Gelehrte Albertus Magnus habe das Geheimnis durch die lateinische Übersetzung eines arabischen Traktats kennen gelernt und es dann dem Franziskaner Berthold Schwarz in Freiburg verraten. Von der Kenntnis der explosiven Formel zum praktischen Einsatz in der Schlacht war es dann nur noch ein kleiner Schritt.

Apotheke und Kanone bilden somit die beiden entgegengesetzten Pole der arabischen Chemie, die der Heilung wie der Zerstörung diene.

Die Geheimnisse des Lichts

Ohne die arabischen Wissenschaftler hätte auch die Optik im Mittelalter nicht so rasche Fortschritte gemacht. Jahrhundertlang war man den Meinungen von Euklid und Ptolemaios gefolgt, die der Auffassung gewesen waren, dass vom Auge ausgehende Sehstrahlen die Umgebung abtasteten und dadurch sichtbar machten. Erst der gegen Ende des 10. Jahrhunderts lebende, als Alhazen bekannt gewordene al-Hassan ibn al-Hetham widerlegte diese Auffassung. Bei seinen optischen Experimenten kam er zu dem Schluss: »Nicht ein Strahl, der das Auge verlässt, bewirkt das Sehen, vielmehr strahlt die Gestalt des wahrgenommenen Gegenstandes in das Auge und wird von seinem durchscheinenden Körper umgewandelt« [zit. n. Hunke, 1975, S. 92]. Alhazen hatte somit die Funktion der Augenlinse erkannt. Doch er erforschte nicht nur das Sehen. Ihn interessierte alles, was im weitesten Sinne mit Licht zusammenhing. So wundert es nicht, dass es auch Alhazen war, der erstmals mit einer Art Lochkamera experimentierte, mit deren Hilfe er nicht nur die geradlinige Ausbreitung der Lichtstrahlen bewies, sondern auch die Urform des Fotoapparats schuf. Darüber hinaus interessierte er sich für die Brechung der Lichtstrahlen in Luft und Wasser. Alhazen kam bei diesen Forschungen zu dem Ergebnis, dass die Lufthülle eine Höhe von etwa 15 Kilometern haben müsse – ein erstaunlich genaues Ergebnis. Und er löste das Rätsel des Regenbogens, die große Frage der Naturkunde, auf die die griechischen Naturforscher bis hin zu Aristoteles keine befriedigende Antwort gefunden hatten. Kamaladdin al-Farisi, der die Experimente Alhazens um 1300 weiterführte und kommentierte, beschrieb eine Versuchsanordnung, mit der gezeigt werden konnte, dass der Regenbogen durch eine

zweifache Reflexion eines Sonnenstrahls in einem Wassertropfen entsteht. Die im Kulturkreis des Islam lebenden Gelehrten hatten im Verlauf des Mittelalters nahezu alle Gebiete der überlieferten antiken Wissenschaft revolutioniert. Weit mehr, als das vorgefundene Wissen nur zu übernehmen, überprüften zumindest einige von ihnen die Behauptungen der alten Schriften und scheuten nicht davor zurück, selbst den großen Autoritäten zu widersprechen. Sie handelten in dieser Hinsicht wesentlich freier als die christlichen Wissenschaftler ihrer Zeit, die es oft nicht wagen durften, an den überkommenen Ansichten zu zweifeln, die längst als Dogmen in die kirchliche Lehre eingeflossen waren. Wer sich gegen diese stellte, galt als Häretiker und musste den Scheiterhaufen fürchten. Die Übernahme von Erkenntnissen der Araber in den christlichen Kulturraum wiederum erschwerte die allgemeine Ablehnung des Islam. Ein Austausch erfolgte daher zunächst fast ausschließlich in Grenzgebieten oder in eroberten ehemals islamischen Gebieten wie Spanien, dem Heiligen Land oder Sizilien.

Irgendwann konnte der christliche Kulturkreis arabischen Gelehrten und ihren richtungweisenden Leistungen seine große Anerkennung allerdings nicht mehr versagen. In mancherlei Hinsicht waren es somit die Araber, die ein Tor zu den modernen Wissenschaften aufstießen.

Jörg Dendl

Literatur:

Al-Biruni, *In den Gärten der Wissenschaft*, Leipzig 1988

Osman Bakar, *The history and philosophy of islamic science*, Cambridge 1999

Heinz Balmer/Beat Glaus, *Die Blütezeit der arabischen Wissenschaft*, Zürich 1990

Francesco Gabrieli, *Geschichte der Araber*, Stuttgart 1963

Sigrid Hunke, *Allahs Sonne über dem Abendland*, Stuttgart 1975

Sigrid Hunke, *Kamele auf dem Kaisermantel*, Stuttgart 1976

Bernard Lewis, *Die Araber*, München 1995

Marek Meissner, *Die Welt der sieben Meere*, Stuttgart 1980

Fuat Sezgin, *Wissenschaft und Technik im Islam, Bd. 1: Einführung in die Geschichte der arabisch-islamischen Wissenschaften*, Frankfurt a. M. 2003

Fuat Sezgin, *Wissenschaft und Technik im Islam*, Frankfurt a. M. 2004